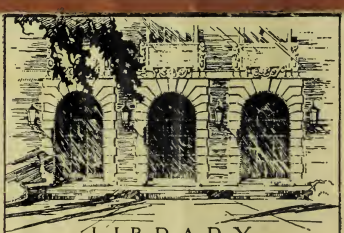
a 17, 677

In der

Buch- und Musikalien-Handlung

von C. J. Becker in Elberfeld

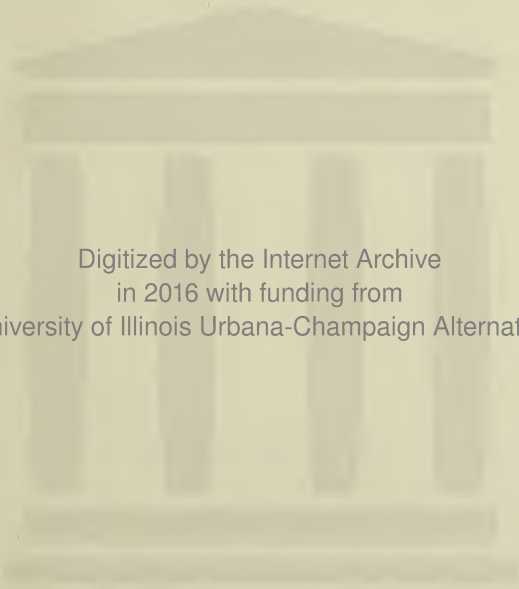
findet man die vorzüglichsten Werke aus allen Zweigen der Literatur, Autores classici, Gebet- und Erbauungsbücher, Schulbücher, Jugendschriften, Gesellschaftsspiele, Taschenbücher, Zeitschriften, Landkarten, Vorschriften, Zeichenbücher, Stick- und Strickmuster, sämmtliche in und außer Deutschland erschienenen Musikalien für alle Instrumente, so wie auch für den Gesang; überhaupt Alles was in das Literatur- und Kunstfach einschlägt, vorräthig.



LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF ILLINOIS

Aron Library
1913

438.6
R58k
1829



Digitized by the Internet Archive
in 2016 with funding from
University of Illinois Urbana-Champaign Alternates

https://archive.org/details/derneuekinderfre00roch

Der

neue Kinderfreund.

Ein

Lesebuch

zum Gebrauch

in Land- und Stadtschulen.

Von

Friedrich Eberhard von Rochow.

Aufs neue herausgegeben

von

W. C. C. von Türk,
Königlich Preußischem Regierungs- und Schulrath.

Dritte Auflage.

Brandenburg, 1829.
Druck und Verlag von Wiesike.

438.6
R58K
1829

Vorrede.

Bei der erfreulichen Eröffnung der neuen Elementar-Schulen der Stadt Brandenburg, welche den 5ten Juli d. J. Statt fand und wodurch sich die Herren Geistlichen, der Magistrat, die Stadt-Verordneten-Versammlung, die Mitglieder der Schul-Commission, die Bezirks-Schul-Vorsteher und alle, die zu diesem segensreichen Werk mitwirkten, Ansprüche auf die Dankbarkeit ihrer Mitbürger für jetzt und für die Zukunft erworben haben, wünschte man auch ein zweckmäßiges Lesebuch für die neuen Schulen zu haben.

Da der verewigte Domherr v. Rochow in der Zeit, wo er lebte und wirkte, zur Verbesserung der Elementar-Schulen so vieles beigetragen hat, so war wohl der Wunsch natürlich, sein Lesebuch vorzugsweise zu benutzen, und es erging an mich die Aufforderung, eine neue Ausgabe desselben, mit vorzüglicher Berücksichtigung des Bedürfnisses der Brandenburger Schulen, zu besorgen. Ich glaubte, alles weglassen zu müssen, was sich mehr zum Nachdenken für den Lehrer, als zum Lesen für die Schüler eignet.

Manches, was nicht mehr zeitgemäß war, mußte gleichfalls umgearbeitet — auch mußte der Stoff vermehrt werden.

Ich bemerke daher, daß von S. 137 die Zusätze beginnen. Für diese Arbeit blieb mir indessen nur sehr wenige Zeit — die Eröffnung der Schulen drängte — ich muß daher für diese Arbeit um Nachsicht bitten.

Wenn sie indessen manchem Kinde die Schule werth macht, wenn sie in vielen gute Gedanken anregt und sie zur Frömmigkeit und Gottesfurcht führt, so wird meine geringe Mühe reichlich belohnt seyn.

Als Einleitung glaubte ich am schicklichsten eine kurze Lebensbeschreibung des würdigen Verfassers vorausschicken zu müssen.

Potsdam, den 17. Juli 1825.

v. Türk,

Königl. Preuß. Regierungs- und Schulrath.

30778

Vorrede zur dritten Auflage.

Bei Erscheinung der 2ten Auflage dieses von mir neu bearbeiteten Kinderfreundes war ich eben damit beschäftigt, irgend ein Mittel ausfindig zu machen, um der traurigen Lage, in welcher sich viele Schullehrer und Schul-Gemeinden befinden, abzuhelfen, wo ein alter Schullehrer, der viele Jahre lang seinem Amte treu vorgestanden hat, nicht mehr im Stande ist, dasselbe zu verwalten, dennoch aber nicht füglich in den für ihn so wünschenswerthen Ruhestand versetzt werden kann, weil es bei dem ohnehin dürftigen Einkommen der Stelle an Mitteln fehlt, ihm eine Pension zu gewähren, ohne dem Adjunct etwas zu entziehen, wo also die Schul-Jugend Jahre lang eines tüchtigen Lehrers entbehren, der arme Schullehrer aber bis zu seinem letzten Lebenshauche in Verwaltung eines Amtes sich abmühen muß, zu dem ihm die Kräfte fehlen.

Ich verfiel daher darauf, durch dieses Buch den Grund zu einem Fond für alte, dienstunfähige Schullehrer zu legen; meinem Wunsche gemäß wird daher dasselbe, das der Herr Verleger einzeln zu 5 Sgr. verkauft, in Partien von 100 Exemplaren zu 12 Rthlr. abgelassen und zwar so, daß nur 10 Rthlr. baar eingesandt, die andern 2 Rthlr. aber dem Schul-Fond des Landes oder der Provinz, aus welcher die Bestellung eingeht, überlassen werden, um vorläufig in einer Sparkasse belegt, mit der Zeit aber zu einem Pensions-Fond für emeritirte Schullehrer verwandt zu werden. Diese Idee ist überall gut aufgenommen worden. Mögte dieses Buch fortdauernd, wie bisher, Beifall finden, mögten andre sich auf ähnliche Weise anschließen, so wird bald mein Wunsch erfüllt seyn, „Altersschwache Schullehrer, ohne zu große Belästigung der Gemeinden und der Adjuncten in den Ruhestand versetzt zu sehen.“

Im Texte ist übrigens nichts geändert worden, damit die neue Auflage mit den älteren übereinstimme.

Ein reicher Vorrath angemessenen Stoffs zu einem Lesebuche, das sich diesem anschließen soll, wird auf ähnliche Art von mir benutzt werden und als ein zweiter Theil des vorliegenden betrachtet werden können.

Potsdam, den 17. Januar 1829.

v. Türk,

Königl. Preuß. Regierungs- und Schul-Rath.

Biographie
des
Herrn von Rochow.

Friedrich Eberhard v. Rochow wurde am 11ten October 1734 zu Berlin geboren.

Sein Vater war der Staats- und Kriegs-Minister Friedrich Wilhelm v. Rochow auf Reckan, seine Mutter war Friederike v. Görne. Er war der einzige Sohn, der seinen Eltern von vier Kindern übriggeblieben war.

Er liebte seine Mutter unaussprechlich, und ihr verdankte er vorzüglich den frommen Sinn, der sein ganzes Leben hindurch seine Handlungen leitete, indem sie ihn von früher Jugend auf zur Gottesfurcht erzog.

Schon früh entwickelten sich seine vorzüglichen Geistes-Anlagen; eine große Wißbegierde zeichnete ihn aus, die ihn auch veranlaßte, fleißig zu lesen.

Seine erste Erziehung wurde durch Hauslehrer besorgt — dann ward er Zögling der Ritter-Akademie zu Brandenburg; aber schon im funfzehnten Jahre trat er in Militair-Dienste.

Auch in diesem Stande widmete er fast alle Zeit, die ihm von Dienst-Geschäften übrig blieb, den Wissenschaften, bis ihn 1756 der siebenjährige Krieg ins Feld rief. — In der Schlacht bei Lowositz ward er durch einen Schuß im linken Arm verwundet und gelähmt; er kam nach Leipzig in das Winter-Quartier. Hier lernte er 1757 den Professor Gellert kennen — beide

wurden vertraute Freunde; Gellerts frommer Sinn und sein treffliches Gemüth zogen ihn mächtig an und hatten ohne Zweifel Einfluß auf seine eigne Herzens- und Geistesbildung.

Im Frühjahr 1757 wohnte er der blutigen Schlacht bei Prag und der Belagerung dieser Stadt bei, erhielt aber bei dem Rückzuge aus Böhmen eine so schwere Wunde in der rechten Hand, daß er zum fernern Dienst unbrauchbar wurde — erst nach drei Jahren vermochte er wieder, eine Feder in der rechten Hand zu halten, niemals aber einen Säbel.

Im Jahre 1759 verheirathete er sich mit Fräulein Christiane v. Bose aus dem Hause Rosenhof in Sachsen. Indessen blieb seine Ehe kinderlos.

Im Jahre 1760 trat ihm sein Vater die Reckanschen Güter ab — nun ward die Verbesserung dieser Güter und des Zustandes seiner Unterthanen sein Hauptgeschäft. Er entwickelte hierbei sowohl, als auch als Mitglied, und später als Präsident der Märkisch-ökonomischen Gesellschaft zu Potsdam, die vorzüglich ihm ihre Gründung verdankt, ausgezeichnete ökonomische Kenntnisse. 1777 ernannte ihn Friedrich der Große zum Director der Mittelmärk. Adlichen Credit-Direction.

Sein vorzüglichstes Augenmerk war aber stets auf das Wohl seiner Unterthanen, auf Beförderung ihres Wohlstandes, insonderheit aber darauf gerichtet, sie zu verständigen, fleißigen Menschen und zu guten Christen zu bilden. Wie sehr ihm dies am Herzen lag, bewies er vorzüglich dadurch, daß er die Schulen auf seinen Gütern theils verbesserte, theils neue gründete.

So wurde am 2ten Januar 1773 die neue Schule zu Reckan, im Jahre 1777 die zu Gettin, und 1779 die zu Krane eröffnet.

An dem Schulhause zu Reckan liest man noch heut die Inschrift:

„Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret „ihnen nicht."

Diese Schulen waren ein Segen nicht nur für seine Unterthanen — ihre bessere Einrichtung, der Geist, der hier den Patron und die Lehrer beseelte, wirkte auch segensreich auf die ganze Provinz und selbst auf entfernte Gegenden und fremde Länder.

Die heilige Sache der Menschenbildung auf dem Wege der Bildung durch Volksschulen ward hier zuerst lebendig angeregt, und der Funke, der hier erglimmte, verbreitete Licht und Wärme heilbringend über einen großen Theil von Deutschland.

Ueber die erste Veranlassung zur Verbesserung der v. Rochowschen Landschulen, will ich hier des Verewigten eigene Worte aus seiner Schrift: „Geschichte meiner Schulen" anführen:

„Als in den Jahren 1771 und 1772 sehr nasse Sommer einfielen, viel Heu und Getreide verdarb, Theurung entstand, auch tödtliche Krankheiten unter Menschen und Vieh wütheten, da that ich nach meiner Obrigkeitspflicht mein Mögliches, den Landleuten auf alle Weise mit Rath und That beizustehen. Ich nahm einen ordentlichen Arzt für die Einwohner auf meinen Gütern an, der, unentgeldlich von ihrer Seite, sie, gegen ein jährliches Gehalt von mir, mit freier Medizin versehen und heilen sollte. Sie erhielten schriftliche Anweisung und mündlichen Rath, wie durch allerlei Vorkehrungen und Mittel (wobei sie freilich ihrerseits thätig seyn mußten) dem Fortgange der Epedemie zu steuern sey. Aber böse Vorurtheile, Verwöhnung und Aberglauben, nebst gänzlicher Unwissenheit im Lesen und Schreiben machten fast alle meine guten Absichten fruchtlos. Sie empfingen zwar die Mittel, die ich bezahlte, nahmen sie aber nicht ein, und scheuten sogar die Mühe, dem nur eine kleine Meile weit in Brandenburg wohnenden Arzte von dem jedesmaligen Zustande der Patienten ꝛc. Nachricht zu geben. Die einfachsten Vorkehrungen und Reinigungs-Anstalten, die ich ihnen mündlich und schriftlich empfahl, waren ihnen theils zu mühsam, theils hatten sie solche vergessen, und das Schriftliche konnten sie nicht lesen. Dagegen brauchten sie heimlich die verkehrtesten Mittel, liefen zu Quacksalbern, Wunderdoktorn, sogenannten klugen Frauen, Schäfern und Abdeckern, bezahlten dort reichlich, und starben häufig dahin. In tiefer Demuth möchte ich an diesem kundbaren Beispiele den Regenten und Landesvätern der Völker den hohen und unschätzbaren Werth der Aufklärung durch bessere Schulen hier nochmals an das Herz legen! Schon bloß von

Seiten der Finanz betrachtet, die durch Entvölkerung der Länder verliert, und bei Wohlstand und Erhaltung nützlicher Individuen gewinnt, fallen alle Einwürfe der Aufklärungsfeinde dahin. Oder gehört etwa nicht zu jedem Thun und Lassen und Gewerbe Nachdenken und Vordenken, damit es gelinge? Der Dumme denkt aber nicht gehörig weder nach, noch vor; weiß sich nicht zu helfen, kann guten Rath nicht würdigen, und wird eben darum ein Opfer der Ereignisse. In bittern Gram versenkt über diese schrecklichen Folgen der Dummheit und Unwissenheit, saß ich einstmals (es war am 4ten Februar 1772) an meinem Schreibtische und zeichnete einen Löwen, der in einem Netze verwickelt daliegt. — So, dachte ich, liegt auch die edle kräftige Gottesgabe, Vernunft, die doch jeder Mensch hat, in einem Gewebe von Vorurtheilen und Unsinn dermaßen verstrickt, daß sie ihre Kraft so wenig, wie hier der Löwe die seinige gebrauchen kann. Ach! wenn doch eine Maus da wäre, die einige Maschen dieses Netzes zernagte! vielleicht würde dann dieser Löwe seine Kraft äußern, und sich los machen können. Und nun zeichnete ich gleichfalls als Gedankenspiel, auch die Maus hin, die schon einige Maschen des Netzes, worin der Löwe verwickelt liegt, zernagt hat. Wie ein Blitzstrahl fuhr mir der Gedanke durch die Seele: Wie, wenn du diese Maus würdest? — Und nun enthüllte sich mir die ganze Kette von Ursachen und Wirkungen, warum der Landmann so sey, wie er ist. Er wächst auf als ein Thier unter Thieren. Sein Unterricht kann nichts Gutes wirken. Der gröbste Mechanismus herrscht in seinen Schulen. Sein Prediger spricht hoch- und er plattdeutsch. Beide verstehen sich nicht. Die Predigt ist eine zusammenhängende Rede, die er wie zur Frohne hört, weil sie ihn ermüdet, indem er, an Aufmerken und Periodenbau nicht gewöhnt, ihr nicht folgen kann, ja selbst, wenn sie gut ist, (und wie oft ist sie das?) das Bündige derselben bei ihm nicht Ueberzeugung wirkt. Niemand bemüht sich, die Seelen seiner Jugend zu veredlen. Ihre Lehrer sind, wie Christus es nennt, blinde Leiter, und so leidet denn der Staat bei diesem Zustande der Sachen (nach welchem sein Flor sich in einem beständigen Kriege gegen die ver-

heerende und zerstörende Dummheit befindet) mehr Verlust, als in der blutigsten Schlacht.

Gott! dachte ich, muß denn das so seyn? Kann der Landmann, diese eigentliche Stärke des Staatskörpers — nicht auch verhältnißmäßig gebildet und zu allem guten Werk geschickt gemacht werden? Wie viel tüchtige Menschen hätte ich z. B. in diesen Jahren nicht meinem Vaterlande gerettet, die jetzt ein Raub ihrer entsetzlichen Stupidität geworden sind! Ja! ich will die Maus seyn. Gott helfe mir!

Und nun schrieb ich gleich denselben Morgen die Titel der 13 Kapitel, woraus mein Schulbuch für die Lehrer der Landleute bestehen sollte, nieder, und zwar auf die andere Seite des Blattes, worauf der Löwe, das Netz und die Maus stand.

Zu Mittage zeigte ich den Plan meinem neuen verständigen Prediger, Herrn Stephan Rudolph, der erst ein Jahr im Amte stand. Er billigte ihn, und rieth mir, des Theologischen wegen, so darin vorkäme, mit Herrn Ober-Consistorialrath Teller in Berlin zu correspondiren. Dieser nannte meine Arbeit gemeinnützig und unterstützte mich mit gutem Rathe. So wurde denn das erste meiner literarischen Producte fertig, daß es schon Ostern 1772 unter dem Titel:

„Versuch eines Schulbuchs für Kinder der Landleute, oder Unterricht für Lehrer in niedern Landschulen. Berlin bei Fr. Nicolai"

erschien."

Die Verbesserung des Innern und Aeußern der Reckanschen so wie der übrigen Schulen selbst, und wie sehr ihm der treffliche Lehrer Heinr. Jul. Bruns, aus dem halberstädtschen Dorfe Rohrsheim, bei diesem guten Werke half, und wie Rochow ihn und sich gemeinschaftlich mit ihm zu ihrem großen Zwecke bildete, wird man mit Vergnügen dort selbst umständlicher lesen. Genug, ein solcher Mann, wie der unvergeßliche Bruns, vereint mit dem gleichfalls für die gute Sache wohlgesinnten und eifrigen Prediger Herrn Stephan Rudolph, mußte es seyn, wenn so etwas zu Stande kommen sollte. Gewiß durften sich Ober-Consistorial- und Schulräthe nicht schämen, von diesem Dorfcantor noch zu lernen, und er war des Denkmals so ganz

werth, welches ihm sein dankbarer Herr und Freund v. Rochow setzte. Eine drei Fuß hohe Urne ist in dem Reckanschen Garten dem Andenken desselben gewidmet, mit der einfachen, aber viel, ja Alles, was ehrenvolles von ihm gesagt werden kann, aussprechenden Inschrift:

H. G. Bruns. Er war ein Lehrer.

Herr v. Rochow sagt von ihm: „Er hatte, wie Sirach sagt, treulich gethan, was ihm befohlen war! — Viele zur Gerechtigkeit geführt! — Viel Lohn wartet seiner.“ Die Grundsätze, worüber beide Männer einverstanden waren, und wonach sie handelten, waren einfach, aber tief in der Natur der Sache und der Kinderseelen gegründet. Z. B. nur das Verstehen des Gelehrten macht die Lehre nützlich — lehre nichts, als was du selbst verstehst und andern verständlich machen kannst u. s. w. Welches Aufsehen mit Recht diese für die damalige Zeit vortrefflichen Schul-Anstalten damals machten, dies beweisen auch die vielen Besuche solcher, welche theils aus Neugierde, theils zu sehen und zu lernen, sich in Reckan einfanden. Herr v. Rochow erzählt selbst S. 16. jener kleinen Schrift: dieser Schulbesuch nahm in den ersten zehn Jahren dermaßen zu, daß mehr als tausend Personen, worunter mehrmals regierende Fürsten waren, und von allen Confessionen, selbst der römisch-katholischen, auch Juden, die Reckansche Schule besuchten. Viele Candidaten, selbst aus Ungarn und Dännemark, hielten sich hier mehrere Monate auf, um dem Unterrichte beizuwohnen, und von dem Lehrer allerlei Auskunft über Lehre und Methode zu erhalten.

Mit der Zeit, da Rochows musterhafte Schulschriften erschienen, begann eine bessere Periode für unsere Land- und niederen Bürgerschulen. Der Stand der Lehrer und die bis dahin weniger beachtete Nützlichkeit und Wirksamkeit ihres Amtes und Einflusses auf Menschen- und Volksbildung wurde mehr anerkannt, und sie selbst in den Augen der Verständigen mehr gewürdigt. Die Aufmerksamkeit der Hohen der Erde wurde auf die wichtigste Angelegenheit der Menschheit gerichtet, es wurden mehrere Bildungs-Anstalten für Schullehrer angelegt, und Rochow war es, der nicht nur mit Wärme und Eifer dafür schrieb, sondern auch selbst dazu mitwirkte, daß das wahrhaft hochwürdige Domcapitel zu

Halberstadt zuerst mit durch Anlegung eines solchen Schullehrer-Seminars Beispiel und Muster gab; dasselbe erhöhete auch mit wahrhaft patriotischer Freigebigkeit die Gehalte seiner sämmtlichen Schullehrer bis zu 150 Thlr. in Golde, gab den Kindern freien Unterricht, schaffte sogar Schulbücher an, und ward durch alle diese, zum Theil noch jetzt fortwährenden, Anstalten, ein Segen besonders für unsere Provinz. So fing man nun auch allenthalben an, auf die Verbesserung der, bisher oft nicht nur kümmerlichen, sondern selbst erniedrigenden, äußern Lage der Schulmänner bedacht zu seyn. Rochows Lehrbücher — sein Kinderfreund wurde bei tausenden, selbst auf öffentliche Kosten gekauft, in allen Schulen Deutschlands, (ja selbst in dem katholischen Deutschland, sogar in den jenseitigen, damals neufranzösischen Rheinländern*)) eingeführt, dadurch den Kindern der Unterricht leicht und angenehm gemacht. Ja wer mag die hunderttausende von Exemplaren zählen, die von diesem Büchelchen allenthalben vertheilt, auch nachgedruckt sind.

Eine Anekdote kann ich hier nicht unbemerkt lassen, die Rochow mit Lächeln einst erzählte, daß nämlich auch ein Buchdrucker aus einem Lande, das sonst des darin herrschenden Pietismus wegen bekannt war, sehr ehrerbietig und fromm ihm notificirte, daß er sich im Namen Jesu entschlossen habe, den vom Herrn v. Rochow herausgegebenen Kinderfreund nachzudrucken, worauf ihm denn der Selige sehr naiv antwortete, daß er dies lieber im Namen Jesu bleiben lassen möchte, weil dieses Büchlein das rechtmäßige Eigenthum eines redlichen Mannes wäre, dem er es in Verlag gegeben habe. Auch ins Französische, Holländische, Dänische und in viele andre Sprachen wurde der Kinderfreund übersetzt. Nicht minder aber machte sich Rochow um die Lehrer selbst durch sein Schulbuch, (das erste und beste unter tausend seiner Nachahmer), so wie besonders durch sei-

*) Man sehe den wichtigen für den verewigten Rochow ehrenvollen Aufsatz: Schulfr. 22. Bdchen. S. 113 bis 116. Auszug eines Schreibens aus dem Departement der Ruhr. Desgl. neue Berl. Monatsschrift, December 1799. S. 451. Ein paar Worte über Schulunterricht und über den neuen Kinderfreund des Domherrn v. Rochow.

nen Katechismus der gesunden Vernunft, verdient. Kurz, wer wollte Rochow das Verdienst absprechen, daß er es war, der die Blicke der Großen vornämlich auf die, bis dahin nur zu sehr vernachlässigte, achtungswürdige, zahlreichste Volksklasse richtete, daß sie die intellectuelle, sittliche und selbst bürgerliche Verbesserung derselben durch verbesserte Bildungs-Anstalten der Jugend ihrer vorzüglichen Aufmerksamkeit würdigten, und daß der Geist für diese große und gute Sache der Menschheit, wovon ihr Wohl, und also das Wohl der Staaten so wesentlich abhängt, durch ihn aufgeregt, geweckt, und der Gottlob! noch nicht erloschene Sinn für die bessere Besorgung dieser Angelegenheit in allen Ländern neu belebt wurde. Man kann daher wohl von ihm behaupten: daß er der gesammten Menschheit angehört. Er war von den Lehrern, die gelehrt sind zum Himmelreich, wie Christus sie nennt.

Er hatte einen hellen, viel umfassenden, richtigen und tief in jeden Gegenstand eindringenden Blick. Man hätte von ihm sagen können: Er konnte seyn, werden und lernen, was er wollte.

Mit einer richtigen Urtheilskraft, einem leichten und schnellen Auffassen von Ideen und Begriffen verband er einen wahrhaft philosophischen Geist, eine lebhafte, doch nicht ausschweifende Einbildungskraft, und ein sehr getreu auffassendes, sicher bewahrendes und schnell wiedergebendes Gedächtniß. Aber so gebildet und aufgeklärt sein Verstand war, so edel, rein und wohlwollend war auch sein Gemüth. Er war ein Mann von hoher Tugend und dem reinsten Sinn für alles sittlich wahre Gute und Schöne. Stets durch Gefühl von Pflicht geleitet, handelte er aus Achtung für das heilige Gesetz, das Gott in unser Innerstes gelegt hat.

Er war ein wahrer, überzeugter und frommer Christ, und das bewies er nicht nur durch seine Aeußerungen in seinen Gesprächen und Schriften, durch sein schönes Beispiel, da er durch fleißiges Beiwohnen der öffentlichen Gottesverehrungen, so lange seine Schwachheit und sein noch nicht so schweres Gehör es ihm erlaubten, allen seinen Gemeinden ein Muster der Achtung für öffentliche Gottesverehrung war — sondern auch durch seine christlichen Thaten und wahrhaft edlen Handlungen.

Ein fester, unerschütterlicher Glaube an Gott, an die göttliche Vorsehung, an die Unsterblichkeit und die Vortrefflichkeit der christlichen Religion zeichneten ihn aus — daher war die Unterhaltung mit ihm oft wahrhaft erbaulich und viele gingen von ihm zum Guten erweckt und gestärkt. Mit der Bibel war er so vertraut, daß er in dieser Hinsicht vielen würdigen Geistlichen nichts nachgab; er wußte fast jeden Spruch und verstand es trefflich, diese Sprüche schicklich anzuwenden.

Er selbst war auch Meister in der Ausübung der Lehrkunst; die seltene Gabe, sich zu Kindern herab zu stimmen, sie zum Sprechen zu vermögen, ihre Begriffe zu entwickeln, und in Sokratischer Weise ihre Gedanken durch Fragen ihnen zum Bewußtseyn zu bringen, besaß er im hohen Grade. Auch hingen die Kinder mit Liebe und Vertrauen an ihm.

Dem Könige und dem Königl. Hause, so wie der Verfassung des Landes, war er mit der herzlichsten Anhänglichkeit zugethan, und die Ueberzeugung von der Wohlthätigkeit unserer Landesverfassung war bei ihm so innig, daß keiner, ohne von dem ächten Patriotismus Rochows mit erwärmt zu werden, in seiner Nähe seyn konnte. O! wie war sein Herz stets so voll Liebe und Ergebenheit, wie sein Mund voll guter Wünsche für seinen König, für seine verehrte Königinn und für Ihres Hauses Wohl. Andern Freude zu machen, das war ihm so ganz eigen, daß es beinahe Bedürfniß bei ihm geworden war. Man durfte nur, selbst ohne den Gedanken zu haben, etwas von ihm zu verlangen, eines Armen, eines Unglücklichen erwähnen — ohne weitere Absicht, Hülfe zu wünschen, und hatte vielleicht solcher gelegentlichen Erwähnung schon wieder vergessen — und er drückte einem beim Abschiede ein Geldstück in die Hand, mit den Worten: Sie erwähnten da vorhin ꝛc. — Hier! nur keinen Dank, und daß es der Empfänger nicht erfährt, woher? —

So gab er einst für einen aus dem Zuchthause Entlassenen einen Friedrichsd'or mit der Aeußerung: Der hat es wohl nöthig und bessert sich vielleicht, wenn er nicht gleich wieder betteln darf — nur erfahre er nicht, woher es kommt.

Auch gegen seine Diener war sein Betragen das eines liebevollen Vaters; er sorgte nicht nur für ihr äußeres Wohl, sondern auch für die Bildung ihres Geistes und Herzens.

Sein Betragen gegen sie war so freundlich und herzlich, daß er sie nicht anders anredete, als: „Mein Sohn!" Aber nicht leicht wird auch Jemand so treu und gern bedient, als er es wurde — die meisten erreichten in seinem Hause ein hohes Alter, oder er versorgte sie.

Er gab seinen Unterthanen freie ärztliche Hülfe und Medizin; den Schulkindern freien Unterricht — sein Werk war es auch, daß die Gemeinden in den v. Rochowschen Gütern seit 1779 die Wohlthat genießen, daß ihnen die Sacramente, Taufe und Abendmahl, unentgeldlich zu Theil werden, so wie die ganze so würdige und angemessene Einrichtung des öffentlichen Gottesdienstes.

Wie sein ganzes Gott geweihetes Leben, so war auch sein Ende.

Kurz vor seinem Tode am 7ten Februar 1805, sagte er zu dem würdigen Ortsprediger Martus, in Abwesenheit seiner Gattinn, der er seinen Zustand aus zärtlicher Sorgfalt verbarg: „Ich danke Gott, daß er mir so weit geholfen, in Reckan sterben zu können. Mein Ende ist nahe. Gott gebe mir Kraft, die Leiden, die mir noch bevorstehen, geduldig zu tragen. Wir sind unsterblich, mein Lieber! und nach kurzer Zeit vereinigen wir uns wieder auf immer. Aber in Gegenwart meiner Frau sprechen wir nie davon." Er hatte wahr geredet, daß er noch viel werde leiden müssen, denn seine Schmerzen nahmen mit jedem Tage zu. Anfangs konnte er sich noch durch Lectüre zerstreuen, aber bald griff ihn auch diese zu sehr an; doch las er noch öfters in der Bibel und dem neuen Gesangbuche, in welchem gewöhnlich das Gellertsche Lied: „Nach einer Prüfung kurzer Tage ꝛc." aufgeschlagen vor ihm lag. Schon am 16ten April 1805 endigte er seine irdische Laufbahn, in einem Alter von 70 Jahren und 7 Monaten.

Er ward am 18ten April begraben — sämmtliche Unterthanen, die in ihm nicht sowohl einen Herrn als einen Vater und Versorger beweinten, folgten.

In dem Augenblick, wo der Sarg in die Gruft versenkt wurde, ging die Sonne herrlich auf.

Der Prediger Martus hielt ihm die Leichenrede über den Text: Psalm 72. V. 17. 18. 19.

„Sein Name wird ewiglich bleiben: so lange die Sonne währet, wird sein Name auf die Nachkommen reichen; sie werden durch denselben gesegnet seyn. Völker werden ihn preisen." Er schloß mit den Worten:

„Seine irdische Hülle ist dahin, aber sein Geist
„lebt noch heute fort in seinen Werken und wird noch
„lange Früchte tragen für die Ewigkeit! Amen."

Er hat wahr verkündet.

Folgende Stelle aus einem amtlichen Berichte über den gegenwärtigen Zustand der von dem Domherrn v. Rochow gestifteten Schulen*) mag zum Belag dienen.

Es herrscht in der Schule ein freies und offenes Wesen unter den Kindern, und an ihren Lehrern hangen sie mit Liebe. Dies bewirkt auch zum Theil die von dem Domherrn v. Rochow angeordnete und noch immer befolgte Schuldisciplin. Nicht durch körperliche Strafen, welche hier äußerst selten vorfallen, sondern durch Belehrung, durch Gewöhnung zur Ordnung, durch strenges Halten auf die bestehende Einrichtung sucht man sich auf eine liebreiche Weise das Vertrauen der Kinder zu erwerben, und sie in dem nöthigen Gehorsam zu erhalten. Auch genießen die Schullehrer die Liebe und Achtung ihrer Gemeinden, und finden in dem Bewußtseyn treu erfüllter Pflicht ihren Lohn. Frägt man nun, welches sind die Wirkungen dieser schon über 50 Jahre bestehenden Schul-Einrichtungen, welche Folgen zeigen sich davon bei den Erwachsenen, die doch nun fast sämmtlich in diesen Schulen unterrichtet sind, so sind die Urtheile darüber in neuern Zeiten sehr verschieden, und oft zum Nachtheil dieser Schulen ausgefallen. Man hat ihnen den Vorwurf gemacht, daß die Kinder in denselben zu klug würden, und die Erwachsenen nicht mehr so folgsam wären, wie ehemals.

Indessen kann man mit Wahrheit behaupten, daß die in diesen Schulen gebildeten weit verständigere und

*) S. des Geh. Ober-Reg.-Raths Dr. R. Beckedorf Jahrbücher des Preuß. Volks-Schulwesens, 3tes Heft, Pag. 286. Berlin 1825.

im Ganzen rechtschaffenere Menschen geworden sind, als sie ohne den erhaltenen sorgfältigen Unterricht geworden wären. Ihre Wirthschaft treiben sie mit Fleiß, Betriebsamkeit und Umsicht, und vor der französischen Invasion herrschte allgemeiner Wohlstand in diesen Dörfern. Ihr fleißiger Besuch der Kirche, ihre Stille und Aufmerksamkeit in derselben, ihre andachtsvolle Theilnahme am heiligen Abendmahl beweist, daß ihnen die Religion nicht gleichgültig ist. Es herrscht weniger Aberglaube unter ihnen als in andern Dörfern, und in Krankheitsfällen nehmen sie nicht zu abergläubischen Mitteln ihre Zuflucht, sondern suchen ärztliche Hülfe. Sie sind wohlthätig. Bei Collecten sind mehrentheils die Beiträge aus dieser Parochie die ansehnlichsten, und man kann dreist behaupten, daß es in diesen Dörfern weniger Trinker, Spieler und Ausschweifende giebt, als in andern.

1. Ein Gebet für kleine Kinder.

Viel Böses seh' ich als ein Kind,
Und Böses lernet man geschwind;
Behüt', o Gott, mich jeden Tag,
Daß ich nichts Böses lernen mag!

2. Tischgebet.

Ich danke dir, o Gott, daß heut
Uns Kleidung, Speis' und Trank erfreut,
Von dir kommt dieser Segen.
Du giebst, was unser Feld uns trägt,
Durch Luft, die nützlich sich bewegt,
Thau, Sonnenschein und Regen.
Behüt' uns, Gott, vor Landesnoth,
Gieb uns Gesundheit, hilf uns Brod
Durch klugen Fleiß erwerben;
Der Obrigkeit gehorsam seyn,
Und Gutes lieben, Böses scheun,
Froh leben, selig sterben.

3. Frühlingslied.

O Frühling! welche Freuden
Giebst du den Menschen nicht,
Verscheuchst des Winters Leiden
Und strahlst verjüngtes Licht.
Das starre Eis zerrinnet
In heißer Sonne Glut;

Der kleine Fisch beginnet
Zu spielen in der Fluth.
Und Blumen kehren wieder
Voll Leben und voll Duft,
Und froher Vögel Lieder
Ertönen durch die Luft.

4. Das aufrichtige Kind.

Sophie war aufrichtig und offenherzig gesinnt. Wenn sie etwas nicht wußte, weil sie nicht recht Acht gegeben hatte, so gestand sie es dem Lehrer gleich und sprach: „Ich habe nicht recht Acht gegeben, aber ich will mich „bessern. Ich bitte, sagen Sie mir es noch einmal.“ Wenn sie sonst worin gefehlt hatte, und es ihr von ihren Aeltern verwiesen wurde, so begehrte sie nicht, sich zu entschuldigen, oder ihren Fehler zu verkleinern; sondern sie sprach: „Ich habe Unrecht, und verdiene Strafe, „will sie auch leiden, aber werdet mir nur nachher wieder gut, liebe Aeltern, denn das betrübt mich am meisten, daß ich eurer Liebe entbehren soll.“

Mit solchen Gesinnungen gefällt man Gott und Menschen wohl. 1 Chron. 30, 17. Spr. Sal. 2, 7.

5. Das arme Kindermädchen.

Ein armes Mädchen, das bei fremden Leuten die Kinder warten mußte, saß und weinte. Da fragte die Frau im Hause: „Warum weinest du? Fehlt dir „etwas?“ „Ach,“ sagte das Mädchen, „wenn ich „daran gedenke, was aus mir werden wird, dann muß „ich wohl weinen! Die andern Kinder gehen in die „Schule, und lernen viel Gutes, und ich wachse auf „wie Unkraut. Ich selbst habe nichts, um das Schulgeld zu bezahlen; denn ich muß um das Brod dienen, „und bleibe also ungeschickt. Wer wird mich in Dienst „nehmen wollen, wenn er geschicktere Leute bekommen „kann! Ich wollte gern des Nachts arbeiten, wenn ich „nur in die Schule gehen und etwas lernen dürfte!“ Da ward die Frau gerührt, und dachte: „Ich will mich „dieses armen Mädchens erbarmen. Gott will, daß „wir Mitleiden mit den Armen haben sollen; und jemand

„etwas Gutes lernen lassen, ist die größte Wohlthat, „die man ihm erzeigen kann.“ Sie schickte von der Zeit an das arme Kind alle Tage etliche Stunden in die Schule, und je mehr Gutes das Mädchen lernte, desto treuer und fleißiger arbeitete es.

Erbarme dich nicht allein deiner eigenen, sondern auch fremder Kinder! Spr. 19, 17.

6. Klaus und Fritz.

Klaus war leichtsinnig und unachtsam; Fritz aber dachte nach, und gab auf alles Acht. Einst ging Klaus aus der Stadt nach Hause, und eine Weile darauf kam Fritz denselben Weg. Da fand Fritz einen schönen Ring. Vor dem Dorfe lag Klaus unter einem Baume, und schlief. Fritz weckte ihn auf, und erzählte ihm sein Glück. Da rieb sich Klaus die Augen, gähnte und sprach: „Den hätte ich auch finden können; denn gewiß „hat ihn der Herr verloren, der mir vor der Stadt be„gegnete.“ „Warum hast du ihn denn nicht gefunden?“ antwortete Fritz. „O!“ sagte Klaus, „wer kann auf „alles Acht geben!“ Fritz machte darauf bekannt, daß er den Ring gefunden habe, und erhielt von demjenigen, welchem er zugehörte, zehn Thaler zum Geschenk.

Achtsamkeit ist sehr nützlich. Spr. 4, 1. 20. 25.

Die Achtsamkeit verwahrt vor vielem Kummer,
Und mancher fand durch sie sein Glück.
Der Träge träumt, und übersieht im Schlummer
So manchen günst'gen Augenblick.

7. Die Apfelkerne.

Die kleine Marie hatte einen Apfel gegessen, und wollte so eben auch sechs Kerne desselben essen. Da kam ihr älterer Bruder Fritz aus der Schule, und sprach zu ihr: „Schwester, wenn du wüßtest, was ich weiß, „du äßest gewiß die Kerne nicht mit auf.“

Marie. Nun, was weißt du denn?

Fritz. Unser Cantor spricht: „Wenn man die „Kerne im Herbste in die Erde säet, so kann aus jedem „Kerne mit der Zeit ein Baum werden, der viele schöne „Früchte trägt.“ Da gingen sie in den Garten und

säeten die Kerne in einen abgelegenen Winkel. In wenigen Jahren kamen sie in die Höhe und wurden Stämmchen. Da reinigten sie die Kinder vom Unkraut, und banden sie an Stöcke, daß sie gerade wüchsen. Fritz lernte indessen pfropfen und oculiren. Nun bat er einen Gärtner um etliche Pfropfreiser, und die setzte er auf seine Stämmchen. Mit der Zeit wurden daraus Bäume. Und als Fritz und Marie größer wurden, ärnteten sie von ihren sechs Apfelbäumen fast jährlich eine Menge schöner Früchte. Als sie nun einst die Aepfel pflückten, da sagte Fritz zu Marien: „Ei! war es nicht gut, daß „du die Kerne damals nicht aufaßest?" „Ja wohl!" sagte Marie. „Aber wie gut war es, daß du in die „Schule gingst, und solche gute Sachen lerntest."

Ein guter Rath ist Geldes werth.

Achte nichts geringe, das nützlich ist.

8. Die kleine Lügnerinn.

Liese ward von ihrer Mutter in den Garten geschickt, um von einem niedrigen Kirschbaume einige Kirschen für ihren kranken Bruder zur Erquickung zu holen. In diesem Jahre waren die Kirschen selten, und man hob sie bloß für die Kranken auf. Die Mutter hatte es daher Liesen verboten, nicht davon zu naschen. Als Liese wiederkam, fragte die Mutter darnach, und Liese versicherte, sie hätte keine Kirschen gegessen. Als sie aber den Mund aufthat, da war von den gegessenen Kirschen Mund und Zunge roth gefärbt; und die Mutter strafte sie wegen ihrer Lügen.

Wer die Wahrheit nicht sagt, um die ihn Aeltern, Richter und Obrigkeiten befragen, der lügt.

Der Lügner verdient Strafe.

Wenn die Lüge auch nicht entdeckt wird, so hat doch der Lügner kein gutes Gewissen und keine ruhige Stunde.

Hütet euch daher vor Lügen.

Ein junger Lügner, ein alter Dieb.

Gott läßt es den Lügnern nicht wohl gehen, und hat einen Abscheu an den falschen Leuten. Ps. 5, 7. Sir. 20, 26 = 28.

9. Die Mutter und das Kind.

Der kleine Wilhelm bat seine Mutter um Brod; da entstand zwischen ihnen folgendes Gespräch:

Die Mutter. Ja, mein Sohn, ich will es dir geben; aber weißt du wohl, woher das Brod kommt?

Wilhelm. Ihr habt es gebacken, liebe Mutter.

Die Mutter. Ja, ich nahm Mehl und Wasser, rührte es durch einander, sauerte mit Sauerteig, daß es aufging, und knetete den Teig; alsdann war Holz nöthig, den Backofen zu heizen, und als dieser gehörig warm war, da backte ich den Teig, und es ward eßbares und gesundes Brod. Sieh, mein liebes Kind, so viel gehört dazu, damit aus Mehl Brod wird. Aber woher kommt denn das Mehl?

Wilhelm. Aus Korn. Der Müller mahlt es auf der Mühle.

Die Mutter. Woher kommt denn das Korn?

Wilhelm. Das wächst aus der Erde. Mein Vater hat es gesäet.

Die Mutter. Nicht allein gesäet, sondern dein Vater hat erst das Land gepflügt, gedüngt und dann den Samen hineingesäet und ihn untergepflügt oder eingeegget. Ist aber nun alles geschehen, mein Sohn?

Wilhelm. Nein, liebe Mutter, mein Vater hat das Korn gemähet, geharket, eingebunden, in die Scheune gebracht und ausgedroschen.

Die Mutter. Ganz recht, mein Sohn. Aber wer hat es denn gemacht, daß der Same aufging und fortwuchs? Wer gab dazu Thau und Regen? Und wer ließ die Sonne scheinen, damit das Korn reif werden konnte? Wer gab Gesundheit und Sicherheit zu unserer Arbeit? Wer beschützte unser Haus vor Feuer- und Wassers-Noth, unsre Felder vor den Schlossen? Das hat der liebe Gott gethan; denn sieh, mein Kind, alle Menschen haben einen großen unsichtbaren Vater, der sie sehr lieb hat und für sie sorget. Gott ist sein Name. Dieser Gott, oder dieser unsichtbare Vater, thut zu unserm Besten, was wir Menschen nicht thun können, weil wir zu schwach dazu sind. Unser Leben und alles Gute, was wir haben, das haben wir von ihm. Auch dieses Brod hättest du nicht, mein Kind, wenn

Gott es nicht gäbe. Er verlangt von uns für alle diese Wohlthaten nichts, als daß wir ihn durch Gehorsam ehren, lieben und uns über ihn freuen sollen. Wenn du willst, will ich dir künftig noch mehr von Gott erzählen. Erinnere mich daran.

Wilhelm. O ja! liebe Mutter, das will ich gern thun. Sir. 43, 37. Ps. 65, 10. 11.

10. Wie gut ist es, wenn man etwas Nützliches gelernt hat.

Fritz hatte in seiner Jugend zur Gärtnerei Lust gehabt, und von einem Gärtner gelernt, wie die Obstbäume müßten gepflanzt, beschnitten, gepfropft und oculirt werden. Durch eine Krankheit bekam er einen Schaden der ihn an der schweren Feldarbeit hinderte. Nun würde es ihm schlecht gegangen seyn, wenn er sonst nicht gelernt hätte. Aber weil er mit der Baumzucht gut umzugehen wußte, so nahm ihn sein Herr zum Gartenknecht an, und er hatte bis an seinen Tod dadurch seinen Unterhalt.

Was Nützliches lernen, schadet niemals und kann oft viel helfen.

11. Das Vogelnest.

Karl nahm alle Vogelnester um das ganze Dorf heraus, fing die Alten bei den Nestern, und quälte dann die Vögel, bis sie todt waren. Dadurch gewöhnten sich alle Vögel von dieser Gegend weg; und im Frühjahr, da sonst durch den Gesang der Vögel alles erfreut wird, war es bei diesem Dorfe traurig und still. Aber es gab auch so viel Raupen und Gewürm daselbst, da die Leute kein grünes Blatt behielten, und also von ihren Bäumen kein nützliches Obst bekamen. Denn alles ist von Gott zum Nutzen mit großer Weisheit eingerichtet. Die kleinen Vögel singen schön, und verzehren sich und ihre Jungen sehr viel Raupen und Würmer, welche den Baum- und Gartenfrüchten schädlich sind.

Der Mensch hat, nach Gottes Erlaubniß, die Herrschaft über die Thiere, daß er sie zu seinem Nutzen th

ten kann; aber quälen muß er sie nie, auch nicht aus Muthwillen tödten.

12. Aerndtelied.

Herr Gott! wir loben dich für allen deinen Segen,
Den wir mit frohem Muth in unſ're Scheunen legen.
Du wußteſt, was uns fehlt', und halfeſt gnädiglich.
Nun iſt kein Mangel mehr, und alles freuet ſich.
Doch laßt uns beim Genuß der Güter dieſer Erden
Nicht undankbar und frech, nicht faul und lieblos werden.
Der dankt Gott in der That, der, wenn Gott Segen giebt,
Aus Liebe gegen Gott, auch Lieb' an Menſchen übt.

13. Von Spielen und Vergnügungen.

Als Wilhelm, Fritz, Martin, Karl, Sophie, Luiſe, Marie und Eliſabeth Kinder waren, da ſpielten ſie nach der Schule, wenn ſchönes Wetter einfiel, manche Stunde. Entweder einer ſang, und die andern tanzten; oder ſie ſangen alle unter dem Schatten einer Linde ihre Kinderlieder. Wenn die Knaben Ball ſchlugen, oder Kegel ſchoben, oder in die Wette liefen, oder ihre Stärke verſuchten, dann zogen ſie ihre Kleider aus, um ſie zu ſchonen; ſobald ſie aber aufhörten zu ſpielen, dann zogen ſie ihre Kleider wieder an, um ſich nicht zu erkälten. Die ſanften Mädchen ſahen dergleichen Spielen, welche ſich für ihr Geſchlecht nicht ſchickten, zu, und flochten indeß einen Kranz von Feldblumen für den Sieger. Niemals ſah man ſie im Ernſte ſich zanken oder ſchlagen, auch nicht mit Koth ſich beſudeln, oder am Tage auf eine unanſtändige Art im Waſſer baden. Dieſes letzte, welches doch der Geſundheit ſehr nützlich iſt, thaten ſie an abgelegenen Orten, oder des Abends, wenn es dunkel war. Und ſo blieben ſie vergnügt und geſund, und alle Leute freueten ſich, wenn ſie der unſchuldigen Fröhlichkeit dieſer guten Kinder zuſehen konnten.

Unſchuldige Freude iſt allen Menſchen erlaubt; nur unwürdige und freche Luſtigkeit iſt verboten.

Es iſt Weisheit, Vergnügungen und Erholungen des Gemüths zu ſuchen, um deſto geſunder und munterer die eigentlichen Geſchäfte betreiben zu können. Wer

es ist Thorheit, sich beständig vergnügen und erholen zu wollen, ob man gleich nicht gearbeitet hat.

Sey auch in der Wahl deiner Vergnügungen weise, so kannst du dich allewege freuen.

14. Der kleine Dieb.

Der kleine Peter hatte oft seinen Aeltern und Geschwistern Kleinigkeiten an Eßwaaren und andern Sachen weggenommen. Als ihn endlich seine Mutter darüber betraf, sagte sie es dem Vater; und sie wurden eins, deswegen das böse Kind hart zu züchtigen. Da Peter nun sehr weinte, und vorwenden wollte, „er hätte ja „nur eine Kleinigkeit weggenommen;" so sagte der verständige Vater: „Eben darum strafe ich dich hart, da„mit du nicht bei Kleinigkeiten lernest, Dinge von grö„ßerem Werthe stehlen, und endlich am Galgen sterben „müssest."

„Denn wer oft nur einen Apfel stiehlt, nimmt der„einst auch Geld, wenn er dazu kommen kann."

„Ein andermal nimm nicht das Geringste."

Du sollst nicht stehlen. 3 Mose 19, 11.

15. Die ungleichen Brüder.

Karl ehrte seine Aeltern, denn er gehorchte ihnen und hütete sich sorgfältig, ihnen Verdruß zu machen. Klaus aber that, was ihm gut dünkte, schlug alle gute Lehren seiner Aeltern und Lehrer in den Wind, und machte, weil er unverständig handelte, seinen Aeltern manches Herzeleid.

Als sie beide groß wurden, bekam Karl bald einen guten Herrn, bei dem er Brod hatte. Er heirathete eine fromme und fleißige Frau, mit welcher er vergnügt lebte.

Klaus aber blieb grob, dumm und faul. Er bekam immer den schlechtesten Herrn: denn kein guter Herr konnte ihn leiden, oder mochte ihn behalten. — Als er alt wurde, bettelte er vor Karls Thüre.

Ehre Vater und Mutter, und gehorche deinen Lehrern, auf daß es dir wohlgehe!

Wer etwas kann, den hält man werth;
Den Ungeschickten Niemand begehrt.

16. Der Baumverderber.

Hans that gern unnütze und böse Dinge. Wann er die Pflugeisen von der Schmiede holte, und unterwegs einen jungen Baum sah, so machte er sich daran, und probirte die Eisen, ob sie scharf wären. Der Herr des Dorfs hatte zwei Reihen Obstbäume an den Weg setzen lassen, und sah immer mit Verdruß, daß sie beschädigt waren. Er ließ daher so lange auflauern, bis Hans dabei betroffen wurde. Er ward empfindlich gestraft und mußte seinen halben Lohn daran wenden, die beschädigten Bäume zu bezahlen. Da sagte er: „Ich habe nicht allein Schaden gethan, andere haben „auch Bäume beschädigt.“ Darauf antwortete der Herr: „Aber dich haben wir bei Beschädigung der Bäume betroffen, und die andern nicht. Hast du andere gesehen, welche die Bäume beschädigten, so hättest du es „angeben, aber nicht nachmachen müssen.“

Um solcher böser Buben willen bleiben viel nützliche Dinge zurück, die sonst geschehen können.

Hütet euch, bösen oder thörichten Leuten nachzuahmen, sonst werdet ihr oft nicht nur für den Schaden büßen, den ihr sonst thatet, sondern auch für denjenigen, den jene schon zuvor gethan hatten.

Sir. 24, 1.

17. Ursach und Wirkung.

„Ich weiß nicht, wie es zugeht, sprach Karl, „ich „kann es zu nichts bringen, ich bin immer verdrießlich, „die Leute sind mir nicht gut, und ich werde oft gestraft.“ „Das will ich dir sagen,“ antwortete Fritz: „du bist kein fleißiger Arbeiter, du hast ein böses Gewissen, du bist feindselig gesinnt gegen andere Menschen, und thust oft solche Handlungen, welche die „Obrigkeit strafen muß. Und das kann also nicht anders seyn; denn auf solche Ursachen folgen solche Wirkungen.“ Sir. 7, 1. 2.

18. Die Mausefalle.

Eine alte und eine junge Maus liefen um eine Mausefalle von Eisendrath herum, und rochen den Speck, der darin war. Die alte versuchte lange, zu dem Speck zu kommen, ohne in die Mausefalle zu kriechen; denn es schien, als ob sie dabei eine Gefahr besorge. Als es aber nicht anging, da lief sie weiter und warnte die junge Maus vor der Gefahr; allein die junge Maus antwortete: „Wenn ich in das Loch hineinkriechen kann, „so kann ich auch schon wieder heraus," und bedachte sich nicht lange, sondern kroch hinein, als sie oben eine Oeffnung fand, und fraß den Speck begierig auf. Als sie satt war, da wollte sie ihre Freiheit suchen, aber diese war verloren und sie war gefangen.

Das Alter bringt Erfahrung und Vorsicht; Vorwitz und Unerfahrenheit sind gewöhnliche Fehler der Jugend. Wer jung ist, sollte daher billig ein Mißtrauen in seine eigenen Einsichten setzen, und es sich nicht zutrauen, daß er sich selbst regieren könne. Sir. 3, 27.

Wer sich warnen läßt, bleibt sicher, aber der vorwitzige Verächter der Lehre kommt zu Schaden.

19. Die verständige Mutter.

Marie hatte viele Kinder; aber sie hütete sich sorgfältig, ein Kind mehr zu lieben, als das andere. Wenn auch ein Kind viel besser aussah, als das andere, und es war unartig und boshaft, so strafte sie es ohne Schonung. Denn sie sprach: „Gott hat mir diese „Kinder alle gegeben. Für alle soll ich Mutter seyn. „Ein jedes wird Gott einmal von meinen Händen fordern. Ach Gott, gieb mir doch rechte Weisheit, daß „ich sie zu guten, nützlichen Menschen erziehen möge!" Ihre Kinder geriethen auch alle wohl, und wurden nützliche Menschen.

Sir. 30, 2. Wer sein Kind in der Zucht hält, der wird sich hernach seines Kindes freuen.

20. Die betrübten Mütter.

In einem Dorfe wurden viele Kinder von einem bösartigen Scharlachfieber befallen; zwei Schwestern verlo-

ren jede ihr jüngstes Kind durch den Tod, weil sie zu früh das Bette verlassen hatten. Die eine Mutter war untröstlich, raufte sich die Haare aus, setzte sich in einen Winkel, heulte und schrie und vergaß die andern Kinder zu pflegen, die auch noch krank waren. Da kam die Schwester zu ihr, sie zu trösten. „Ach!" sagte die ältere Schwester, „wie kannst du mich trösten, du „hast ja selbst deinen Liebling verloren!"

„Meine Kinder sind mir alle gleich lieb," antwortete die jüngere Schwester — „der Tod unsrer Kin„der ist zwar ein harter Schlag — aber Gott im Him„mel ist gerecht und weise — er hat gewiß seine guten „Absichten dabei, daß er unsre Kinder so früh zu sich „in den Himmel rief — sollen wir ihm nicht vertrauen? „Sollen wir ihm nicht danken, daß er uns die übrigen „Kinder gelassen hat? Ach! ich habe auch geweint, und „weine noch, aber darum darf ich doch meine Kinder „nicht versäumen, wenn ich mich nicht an Gott versün„digen will, der sie mir erhalten hat."

Wer nur dem lieben Gott vertraut,
Der hat sein Heil auf Fels gebaut.
Selbst dann noch, wenn er uns betrübet,
Ist er der Vater, der uns liebet,
Und der nach seiner Weisheit thut.

21. Aehnlich und unähnlich.

„Hast du auch etwas aus der Schule behalten, Fritz," sprach ein Vater zu seinem Sohne, „und was hast du „behalten? Erzähle es mir doch wieder."

Fritz. Unser Lehrer hat uns gesagt, was ähnlich und unähnlich ist, und wie man vergleicht und unterscheidet.

Vater. Nun wie vergleicht man denn?

Fritz. Man sieht zu, worin die Sachen, die man vergleicht, ähnlich sind.

Vater. Und wie unterscheidet man?

Fritz. Wenn man zusieht, worin die Sachen, die man unterscheiden will, unähnlich sind.

Vater. Führe einmal von beiden ein Beispiel an.

Fritz. Mein Bruder Wilhelm und ich sind beide Söhne unsrer lieben Aeltern; darin sind wir uns gleich.

Wir sehen uns auch ähnlich an Gesicht und Haaren; aber an Jahren, Größe, Stärke ꝛc. sind wir unterschieden.

Vater. Was nützt es denn, dieses zu wissen?

Fritz. Unser Lehrer sagt, wir lernten richtiger denken, und blieben vor dem Irrthum verwahrt, alles zu verwirren und zu verwechseln; auch könnten uns verständige Leute dann eher bedeuten, und wir könnten vernehmlicher sprechen.

Vater. Euer Lehrer hat Recht. Aber hast du wohl einmal gehört, wir sollen Gott ähnlich werden; wie geht denn dieses an?

Fritz. Sagt es mir, lieber Vater!

Vater. Wenn wir das Gute lieben und das Böse meiden, dann werden wir Gott ähnlich. Und wenn wir so gesinnt sterben, dann will Gott uns in seinen Himmel aufnehmen, wo wir uns beständig über Gott und seine Herrlichkeit freuen können.

Fritz. Ach, wäre ich doch so gesinnt, lieber Vater;

Vater Sey ferner fleißig, mein lieber Sohn, Gutes zu lernen, und willig, es zu thun, und stärke dich in diesem Vorsatze durch aufrichtiges Gebet zu Gott, von dem alle wahre Weisheit kommt, dann wird es dir gelingen. Ep. Jacobi 1, 5. 17.

22. Vom Nutzen des Vertrauens auf Gott.

Karl war zwölf Jahr alt, da seine Mutter starb, die als eine arme Wittwe bei der Theurung sich und ihr Kind kümmerlich ernährt hatte. Als sie starb, bezahlte die Herrschaft den Sarg; und Prediger, Küster und Gemeine begruben sie umsonst. In der ersten Zeit nach ihrem Tode ging Karl bei guten Leuten im Dorfe herum, und bat um Brod, und bot sich einem jeden, der ihm etwas gab, zu fleißigen Diensten an, wenn ihn nur jemand annehmen wollte. Dabei verließ er sich auf Gott, der ihm das Leben gegeben hätte, und es ihm auch gewiß gnädig erhalten würde; denn er war von seiner Mutter fromm und christlich erzogen. Endlich lenkte Gott das Herz des Herrn im Dorfe; er erbarmte sich seiner und machte ihn zum Aufwärter bei seinem

Sohne, da er denn die Erlaubniß bekam, täglich in die Schule zu gehen. Und weil er Acht gab und fleißig war, so lernte er viel Gutes. Als er und sein junger Herr größer wurden, da rettete Karl durch seine Treue und Tapferkeit seinem jungen Herrn einst das Leben, und dieser setzte ihn, da sein Verwalter starb, an dessen Stelle über seine Güter: denn Karl war klug und treu, und konnte fertig schreiben und rechnen.

Sir. 11, 21. Vertraue Gott, denn ihm ist es leicht, die Armen reich zu machen.

23. Die gute Magd.

Christiane diente bei einer schlimmen Herrschaft, die ihren Leuten wenig zu essen, und beständig Scheltworte gab. Christiane war arm, aber fromm. Sie betete oft zu Gott und sprach: „Ach! lieber Gott, lenke doch, „wenn es dein Wille ist, das Herz meiner Brodherr„schaft zu mir, daß sie mir nicht so hart und lieblos „begegne! Aber vielleicht ist mir diese Trübsal nützlich; „wer weiß, wie ich die guten Tage vertragen würde! „Vielleicht würde ich frech und liederlich, wenn es mir „zu wohl ginge. Du weißt es am besten, Herr, mein „Gott! Schenke mir Geduld, und hilf mir, daß ich „treu und fleißig sey, wenn es mir gleich schlecht ver„golten wird. Du, Herr, wirst alles wohl machen, „und zu seiner Zeit mir Freude schenken."

Eine wohlhabende Wittwe bemerkte Christianens gute Aufführung, nahm sie zu sich, und versetzte sie in gute Umstände.

Gott kennt der Freuden rechte Stunden,
Er weiß, wann sie uns nützlich ist.

24. Der gute Knecht.

Martin war krank, und mußte seinem Knechte die Arbeit anvertrauen. Anstatt daß ein böser Knecht, ohne Aufsicht, nachläßig und träge gewesen wäre, war dieser gute Knecht doppelt fleißig, und wendete alle mögliche Sorgfalt an, alles recht gut zu machen. „Ei," sagte er, „wie wird sich mein Brodherr freuen, wann

„er meine Treue sehen wird. Er soll sich noch einmal „so bald erholen von seiner Krankheit, wann er alles „gut finden wird, und sich nicht ärgern darf.“ Martin ward wirklich besser, und gab diesem guten Knecht seine Tochter zur Ehe; und da er keinen Sohn hatte, so bekam nach Martins Tode der Knecht das Bauergut.

Ei du frommer und getreuer Knecht, du bist über wenig getreu gewesen, ich will dich über viel setzen. Matth. 25, 21. Sir. 7, 22. 23.

25. Kinderlied.

Kinder! gerne wollen wir
Stets zur Schule gehen;
Sorgt der Lehrer doch dafür,
Daß wir es verstehen
Was er lehrt. Es ist nicht schwer,
Wie man's jetzo treibet:
Leichter wird es immer mehr,
Wer nur fleißig bleibet.

Wann wir groß sind, geht's uns wohl,
Jeder will uns haben:
Denn wir wissen, wie man soll
Nützen Gottes Gaben.
Wer dem Brodherrn Nutzen schafft,
Dem nützt er auch wieder.
Faulheit macht uns lasterhaft,
Arbeit stärkt die Glieder.

Alles Gute kommt von Gott.
Segne du die Lehren,
Die wir, o du guter Gott,
Jetzt so reichlich hören.
Segne du an uns dein Wort,
Daß wir's thätig ehren:
Dann wird sich in unserm Ort
Tugend schnell vermehren.

26. Der Hirte.

An einem schönen Morgen sah ein Hirte sein Vieh vor sich weiden. Er hatte eben den 104ten Psalm gelesen; denn er führte beständig seine Bibel und sein Gesangbuch

bei sich. Da erwachten in seinem Gemüthe fromme Gedanken und Vorsätze. „Gott," sprach er in sich, „Gott! „du bist herrlich und sehr gnädig! Wie schön ist alles, „was du gemacht hast! Wie glücklich bin ich, daß ich „dich preisen kann; Ich bin hier ganz allein; aber du, „Herr, siehest und kennest mich! Nun will ich auch in „meinem Amte treu seyn, Schaden verhüten, und Gutes thun. Denn das ist Gottes Wille. Und womit „kann ich Armer meinen Dank gegen Gott besser beweisen, als durch einen aufrichtigen Gehorsam?" Da ging er hin, und reinigte die jungen Satzweiden von Wasserzweigen; und diejenigen, welche zu locker standen, trat er fest. Er suchte sich Zweige, und besserte den Zaun, der schadhaft war, und suchte gute Kräuter für die Kranken im Dorfe. Kurz er dachte mit großem Ernste darauf, daß er Gutes thäte. Das gefiel den Leuten im Dorfe sehr wohl, und sie ließen ihn keine Noth leiden, da er alt und schwach wurde.

Bete und arbeite! Sir. 31, 27. 7, 22.

27. Das wohlthätige Kind.

Ein Bettler sagte zu dem Kinde eines Tagelöhners, welches in jeder Hand ein Stück Brod hatte: „Ach, „mich hungert gar sehr. Liebes Kind, gieb mir doch „nur die Hälfte von dem kleinsten Stück Brod, das du „trägst!" — Und das Kind gab ihm das größte Stück ganz, und freute sich, wie der arme Bettler das Brod verzehrte. Da sagte der Bettler: „Nun hast du mich „armen, hungrigen Mann gesättigt, Gott segne dich „dafür, du gutes Kind!" Und als das Kind groß wurde, ging es ihm wohl.

Denn Gott belohnt durch weise Fügungen oft schon auf Erden Wohlthätigkeit und Menschenliebe.

28. Der dankbare Sohn.

Karl legte sich mit solchem anhaltenden Fleiße auf die Landwirthschaft, daß er bald Meier (Hofmeister) wurde. Und bald darauf ward er von der Herrschaft, bei der er diente, seiner Geschicklichkeit wegen, als Verwalter angenommen. Wie er nun bei diesem Dienste einen gu-

ten Lohn bekam, von Jugend auf aber sparsam zu leben sich gewöhnt hatte, so gebrauchte er auch nicht alles von seinem Lohn zu seinen Bedürfnissen, sondern erübrigte alle Jahre etwas davon. Da dachte er an seine armen alten Aeltern, und schickte ihnen monatlich ein Gewisses an Geld, davon sie sich dienstfrei kaufen konnten. Das ist die größte Freude für mich, sprach er oft, wenn ich daran gedenke, daß meine Aeltern durch mich ein ruhiges und frohes Alter erleben, und daß ich es ihnen doch einigermaßen vergelten kann, was sie mir Gutes gethan haben. Sir. 3, 14.

Sir. 7, 29. 30. Ehre deinen Vater von ganzem Herzen, und vergiß nicht, wie sauer du deiner Mutter geworden bist.

29. Die neidische Nachbarinn.

Eine Bauerfrau hatte ein treffliches Ackergut, und Vieh, so gut als einer im Dorfe; und doch gönnte sie keinem Menschen etwas Gutes. Des Abends, wann das Vieh nach Hause kam, stellte sie sich in die Hausthür, und ärgerte sich, wann eine gute Kuh vorbeiging, die dem Nachbar gehörte. Wenn sie auf dem Felde guten Flachs sah, der ihr nicht zugehörte, so sprach sie: „Ich weiß nicht, wie es die Leute machen. Ihnen ge„räth alles, und mir gelingt nichts.“ Gleichwohl gewann sie dabei nichts, schadete sich vielmehr. Denn weil sie sich immer ärgerte und zankte, war sie auch beständig kränklich, und starb in ihren besten Jahren am Gallenfieber, als einst des Schulzen Frau von einem entfernten Verwandten hundert Thaler geerbt hatte.

Sir. 14, 9. 10.

30. Der Freund in der Noth.

„Gevatter, meine andern Pferde sind auf der Reise, „und die ich zu Hause habe, sind krank geworden. „Wenn ich doch einen Freund hätte, der mir meine ge„säeten Erbsen unterpflügte; die Vögel fressen sie sonst „auf. Helft mir doch, Gevatter, nur einen halben „Tag; eure Erbsen sind ja in der Erde!“ So sprach Hans zu Christian. Und dieser erhörte seine Bitte und

half

half ihm. Seit der Zeit war Hans dem Christian sehr gut, und rühmte es oft, daß er ihm damals in der Noth geholfen hätte.

Wer uns in der Noth hilft, der ist unser wahrer Freund. Sir. 6, 7. 15.

Wann man Hülfe nöthig hat, muß man mit Bescheidenheit darum bitten! Und wann man Hülfe erlangt hat, die Dankbarkeit nicht vergessen.

31. Die Folgen des Unfriedens.

Eine Dorfschaft Bauern lebte lange in Frieden und Wohlstand. Einst aber, als die neue Kirche gebauet wurde, erzürnten sich die Frauen darüber, daß sie sich nicht vereinigen konnten, wer auf der ersten oder zweiten Bank sitzen sollte? Da kam Feindschaft und Plauderei unter die Leute, woraus Zänkereien im Umgang und vor Gericht entstanden, also daß sie aus Verdruß und wegen beständiger Processe ihre Wirthschaft versäumten, und große Unkosten hatten. Und es währte nicht eines Menschen Leben, so hatten sie sich alle arm gezankt.

Friede ernährt, Unfriede verzehrt.

Wehre den Plaudereien und ersticke sie im Anfange, sonst ersticken sie dich. Sir. 8, 4. 13.

Der Hochmuth ist die Ursache der meisten Feindschaft.

Sey nicht begierig nach eitler Ehre. Gal. 5, 26.

Der Klügste giebt nach.

Verläumde deinen Nächsten nicht! 3 Mose 19, 16.

32. Der Vater und der Sohn.

Ein Vater sprach einst zu seinem Sohne Wilhelm: „Mein Sohn, du hast jetzt eben gebetet, Gott möchte „die Speise, die er gegeben hätte, segnen und uns ge„deihen lassen. Hat denn Gott die Speise gegeben?"

Wilhelm. Ja, Vater.

Vater. Ich denke, wir haben sie uns durch Arbeit verschafft, und deine Mutter hat sie gekocht, und auf den Tisch gebracht?

Wilhelm. Aber wir konnten sie doch nicht wachsen lassen; wir konnten dazu keinen Regen und Sonnenschein schaffen, uns auch die Gesundheit nicht selbst ge-

ben, die zur Bearbeitung der Erde nöthig war; wir konnten auch kein Wasser und Feuer zum Kochen schaffen, oder das Holz so einrichten, daß es brennt.

Vater. Sollten deine Kleider auch wohl eine Gabe Gottes seyn? Die kann man ja kaufen. —

Wilhelm. Auch die, lieber Vater. Denn sie sind entweder von Leinen oder Wolle. Nun wächst der Flachs, wie das Getreide, aus der Erde, und die Wolle kommt von den Schafen, die sich von dem, was aus der Erde wächst, ernähren. Dieser Wachsthum aber ist eine Gabe Gottes! Und hätten wir kein Geld durch die Arbeit mit gesunden Gliedern verdienen können, so könnten wir auch nichts kaufen. Also alles Gute kommt von Gott.

Vater. Giebt uns denn aber Gott alles unmittelbar? oder müssen wir auch etwas dabei thun?

Wilhelm. Gott giebt uns das Gute mittelbar — er giebt Regen und Sonnenschein, auf daß das Getreide gedeihe, das wir gesäet haben — er giebt uns die gesunde Vernunft, damit wir für jegliche Saat die rechte Zeit und das rechte Erdreich wählen. Gott giebt Segen und Gedeihen zur Arbeit, wenn wir fromm sind.

Da freuete sich der Vater über seinen verständigen Sohn. Er küßte und segnete ihn.

„Gott hat dir," sprach er, „viel Erkenntniß gege„ben, mein Sohn! Hilf nun, so viel du kannst, daß „das Gute, was du weißt, bekannter und immer mehr „ausgebreitet werde." Sir. 21, 18.

Gott hat alles weislich geordnet und regiert die Welt nach ewigen, unwandelbaren Gesetzen. Wer die Ordnung liebt und in allen seinen Sachen beobachtet, der ist Gott wohlgefällig.

33. Der Furchtsame.

Ein Schornsteinfeger ging spät zurück nach der Stadt. Ihm begegnete Hans, den sein Herr mit Pflugeisen nach der Stadt geschickt hatte. Als nun beide an der Ecke eines Busches zusammentrafen, da erschrack Hans gewaltig, denn er war von seinen unverständigen Aeltern wenig zur Schule gehalten worden, und hatte daher von der Thorheit und Schädlichkeit des Aberglaubens,

und daß es durchaus und überall keine Gespenster und Hexen gäbe, nichts gehört. Er warf alle die Pflugeisen eilig weg, sprang und lief, so schnell er konnte, über Graben und Zäune nach Hause. Der Schornsteinfeger, der seiner Furcht spottete, nahm die Pflugeisen auf. Als Hansens Herr nach den Eisen fragte, waren sie nicht da. Und Hans hatte sich so erhitzt und geängstet, daß er ein Fieber bekam, woran er beinahe gestorben wäre. Er blieb beständig dabei, er hätte ein schwarzes Gespenst gesehen. Nach einiger Zeit schickte des Schornsteinfegers Herr dem Bauern die Pflugeisen wieder. Die Geschichte kam an den Tag, und Hans ward von Alt und Jung verlacht, und seiner kindischen Furcht wegen verachtet.

Furcht ist beständig bei Unwissenheit und Aberglauben. Weish. 17, 6. 12. 13.

34. Der Abergläubige.

Ein Knecht, Namens Fritz, hatte gierig warme Mehlklöße gegessen, die ihm der Großknecht Bartel auf den Teller gegeben, und war davon krank geworden. Vor einiger Zeit hatten sich beide gezankt, und nun glaubte Fritz, Bartel habe ihn durch die Mehlklöße behext. Um recht gewiß zu seyn, ging Fritz zu einem betrügerischen alten Weibe, das im Dorfe wohnte, und fragte dasselbe für zwei Groschen um Rath. Es sprach, wie gewöhnlich, gleich von bösen Leuten, die ihm etwas angethan hätten ꝛc. Nun meinte Fritz, er hätte Recht, und verklagte Barteln bei der Obrigkeit.

Aber diese war verständiger, und suchte die Ursach der Krankheit in der Ueberladung des Magens durch all zu gieriges Essen der Klöße, und hieß Fritzen ein Brechpulver einnehmen. Das alte Weib ward mit einer schimpflichen Strafe belegt, weil es die Dummheit unter den Leuten beförderte. Fritz aber, der durch bessere Belehrung und durch den Erfolg des Brechmittels indessen zu Verstande gekommen war, mußte Barteln die Beschuldigung abbitten und sich mit ihm versöhnen.

35. Allzuviel ist ungesund.

Wann Christoph auf eine Hochzeit oder ein anderes Fest eingeladen war, so aß und trank er so viel, daß er Sinne und Verstand verlor, und nachher krank wurde. Während des Trinkens, ehe er völlig betrunken war, fing er mit den Leuten allerlei Händel an, so daß er noch obenein braun und blau geschlagen nach Hause getragen wurde. Denn er glaubte, das heiße einen Ehrentag feiern, und sich recht lustig machen; und darum würde so gutes Essen und Trinken aufgetragen, damit ein jeder sich krank essen, und um den Verstand trinken sollte. Aber Christoph hatte auch wenig Gutes von seinen Aeltern und in der Schule gelernt, und kein verständiger Mensch war gern in seiner Gesellschaft. Sir. 31, 37–40. — Sey fröhlich bei dem Genuß der göttlichen Gaben; aber laß dich deine Zunge nicht zur Unmäßigkeit verführen. Halt Maaß in allen Dingen. Unmäßigkeit ist eine größere Sünde, als man gemeiniglich glaubt. Sir. 38, 32. 33.

36. Der böse Knecht.

Hans war von schlechten Aeltern erzogen, und kam in der Jugend zu einem liederlichen Herrn, der auf das Seinige nicht Achtung gab. Da ward er denn vollends liederlich.

Des Nachts lag er im Wirthshause, und des Tages schlief er auf dem Felde bei dem Pfluge, oder wo er sonst allein war. Das Vieh übertrieb und überjagte er; aus der Stadt kam er stets betrunken; und so warm, als das Vieh dann war, so warm brachte er es auch entweder an die Krippe, oder ins Wasser. Sein Gespann bestand auch stets aus lahmen und blinden Pferden; und sein Herr verlor durch seine Liederlichkeit in kurzer Zeit das ganze Gespann Pferde. Endlich starb er elend, arm und von niemand beklagt.

Nachläßigkeit, Untreue und Liederlichkeit des Gesindes verursacht großen Schaden, und bringt um den Segen Gottes und um die Liebe der Menschen. Tit. 2, 9. 10.

37. Gute Gedanken.

Gott Lob! daß ich nun wissen kann,
Was bös' und gut sey, und woran
Ich beides unterscheide.
Recht will ich thun; hilf mir, o Gott,
Nicht achten auf der Menschen Spott,
Wann ich das Böse meide.
Denn Gott ist doch der beste Freund,
Er lenkt, was noch so widrig scheint,
Zum wahren Wohlergehen.
Wer fromm ist, den verstößt Gott nicht;
Der darf mit Kindeszuversicht
Auf ihn, als Vater, sehen.

38. Vom Nutzen des Lesens und Schreibens.

Ein verschuldeter aber arglistiger Bürger erfuhr, daß Hans, der weder schreiben noch lesen konnte, Geld geerbt hätte, und es gern auf Zinsen ausleihen wollte. Er ging also zu Hansen und versprach ihm, sechs Thaler für jedes hundert Reichsthaler jährlich an Zinsen zu geben, ihm sein Brauhaus zu verschreiben, auch das geliehene Geld in einem Jahre wieder zu bezahlen; doch mit dem Bedinge, daß Hans es nicht unter die Leute bringen sollte. Das gefiel Hansen wohl; er holte das Geld, nebst Feder, Papier und Dinte. Der Bürger schrieb einen ganzen Bogen voll nichtswürdiger Possen hin, und, statt seines Namens, einen Namen, den keiner aussprechen konnte. Der Bauer verwahrte diesen Brief sorgfältig, und der Bürger nahm das Geld. Kurz darauf ging der Bürger in die weite Welt. Laß ihn laufen, sprach Hans, ist mir doch das Haus verschrieben, und das ist mehr werth, als die Schuld. Da machte sich Hans auf den Weg, und meldete sich bei dem Rathe der Stadt. Aber als er den Bogen in den Gerichten vorzeigte, ward er abgewiesen, weil nicht ein Wort von einer Schuldverschreibung darauf stand. Des Bürgers anderweitige Gläubiger wurden bezahlt, denn die hatten sich besser, als Hans, vorgesehen. Nur Hans ging leer aus. Als er nun traurig nach Hause kam, sprach er: ach hätte ich doch schreiben und lesen

gelernt! Und von der Zeit an schickte er alle Tage seine Kinder in die Schule, wo sie schreiben und lesen lernen konnten. Sir. 32, 24.

39. Die Besserung.

Karl hatte des Sonntags Morgens, ehe er in die Kirche ging, sein schadhaftes Dach und Geschirr besehen, und nahm sich vor, beides auszubessern. In der Kirche redete der Prediger von der Besserung, die ein jeder Mensch nöthig hätte, und wie man oft nachsehen müsse, ob man nichts von schlimmen Gewohnheiten an sich habe, so wie ein guter Wirth oft nach seinem Geräthe sehen müsse, ob es nicht einer Ausbesserung benöthigt sey? Da ward Karl gerührt; und als er über sich selbst nachdachte, da fiel ihm unter andern seine zornige Gemüthsart ein. Nach der Predigt ging er hin zum Prediger, sagte, daß es ihm leid sey, im Zorn oft Unrecht gethan, und manchen beleidigt zu haben, und bat ihn um guten Rath, was er zu thun hätte, um von dieser bösen Gewohnheit befreit zu werden? Da rieth ihm der verständige Prediger, zu seinen Feinden hinzugehen und sich mit ihnen zu versöhnen, hinführo alle Tage an den heutigen Vorsatz im Gebet zu denken, und wo sich ins künftige eine Gelegenheit zu Unwillen zeige, gleich wegzugehen und den Anfang zu vermeiden.

Als Karl dieses einige Zeit ehrlich gethan hatte, ward er friedfertig, also besser als vorhin bei seiner zornigen Gemüthsart; und das heißt sich bessern, oder bekehren. Jer. 7, 5.

Gott will, daß allen Menschen geholfen werde, und ein jeder zur Erkenntniß der Wahrheit komme.

40. Der wohlthätige Arme.

Karl diente bei einer armen, aber frommen Herrschaft, wo es bei der schlechten Zeit nicht stets vollauf gab. Doch murrte er niemals dagegen, wie wohl viele thun; sondern behalf sich, so gut er konnte. Wann er die vielen Bettler sah, die damals herumgingen, sprach er oft zu sich selbst: Wie glücklich bin ich, in Vergleichung mit diesen! Ich habe Dach und Fach, täglich warmes

Essen, und ein Bette — aber diese — Dann theilte er sein weniges Brod mit den Bettlern, oder sprach Bemittelte für sie an, und gab ihnen sonst guten Rath.

Auch Arme können und sollen gegen diejenigen, die noch hülfloser sind, als sie, auf mancherlei Art wohlthätig seyn.

41. Die Fremden.

Ein Mann und seine Frau, die aus ihrem Vaterlande durch böse Leute vertrieben waren, kamen im harten Winter in ein kleines Dorf. Sie stellten der Gemeine ihre Noth aufrichtig und beweglich vor, und baten um die Erlaubniß, bei ihnen zu wohnen. In diesem Dorfe waren gute, gastfreie Leute; daher wurden die beiden Fremden liebreich aufgenommen. Man wies ihnen eine Stelle zur Wohnung an, und versorgte sie mit den nothwendigsten Bedürfnissen.

Seht, Kinder, wie Gott diese Gastfreiheit belohnte. Die Fremden lehrten aus Dankbarkeit den Leuten im Dorfe viele neue und nützliche Dinge, und verschiedene Handgriffe, wodurch ihr Ackerbau besser von statten ging, als vorher. Sie machten sie mit Futterkräutern bekannt, so daß sie die Stallfütterung einführen konnten. Und auf diese Weise wurden die Leute im Dorfe sehr wohlhabend.

Brich den Hungrigen dein Brod; und die im Elend sind, führe ins Haus. Es. 58, 7.

42. Die Tagelöhner.

Der Tagelöhner Trägemann war lässig und faul. Zur Arbeit mochte kein Mensch ihn haben, denn er hinderte nur die andern; und wer denn doch Arbeit von ihm gethan haben wollte, der mußte gewiß auch jemand bei ihm zur Aufsicht stellen.

Da ihm nun keiner gern etwas zu verdienen gab, außer im Nothfalle, wann kein anderer zu haben war, so verdiente Trägemann auch wenig, konnte sich nichts zu gute thun, kam immer mehr und mehr von Kräften, und die Arbeit ward ihm von Tage zu Tage saurer. Davon ward er nun auch endlich verdrießlich, mürrisch,

neidisch und zänkisch gegen Jedermann. Mit seiner Frau, die mit den Kindern, seiner Faulheit wegen, oft kein Brod hatte, führte er die unzufriedenste Ehe, und man sah ihm das Elend und den Mangel an. Einst, als sie des Abends von der Arbeit zu Hause gingen, klagte er gegen einen andern fleißigen Tagelöhner, und sprach: „Wir armen Tagelöhner! uns geht es recht „übel!" „Nein," antwortete der andere, „nur den „Faulen unter uns geht es schlecht, wer arbeiten will „und kann, dem mangelt nichts, als das was über„flüssig und also entbehrlich ist."

Armuth ist ein Gefährte der Faulheit. Spr. Sal. 6, 6-11. 14, 23.

43. Der Hehler.

Hehlemann stahl selbst nicht, aber die Diebe kamen bei ihm zusammen. Und weil er Bier schenkte, so verzehrten sie bei ihm viel aus dem Verkauf des Gestohlnen gelöstes Geld. Auch verkaufte Hehlemann selbst für die Diebe das Gestohlene. Endlich ward die Diebesbande gefangen, und Hehlemann von ihnen angegeben, da er denn in das Zuchthaus wandern mußte.

Wo kein Hehler ist, da ist auch kein Stehler.

Wer mit Vorwissen gestohlene Sachen kauft oder verheimlicht, der ist ein Diebsgehülfe und wird gleich dem Diebe bestraft.

44. Die beiden Bauern.

Georg und Martin hatten ein jeder eine Hufe Landes. Nach einiger Zeit kaufte Georg zu der seinigen noch zwei andere hinzu, gerieth aber darüber in solche Weitläuftigkeit, daß er den Martin um Geld ansprechen mußte, um seine Abgaben zu bezahlen. Da sprach Martin zu ihm: „Ei, Gevatter Georg, wie geht das „zu? Ihr wollt von mir Geld borgen, und ihr habt „viel Ackerland, und ich nur wenig." „Das will ich „euch sagen," antwortete Georg, „Ihr habt wenig „Land, und könnet alles selbst auf das Beste bestellen: „ich aber muß theures Gesinde halten, und dieses ar„beitet unwillig und träge, ackert schlecht, übertreibt

„mein Vieh und ärgert mich krank. — Dadurch bin „ich so zurückgekommen."

Wer auf einmal zu viel umfaßt, hebt nichts in die Höhe.

Wer zu viel unternimmt, richtet wenig aus.

Was ein arbeitsamer Mann selbst thut, geräth besser, als was er durch andere Leute thun läßt, die nur um das Brod dienen.

45. Der Zweifler.

Hans war arm und krank, und konnte sich selbst nicht helfen. Anstatt daß er seine Obrigkeit hätte ansprechen sollen, oder sie durch den Prediger, wann er selbst nicht konnte, bitten lassen, daß sie ihm mit Arzenei oder Lebensmitteln helfen möchte, zweifelte er, ob die Obrigkeit seine Bitte erhören würde, und wollte es auch nicht einmal versuchen, ihr gute Worte zu geben, noch dem Prediger, der ihn besuchte, seine Noth zu klagen. Da nun keiner erfuhr, wie sehr hülfsbedürftig er sey, so nahm er ein schlechtes Ende.

Wer wirklich Noth leidet, der stelle solches seiner Obrigkeit demüthig vor, und halte an mit Bitte um Hülfe. Zu gleicher Zeit habe er das Vertrauen zu Gott, dem Vater der Menschen, daß er die Herzen der Menschen zu allem, was wirklich nöthig und nützlich ist, lenken werde. Alsdann wird er ruhig und glücklich seyn, es gehe auch, wie es gehe. Hilft Gott nicht auf die Weise, die wir uns ausgedacht haben, so hilft er auf eine andere; und diejenigen, welche ihn lieben und vertrauen, erlöset er endlich von allem Uebel, und macht sie ganz und ewig glücklich. Hebr. 10, 35.

46. Die Canton-Revision.

Es war einmal im Kriege nöthig, daß Rekruten mußten ausgehoben werden, und der Offizier ließ deßwegen die Eingeschriebenen zusammenkommen. Unter diesen war einer, der weinte sehr. „Schäme dich!" sagte der Offizier, „bist du ein treuer Unterthan, und fürchtest „dich, deinem Könige und dem Vaterlande zu dienen, „wann deine Dienste nöthig sind?" „Ach Herr," sagte

der Bursche, „aus Furcht weine ich nicht; aber ich „habe eine siebenzigjährige gichtbrüchige Mutter, und „eine Schwester, welche durch die Pocken blind gewor„den, und diese beiden habe ich bisher mit meiner Ar„beit ernährt; die jammern mich so sehr.“ Der Offizier fragte nach, ob dieses sich also verhielte? und als er es wahr befand, ließ er den Burschen zurück. Nach zwei Monaten starb die alte Mutter, und kurz darauf die blinde Schwester; und nun, sobald sie begraben waren, ging der junge Bursche zum Regiment, und meldete sich. Denn er sprach bei sich selbst: Nun hält mich keine andere Pflicht ab, meinem Könige zu dienen, und wenn sich der gute Offizier an mir nicht betrogen findet, so ist er vielleicht gegen andere eben so gütig, wie er gegen mich gewesen ist.

Edle Gesinnungen sind an keinen Stand gebunden.

47. Die Strafe.

In einem Dorfe lebte ein Mann, der viel Geld hatte; weil er nun sehr unverständig war, so bildete er sich auf seinen Reichthum viel ein, und wollte alles mit Geld zwingen. Dieser Mensch hatte einmal eine böse Handlung begangen, und sollte andern zum Beispiel gestraft werden. Die Obrigkeit hatte eine öffentliche Leibesstrafe für ihn bestimmt, um seinen Stolz zu demüthigen. Gleich war er mit seinem Gelde bereit, und wollte sich von der Strafe loskaufen. „Nein,“ sagte die Obrigkeit, „du hast öffentlich und aus Uebermuth „gesündiget, du mußt auch öffentlich beschämt und ge„straft werden. Der Reiche muß eben sowohl Recht „thun, und der Ordnung sich unterwerfen, wie der Ar„me.“ Da lobten alle Leute im Dorfe die Gerechtigkeit dieses Ausspruchs und ein jeder ward dadurch zufrieden gestellt und gebessert.

Siehe des Reichen Geschenke nicht an im Gerichte, sondern sey unpartheiisch, wenn du richtest.

Gottes und der Obrigkeit Gebote müssen Arme und Reiche befolgen.

Spr. Sal. 20, 30. Man muß dem Bösen wehren mit harter Strafe und mit ernsten Schlägen, die man fühlt. Sir. 5, 1.

48. Der Heuchler oder Augendiener.

Klaus diente bei einem Herrn, der andere Geschäfte hatte, und der nur zuweilen, und nicht alle Stunden, nach seinen Leuten sehen konnte. Diese Stunden merkte sich Klaus. Wann er nun wußte, daß sein Herr kommen würde, dann arbeitete er, als wenn er sich todt arbeiten wollte. War der Herr weggegangen, so ließ er die Arbeit liegen, und that unnütze Dinge. In der Kirche stellte er sich fromm an, seufzte und weinte. Aber heimlich übte er die liederlichsten Streiche aus. Sein Herr hielt ihn lange für einen treuen Diener, denn Klaus sprach oft mit ihm darüber, daß es Unrecht sey, faul und untreu zu seyn, und klagte über die andern, wie viel er wegen seiner Treue von ihnen leiden müßte. Einst aber betraf ihn sein Herr unversehens über einen wichtigen Diebstahl, und als er gefangen gesetzt wurde, da kamen alle seine bösen Streiche an den Tag. Er ward doppelt gestraft.

Ein Heuchler ist der schändlichste Bösewicht; denn er will nicht allein Menschen, sondern auch Gott betrügen. Aber irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten.

49. Die gute Gewohnheit.

In Christians Hause war die Gewohnheit, daß des Sonntags Abends Christian seine Kinder und sein Gesinde versammelte und sie fragte, was sie aus der Predigt behalten hätten. Wer denn am meisten wußte, den ehrte Christian vorzüglich, und sprach mit ihm über das, was er wußte. Auch war das Gesinde, welches bei Christian gedient hatte, Zeit seines Lebens zu kennen; denn es hatte dort etwas Gutes gelernt.

Wie viel Böses geschieht am Sonntage! Und nur der feiert den Sonntag recht, der am Sonntage viel Gutes thut.

50. Das Leckermaul.

Jacob war von seinen Aeltern verzärtelt worden. Er aß dies und jenes nicht. Er tadelte das Essen und stiftete dadurch viel Böses unter seinem Mitgesinde, so

daß die Speisen, die wohl hätten können mit Dankſagung gegen Gott gegeſſen werden, oft verachtet wurden, und ſtehen blieben. Er kaufte ſich Semmel oder Kuchen und Kaffee, und verbrachte damit liederlich ſeinen Lohn. Lange blieb er auch nicht bei einem Herrn; ſondern ward bald abgedankt, weil er allenthalben Verdruß anrichtete. Als einſt eine Theurung kam, bettelte Jacob aus Noth auch vor der Thür einer gewiſſen Herrſchaft, deren Eſſen er oft verachtet hatte, und erhielt mit Mühe ein Stück ſchimmlichtes Brod.

„Ach Gott,“ ſagte er, „das habe ich hier verdient: „wie oft war mir damals ſehr gutes Eſſen zu ſchlecht! „wie oft habe ich das Eſſen verachtet! Nun muß ich „darben.“

Spiegle ſich ein jeder an dieſem Beiſpiel.

51. Vom Nutzen der wahren Frömmigkeit und von der Schädlichkeit des Laſters.

Ein fröhlich Herz, geſundes Blut,
Iſt in der That ein großes Gut;
Uns hat es Gott gegeben.
Ach dankten wir
Doch Gott dafür
In unſerm ganzen Leben.
Wer Gott gehorcht, der dankt ihm recht.
Geſchenk und Gaben ſind zu ſchlecht,
Weil Gott das Herz begehret.
Wann uns gefällt
Was Gott gefällt,
Dann wird Gott recht verehret.
Gott weiß am beſten, was uns nützt;
Wer ihm gehorcht, der bleibt beſchützt
Vor mancher Sorg' und Plage.
Wer Gott verläßt,
Dies glaubet feſt!
Hat nie zufried'ne Tage.
Ein Laſter führt zum andern hin;
Sich zu verbergen, muß er flieh'n
Von Vaterland und Hütte.
Die Obrigkeit

Verfolget weit
Des Bösen flücht'ge Schritte.
Die Unruh' seines Herzens geht
Mit ihm umher; und wo er steht,
Da nagt ihn Furcht und Kummer.
Der böse Rath,
Die böse That,
Verwehrt ihm Ruh' und Schlummer.
Wer aber reines Herzens ist,
Und Gottes Wohlthat nicht vergißt,
Ihn durch Gehorsam ehret,
Den schützet Gott
In aller Noth;
Sein Segen wird vermehret.

52. Der gute Landwirth.

Georg ward durch den Ackerbau sehr wohlhabend, und das ging so zu: Er hatte seinen Acker allein, denn in seinem Dorfe waren die Gemeinheiten aufgehoben. Im Mai pflügte er seine Brache sehr sorgfältig, und so tief, als es nützlich war. Bei trocknem Wetter, acht Tage nachher, eggete er sie klar und rein, und brachte alles Unkraut heraus. Vier Wochen nachher, im Junius, fuhr er Mist darauf, und pflügte ihn unter. Am Ende des Julius pflügte er abermals, und im Anfange des Septembers in schmalen Furchen zur Saat. Den Saatroggen nahm er von Sandländern, wo im neu aufgerissenen Acker Roggen gestanden, und bezahlte den Wispel gern zwei Thaler theurer. Auf Dünger hielt er sehr viel; und im Winter brachte er Pferdemist, Kuhmist und alle Arten Miste auf dem Hofe in einen Haufen, und Blätter, Schilf und Grastorf dazwischen; und wenn er Sandäcker zu düngen hatte, auch alten Lehm von Backöfen, Wellerwenden oder alten Gebäuden. Und alle drei Jahre war sein Acker durchmistet. Auf diesem Acker baute er aber auch mehr, als das zehnte Korn. Sein Vieh war in trefflichem Stande. Den Mist verschleppte er nicht auf der Straße durch unnöthige Fuhren. Daher konnte sein Vieh alle Ackerarbeit bestreiten, und blieb munter und dauerte lange. Seine Frau war im Hause und Felde fleißig, brachte nichts

durch und stand ihm treulich bei. Seine Kinder erzog er zur Frömmigkeit und Arbeit; daher konnte er sich auf sie verlassen. Und so ist Georg reich geworden. Spr. 12, 11.

Die Felder um uns her verlieh uns Gott zum Segen.
Wann wir mit klugem Fleiß und Sorgfalt ihrer pflegen,
Der Arbeit Lohn ist groß, ist gleich die Arbeit schwer,
Seht, Görge wußte das. O strebt zu seyn wie er.

53. Der Selbstbetrug.

Zwei Frauen, die sich seit langer Zeit gram gewesen, begegneten sich an einem Brunnen, und jede wollte zuerst Wasser schöpfen, denn jede behauptete, ihr Vieh könne keinen Augenblick länger warten. Hierüber geriethen sie in ein langes, heftiges Gezänke; und mußten endlich, unter dem Gelächter aller Nachbarn, von ihren Männern aus einander gebracht werden. Das Vieh, um welches sie so besorgt gewesen, hatte indeß stundenlang Durst leiden müssen.

So hintergeht der Mensch sich selbst, wann bei ihm böse Triebe rege werden! Diese Frauen glaubten selbst, sie zankten sich nur aus Sorgfalt für ihr Vieh; und doch zankten sie sich bloß, weil sie sich einander haßten. Mit jeder andern hätten sie sich gut vertragen, und ihr gern erlaubt, zuerst zu schöpfen.

Gebt wohl Acht, Kinder, auf die Leidenschaften, die in euch entstehen, damit sie euch nicht zu bösen und schändlichen Handlungen hinreißen.

54. Der ordentliche Kranke.

Wilhelm hatte einstmals das Fieber von schlechter Verdauung. „Wollt ihr nicht zu der weisen Frau „schicken?“ sprach diese, „oder zu dem Marktschreier?“ sprach jene unverständige Frau. Hans brachte einen Mann, der Arzenei herumtrug, ins Haus; von diesem sollte Wilhelm Bergöl kaufen und einnehmen. Einer rieth gar, sich von einem Hexenmeister das Fieber verschreiben zu lassen; und was dergleichen Thorheiten mehr waren. Aber Wilhelm sagte: „Nein, das thue „ich nicht, meine Gesundheit ist mir lieber. Es ist

„nicht genug, das Fieber loszuwerden, man muß auch „nachher keine schlimmere Krankheit bekommen, als das „Fieber selbst ist. Ich will zum Prediger gehen, und „was der mir rathen wird, das will ich thun.“ Dieser war ein erfahrener Mann, und für wenige Groschen Arzenei ward die Ursach des Fiebers aus dem Leibe geschafft; und da hörte das Fieber, als die Wirkung, von selbst auf.

55. Der Ungeduldige.

Klaus war krank, und die Krankheit endigte sich mit einem Ausschlage in der Haut. Ein erfahrener Prediger, der ihn besuchte, rieth ihm, sich etliche Tage ruhig zu halten, sich vor Erkältung zu hüten und das Empfindliche des Ausschlags, wodurch die Krankheit gehoben würde, geduldig zu ertragen, ohne es durch Kratzen und Reiben zu vermehren. Aber Klaus folgte diesem guten Rathe nicht; er erkältete sich, und kratzte sich allenthalben wund. Dadurch wurden die Schmerzen vermehrt, und er ward immer ungeduldiger. Endlich schlug durch die oftmalige Erkältung der Ausschlag zurück, und Klaus mußte unter großen Schmerzen sterben.

Einige Krankheiten sind bloß empfindlich und schmerzhaft, aber nicht gefährlich, sondern vielmehr heilsam. Und nur dann wird der Kranke wieder gesund, wann er sie geduldig erträgt und abwartet.

56. Der Sanftmüthige.

Hans wurde im Anfange, als er Schulze geworden, und auf Ordnung und Recht im Dorfe zu halten anfing, oft von den Nachbarn angefeindet, und mit empfindlichen Reden gescholten. Aber er schalt nicht wieder, sondern sprach: „Ihr Leute, warum scheltet ihr „auf mich? Ich suche ja euer aller Bestes. Ohne „Ordnung kann kein Dorf glücklich seyn. Mit der Zeit „werdet ihr das besser einsehen und mir danken.“

Vergeltet nicht Böses mit Bösem, sondern traget es sanftmüthig; wenn ihr um etwas Gutes willen lei-

det, so werdet ihr eurem sanftmüthigen Heilande Jesu Christo ähnlich.

57. Die bösen Bauern.

Die Bauern zu Bösendorf waren in der ganzen Gegend im übelsten Rufe. Aber es waren auch recht böse Leute, denn sie verrückten heimlich die Gränzen ihrer Herrschaft und ihrer Nachbarn; und wo ihr Ackerstück an eine Heide oder Anger traf, da pflügten sie alle Jahre etwas ab, und wollten auf solche ungerechte Weise ihren Acker, zum Schaden derer, denen das übrige gehörte, vergrößern.

Ihr Vieh hüteten sie oft in Schonungen, oder auf andern verbotenen Plätzen, wann sie wußten, daß keine Aufsicht war, oder ließen es ohne Hirten in Schaden laufen. Wem sie etwas zu geben hatten, an Korn oder Zehend, den betrogen sie, wo sie konnten. Und Holz stahlen sie, wo nur etwas zu stehlen war. An ihre Kinder wendeten sie nichts, und gönneten ihnen nicht einmal den Schulunterricht. Sie selbst aber kamen so selten als möglich in die Kirche, den einzigen Ort, wo sie noch etwas Gutes hätten hören und von ihrem Unrecht überzeugt werden können. Aber bei alle diesem Trachten nach ungerechtem Gut blieben sie doch bettelarm, und kamen auf keinen grünen Zweig, und waren, wie schon gesagt ist, in der ganzen Gegend verachtet.

Wer Gränzen verrückt, ist Ursach an vielem Bösen. 5 Mose 27, 17.

Begehret nicht, was euch nicht gehört.

Trachtet nach Recht, und lasset ab vom Unrecht, denn jedes Unrecht ist Sünde.

Nur diejenigen, die Gerechtigkeit lieben, können hier in diesem Leben ruhig und glücklich, und nach dem Tode selig seyn. Amos 5, 14. 15.

58. Der kluge Wirth bei der Theurung.

Als einst, bei nasser Witterung, das Getreide schlecht gerathen war, und der Scheffel Roggen drei Thaler galt, da rechnete Georg aus: daß er sonst gewöhnlich

sechzig

sechszig Scheffel Roggen zu Brod gebraucht hätte. Er fing also gleich nach der Aernte zu sparen an, und kaufte drei Wispel Kartoffeln, für sechszehn Thaler den Wispel; das waren acht und vierzig Thaler. Und nun verkaufte er dreißig Scheffel Roggen für neunzig Thaler, weil er, statt des mehreren Brods, nun Kartoffeln speisete, und gewann auf diese Weise bei der theuern Zeit, da fast ein jeder verlor, zwei und vierzig Thaler.

Denke in der Zeit daran, wie du dich einrichten willst; denn wann die Noth einbricht, so ist es zu spät.

59. Das Glück des Tugendhaften schon hier auf Erden.

Christian war in der Jugend von seinen Aeltern zur Schule gehalten, und zu Fleiß und Rechtschaffenheit gewöhnt worden, daher war er verständig und liebte das Gute.

Als er groß wurde und heirathen wollte, da sah er vornämlich nach einer fleißigen und tugendhaften Person, die er kannte; daher war sein Ehestand glücklich; denn sie liebten sich beide und hielten über Ordnung und Zucht in ihrem Hause. Ihr beiderseitiger Fleiß machte denn auch, daß ihr Vermögen sich vermehrte; und von diesem Segen waren sie wohlthätig und dienten gern mit Rath und That, daher war ihnen ein jeder gewogen. Sie gingen allem Zank aus dem Wege, mengten sich nicht in Dinge, die sie nichts angingen, und gaben einem jeden das Seinige. Daher blieben sie von Prozessen und Strafen frei, und jedermann mogte sie, ihrer guten Wirthschaft und Bescheidenheit wegen, sehr wohl leiden. Weil sie mäßig lebten, sich nicht ärgerten und zankten, so blieben sie gesund und erreichten ein frohes Alter. Auch ihre Kinder geriethen wohl, weil sie ihnen mit gutem Beispiel vorangingen, und sie von Jugend auf gewöhnten, Gutes zu thun.

So ist die Tugend der sichere Weg zur Glückseligkeit.

C.

60. Das Testament.

Als Heinrich gefährlich krank war, sagte der Prediger zu ihm: „Wollt ihr nicht etwa ein Testament machen, „und in diesem letzten Willen über euer Vermögen und „euern Nachlaß etwas festsetzen?“ „Lieber Herr Prediger,“ sagte Heinrich, „das habe ich längst in gesunden Tagen „gethan, um auf meinem Sterbebette nicht damit be„schäftigt zu seyn. Ich habe meinen letzten Willen, „oder Testament, selbst geschrieben, und bei unserm Ge„richte niedergelegt.“ Da lobte der Prediger diesen verständigen Mann, der nicht allein die Ordnung geliebt, sondern auch bei gesunden Tagen an den Tod gedacht hatte.

Bedenke das Ende deines Lebens oft; so wirst du in allen Stücken weislich handeln.

61. Der sterbende Jüngling.

Ein junger Mensch, der in der Schule sehr fleißig und seinen Aeltern gehorsam war, lag tödtlich krank. Die Aeltern hatten gleich bei dem Anfange der Krankheit einen verständigen Arzt zu Rathe gezogen; aber die Krankheit war nicht zu heilen. Sie betrübten sich nun sehr, als sie sahen, daß sie ein so wohlgerathenes Kind verlieren sollten, und weinten bitterlich an seinem Bette. Da sprach er folgende merkwürdige Worte: „Weinet „und betrübet euch über meinen Tod nicht allzusehr, ge„liebte Aeltern! Gott läßt aus weisen Ursachen einen „früh, den andern spät sterben. Wer Liebe und Ver„trauen zu ihm hat, ist niemals und auch im Tode „nicht unglücklich. Dieser Glaube macht mich jetzt ge„trost. Mein Tod ist ja nur eine Veränderung meines „Zustandes; ich komme aus dem bisherigen in einen „bessern Zustand; sollte ich mich denn nicht freuen? „Und da ich weiß, daß ihr mir alles Gute gönnt, liebe „Aeltern, so freuet euch auch! Und habt vielen Dank, „daß ihr mich fleißig zur Schule gehalten; denn da „lernt man, wie man tugendhaft und glücklich leben, „und dann in Frieden sterben kann.“ —

Der Tod ist nur denen schrecklich, die wenig gute Erkenntnisse haben, und von den väterlichen Absichten

Gottes mit den Menschen nicht genug unterrichtet sind. Spr. Sal. 14, 32.

Lernt, Kinder, aus allen solchen Geschichten, wie viel Nützliches man in guten Schulen lernt!

62. Verschiedene Folgen des ordentlichen und unordentlichen Lebens.

Einst waren zwei Schwestern in einem Dorfe; die älteste war ordentlich und sittsam, und die jüngste frech und liederlich.

Die älteste, nachdem sie eine Zeitlang fleißig und treu gedient hatte, heirathete einen guten Mann, mit dem sie vergnügt lebte.

Die jüngste aber ward ihrem Bräutigam ungetreu, und lief mit einem andern Mann davon. Dieser aber war selbst liederlich; und weil er gewahr wurde, daß sie mit andern freundlicher that, als mit ihm, so verließ er sie und ihr Kind in großer Armuth. Sie bettelte sich nun nach ihrem Vaterlande zurück, wo sie von allen ihren vorigen Bekannten verachtet wurde. Indeß verdarbte ihr unschuldiges Kind; und weil sie, statt zu arbeiten, lieber stehlen mogte, so kam sie in das Zuchthaus, worin sie auch starb.

Des Lasters Bahn ist Anfangs zwar
Ein breiter Weg durch Auen;
Allein sein Fortgang wird Gefahr,
Sein Ende Nacht und Grauen:
Der Tugend Pfad ist Anfangs steil,
Läßt nichts als Mühe blicken:
Doch weiterhin führt er zum Heil,
Und endlich zum Entzücken.

63. Es ist mehr Gutes als Böses in der Welt.

Christian sprach oft zu seinen Kindern: „Kinder, wann „es euch wohl geht, wann ihr mit Lust esset, wann ihr „gesund seyd, wann es schön Wetter ist, wann die Vö„gel singen, wann ihr euch an dem Anblick des Getrei„des oder am Geruch der blumigten Wiese vergnügt — „so danket Gott mit Freuden, der alles dies Gute giebt.

„Ich bin ein alter Mann, aber wenn ich nachdenke: „so hat mich Gott weit mehr Freuden als Widerwärtig„keiten erleben lassen; und ihr Kinder werdet dasselbe „sagen müssen. Z. B. gegen einen Tag Krankheit, wie „viele Tage Gesundheit! Das meiste Mißvergnügen „macht der Mensch sich selbst durch Unordnung und La„ster. Wer Gott recht aus Dankbarkeit liebt, und durch „Gehorsam ehret, für den ist die Welt kein Jammerthal. „Das Unangenehme in dem menschlichen Leben ist ent„weder verschuldet, — dann ist es als Strafe zur „Besserung nützlich; oder es trifft uns, ohne daß wir „es veranlaßt haben, und dann ist es eine Schickung „Gottes und gereicht gewiß zu unserm Besten, wenn „wir es auch nicht sogleich einsehen."

In diesem Leben ist noch keine vollkommene und immerwährende Glückseligkeit. Wer einst vollkommen und ohne Aufhören glücklich seyn will, der muß erst lernen gut und tugendhaft zu seyn, das ist, er muß Dankbarkeit und Mäßigkeit im Glück, und Geduld in Widerwärtigkeiten lernen. Beständige Glückseligkeit ist nach dem Tode der Lohn des Frommen. Es ist eine große Gnade Gottes, daß hier in dieser Welt schon mehr Gutes als Böses ist, und also sogar unsere Lehrjahre uns angenehm gemacht worden sind. Ps. 119, 64.

64. Endzwecke und Mittel.

Elisabeth sprach zu der Frau, bei der sie diente: „Ich „wollte gern von Gott, von seinem Willen, oder von „dem, was Gott befohlen und verboten hat, und wie „ich beständig, und auch nach dem Tode, glücklich wer„den kann, so viel als möglich, wissen." „Also," antwortete ihre verständige Herrschaft: „mußt du hören, „das heißt, Acht geben und verstehen, was gelehrt „wird; und auch lesen, das heißt, gedruckte und ge„schriebene Worte und ihre Bedeutung kennen und ver„stehen lernen. Des Hörens wegen geht man in die „Predigt: wer lesen kann, der kann zu Hause auch in „der Bibel, im Gesangbuch oder sonst in einem guten „Buche lesen. In der Predigt wird die Bibel erklärt, „und wenn dieses gehörig geschiehet, so lernt man sie „immer mehr und mehr verstehen. Was du nun dar-

aus Gutes behalten oder gelernt hast, das mußt du fleißig und gern thun, und in Uebung bringen; Gott aber um Weisheit dazu täglich bitten. Dieses sind Mittel zu deiner Absicht. Wenn du diese Mittel treulich anwendest, so wirst du deinen Endzweck erlangen."

Was ich zu erlangen wünsche, ist Endzweck oder Absicht.

Wodurch ich diesen Endzweck erlange, das sind die Mittel.

Wer sich gute Endzwecke vorsetzt, wie hier Elisabeth that, der ist auf dem Wege, gut zu werden.

Wer die rechten Mittel wählt, gute Endzwecke oder Absichten zu erlangen, der ist weise.

Wer uns diese Mittel bekannt macht, als: Aeltern, Lehrer, Prediger und wahre Freunde, der verdient unsern größten Dank.

65. Der gute Soldat.

Als Christophs Sohn, Wilhelm, groß wurde, mußte er Soldat werden. Er ging auch willig zum Regiment, weil er in der Schule gelernt hatte, man müsse gehorsam seyn, nicht murren, noch seinem eigenen Willen folgen. Er gedachte, Gott hat mich zu diesem Stande bestimmt; denn alles, was geschiehet, das geschiehet nach Gottes weisem und gnädigem Willen.

Als er das lernen sollte, was man als Soldat wissen muß, gab er recht Achtung; denn er hatte in der Schule schon Achtung zu geben gelernt. Er bekam auch keine Strafe wegen Nachlässigkeit; sondern ward in kurzer Zeit so geschickt, wie der beste in der Compagnie. Und weil er in der Schule sehr fertig schreiben und rechnen gelernt hatte, so nahm ihn der Adjutant des Regiments zum Schreiber an.

Im Kriege verhielt er sich wohl, war beständig da, wo er seyn sollte, plünderte und raubte nicht; sondern ließ sich an seinem Solde begnügen. Was ihm befohlen war, das that er unerschrocken, und sprach oft andern Muth ein, die sich fürchteten. „Brüder," rief er, „wer Gott vertraut, der hat Herz. Wann wir unsere „Schuldigkeit thun, dann sorgt Gott für uns. Ein „Schelm, der seine Fahne verläßt! —"

Wilhelm ward bald Unterofficier und endlich Feldwebel. Da er denn von allen, die ihn kannten, Achtung und Liebe genoß, auch sein gutes Auskommen hatte.

Wer in der Jugend gelernt hat, seine Pflicht zu thun, und in erwachsenen Jahren sie wirklich thut, der kann bei Gefahren und Beschwerlichkeiten sich vorzüglich auf Gott verlassen, und deswegen getrosten Muths seyn. Sprü. Sal. 2, 7. 8.

66. Die rechtschaffene Frau.

Marie hatte einen Mann, der sehr zum Zorn geneigt war, und bei allen Gelegenheiten in Heftigkeit und Zorn gerieth. Als Marie das merkte, vermied sie desto sorgfältiger alle Gelegenheiten zum Verdruß, und war so fleißig und ordentlich, daß ihr Mann fast keine Gelegenheit finden konnte. Wann sie denn sah, daß er doch verdrießlich wurde, so war sie desto freundlicher gegen ihn, und widersprach ihm nicht. Oft bat sie Gott in ihrer Einsamkeit um die Besserung ihres Mannes und um Geduld. Endlich ward sein Herz erweicht; und als sie einstmals zum Abendmahl gehen wollten, bat er seine Frau, ihm all sein Unrecht zu vergeben, und versprach aufrichtig, sich zu bessern. Da betete Marie mit ihm zu Gott um Beistand zu diesem Vorsatze. Und sie führten nachher eine glückliche und zufriedene Ehe.

Eine rechtschaffene Frau kann viel zur Besserung ihres Mannes beitragen. Sir. 26, 1.

Jac. 5, 19. Wer einem Menschen zur Tugend behülflich ist, hat großen Lohn von Gott zu erwarten.

67. Ein Lied.

Gott! deine Güte reicht so weit,
So weit die Wolken gehen.
Du liebst uns aus Barmherzigkeit,
Und eilst, uns beizustehen.
Durch dich währt unser Leben fort.
Vernimm auch jetzt mein kindlich Wort,
Denn ich will vor dir beten:

Ich bitte nicht um Ueberfluß
Und Schätze dieser Erden;
Du weißt, wie viel ich haben muß,
Und dieses wird mir werden.
Gieb nur, o Gott! mir den Verstand,
Daß ich dich, und den du gesandt,
Und mich recht selbst erkenne!
In dieser Absicht segne du,
O Gott! die guten Lehren,
Die wir in Sicherheit und Ruh',
Jetzt lernbegierig hören.
Mach uns geschickt zu jeder That,
Die uns dein Wort geboten hat,
Durch Jesum Christum. Amen.

68. Die guten Brautleute.

Eine kranke Wittwe lag in einer elenden Hütte ganz allein. Einst hatten die Leute im Dorfe eine Hochzeit, zu welcher viel Essen gekocht wurde. Da sagte die Braut zum Bräutigam: „Uns geht es, Gott Lob! so „wohl; wir haben Ueberfluß — aber wie viele mögen „Noth leiden! Laß uns an unserm Hochzeittage eine „gute Handlung thun, und der armen kranken Frau „dort ein wenig Essen schicken oder selbst bringen!" Du „hast Recht," sagte der Bräutigam, „ich liebe dich nun „noch mehr als vorher, weil du so gut gesinnt bist." Da nahmen sie jeder etwas von guten Speisen, und trugen es selbst der armen Frau hin; und sorgten, daß die Frau, die bisher ganz verlassen war, Arzenei und Wartung erhielt. Die kranke Frau weinte vor Freuden und segnete sie. Darauf gingen sie wieder nach dem Hochzeithause, und rühmten sich nicht etwa ihrer That vor den Gästen, aber sie waren außerordentlich vergnügt. Sir. 14, 14.

69. Briefe.

Eine Wittwe hatte eine einzige Tochter, Marie, die sie sehr liebte. Doch konnte sie diese Tochter nicht stets um sich haben, denn sie war arm; darum hatte sich die Tochter in einem nahegelegenen Dorfe bei einer guten

Herrschaft vermiethen müssen. Ihre Herrschaft zog endlich in eine große Stadt, und sie mußte dahin folgen. Obgleich ihre Mutter es nicht gern sahe, daß Marie in der Stadt dienen sollte, so mußte sie es doch geschehen lassen, weil es mitten im Dienstjahre, auch die Herrschaft überaus gut war. Bei dem Abschiede nun ermahnte die Mutter ihre Tochter herzlich, sich vor den Verführungen der Städte zu hüten. Da sagte Marie: „Liebe Mutter, ihr könnt ja schreiben, und ich auch; „schreibt mir zuweilen und erinnert mich an mein Ver„sprechen, welches ich Gott und euch gethan habe, mich „gut aufzuführen.“ Nach einiger Zeit schrieb die Mutter folgenden Brief an die Tochter:

Liebe Tochter,

Wie geht es dir in deinem neuen Zustande? Bist du noch gut und fromm, und hüteſt dich, daß du in keine Sünde willigeſt, noch wider Gottes Gebot thuſt? Ich bete zwar täglich für dich zu Gott, daß er deiner Jugend und Unerfahrenheit durch seinen Beistand zu Hülfe komme; aber du mußt auch beten. Fliehe den Müßiggang; mache dir stets solche Geschäfte, die entweder deinem Leibe oder deiner Seele wahren Vortheil bringen. Lebe mit deiner Herrschaft und auch mit deinen Mitbedienten in Friede und Einigkeit. Suche deiner Herrschaft Vortheil aus allen Kräften, und sie wird dir wieder helfen und dein Wohlseyn befördern. Und wenn sie es dir auch nicht dankte, so haſt du doch Gott gehorchet und ihm geglaubet. Gott aber läßt denen, die ihn durch Gehorsam ehren, alles zum Beſten dienen. Es gehe dir also an Leib und Seele wohl! Dieſes wünschet

deine treue Mutter.

Antwort der Tochter.

Liebe Mutter,

Wie gut iſt es doch, daß ihr schreiben könnt, und daß ich auch schreiben kann! Wir sind so weit von einander, und nun können wir doch manchmal so

herzlich mit einander reden, als wenn wir beisammen wären. Euer lieber Brief hat mich recht gestärket. Ihr habt wohl Recht, liebe Mutter, daß Ihr mich vor Müßiggang warnet. Auf dem Lande, wenn ich meine gewöhnliche Arbeit gethan hatte, dann ging ich in den Garten oder auf das Feld, und half, wo ich arbeiten sah. Aber hier ist das alles nichts. Dafür haben wir aber auch hier oftmals Wochenpredigten. Dann arbeite ich vorher fleißig, und wenn es sich schicken will, so bitte ich meine Herrschaft um Erlaubniß, in die Wochenpredigten zu gehen.

Meine Herrschaft ist zufrieden mit mir, und ich mit ihr. Meinen Mitbedienten begegne ich höflich, wie es sich für ein so junges Mädchen schickt, und wenn sie manchmal, auch mit Unrecht, auf mich schelten, dann schweige ich still. Ich denke, wenn mich mein Gewissen nicht schilt, so werden mir unverdiente Scheltworte nicht schaden können.

Liebe Mutter, wenn ihr es mir nicht verdenken wollet — in diesem Briefe sind zwei Thaler, die habe ich übrig, denn ich habe noch vier Thaler baares Geld, und meine Kleidungsstücke sind ganz und gut. Nehmt doch diese zwei Thaler von eurer lieben Tochter an, und pfleget euch in eurem Alter dafür. Ich kann euch doch mein Lebetage nicht alle Wohlthaten vergelten, die ihr mir erzeigt habt. Nicht wahr? liebe Mutter, ihr seyd doch darum nicht unwillig über

eure gehorsame Tochter
Marie.

70. Die kluge Wahl.

Ein kluger Mensch wollte heirathen, und kam in ein Haus, in welchem zwei Schwestern waren. Die eine war hübsch, putzte sich gern, und that nicht gern nützliche Arbeit. Die andere war nichts weniger, als hübsch, aber sie war fleißig, that alles im Hause, und besorgte die ganze Wirthschaft.

Welche von beiden wird er wohl geheirathet haben?

71. Vom Nutzen der Obrigkeit.

In einem Dorfe wohnten vier ordentliche oder solche, die Ordnung und Recht liebten, und zwölf unordentliche Wirthe, d. h. solche, die sich nach nichts, als nach ihrem eigenen Willen richten wollten, und zum allgemeinen Besten nichts beitragen mochten. An dem Felde dieses Dorfs floß ein kleiner Fluß, der bei hohem Wasser oft die Dämme durchbrach, und durch Ueberschwemmung Aecker und Wiesen beschädigte. Die vier ordentlichen Wirthe dämmten und thaten ihr Mögliches; aber es war für sie zuviel Arbeit; denn die zwölf unordentlichen wollten nicht helfen, und lieber aus Eigensinn Schaden leiden, als den andern behüflich seyn. In ihrem Dorfe war es so morastig und tief, daß im Winter ihr Vieh stecken blieb, und keiner ohne Mühe und Schaden den Dünger vom Hofe bringen konnte. Die vier ordentlichen Wirthe sagten oft: „Laßt uns alle helfen und das Dorf mit Feldsteinen pflastern.“ Die zwölf unordentlichen aber wollten nicht, sondern nahmen allerlei andere Dinge vor, und der Ackerbau war ihre geringste Sorge. Es war viel entlegener schlechter Acker bei dem Dorfe, und das Dorf hatte wenig Holz, denn es war von jeher schlecht damit hausgehalten worden. „Laßt uns Schonungen machen,“ sprachen die ordentlichen, „und Holzsamen darein säen, und das Vieh hüten, daß es das junge Holz nicht abfrißt, bevor es groß wird, so haben doch wenigstens unsere Kinder Holz zu erwarten.“ „Das wäre uns eben recht,“ sprachen die unordentlichen, „jetzt jagen wir unsere Pferde aus dem Dorfe und lassen sie laufen, wohin sie wollen; alsdann müßten wir ja dieses unterlassen.“ Kurz, sie hielten in allem Guten das Widerspiel. Endlich bekam dieses Dorf eine ordentliche Obrigkeit; da ward es anders. Die Rechtschaffenen wurden gelobt und geschützt, die andern mußten sich Ordnung und Recht gefallen lassen, und die Widerspenstigen wurden gestraft.

Gott regiert die Menschen durch Obrigkeiten. Die Obrigkeit ist von Gott verordnet. Sie strafet die Bösen und ist der Frommen Schutz und Beistand.

Jedermann sey also willig unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat. Röm. 13, 1. ꝛc.

72. Das Gewitter.

Leopold war mit Wilhelm einst zur Arbeit auf dem Felde. Da kam ein Gewitter mit starken Blitzen und Donnerschlägen. Leopold sagte: Komm, Wilhelm, laß „uns laufen, dort steht ein hohler Baum, darin wollen „wir uns vor dem Gewitter verbergen. Mir wird ganz „angst vor dem Donner und Blitz.“ Wilhelm sprach: „Nein, so unverständig bin ich nicht. Unter Bäume zu „treten, die oben dürre Zacken haben, wie dieser, ist „nicht gut bei einem Gewitter. Denn der Blitz fährt „gern an solchen Bäumen herunter. Das Gewitter ist „eine Wohlthat Gottes; es macht durch warmen Re„gen das Land fruchtbar und reinigt die Luft. Wenn „ich auch naß werde, mein Zeug wird bald wieder trok„ken, und unter freiem Himmel ist weniger Gefahr, als „in dem hohlen Baume. Oder meinst du, wenn Gott „meinen Tod beschlossen hätte, daß ich ihn dann durch „den hohlen Baum abhalten würde?“ Leopold ließ sich durch die Unerschrockenheit Wilhelms, welche auf vernünftige Gedanken gegründet war, bewegen, und blieb bei ihm. Als sie noch redeten, da schlug der Blitz in den hohlen Baum, worin sich Leopold verbergen wollte. Da fiel Leopold, als er sich vom Schrecken erholt hatte, Wilhelmen um den Hals, und dankte ihm. „Lieber „Wilhelm, du hast mir mein Leben gerettet!“ rief er. „Nur halb,“ sprach Wilhelm, „denn deiner Folgsam„keit gegen meine Vorstellungen gebührt die andere Hälfte.“

Furcht vermehrt allemal die Gefahr.

Der Furchtsame leidet doppelt, nämlich von wirklichen und eingebildeten Gefahren, und weiß sich vor Angst nicht zu helfen, wenn auch noch Rettungsmittel für ihn da wären.

73. Von den Vorzügen des Landlebens.

Ein Bürger ging einst im Frühling nach einem Dorfe. Gegen Abend kam ein gewaltiger Regen, und er getraute sich nicht, in dem Regen nach Hause zu gehen, sondern blieb in dem Dorfe. Nach kurzer Zeit trat der Hauswirth mit seinem Sohn herein, die von der Arbeit

kamen. Und nach den gewöhnlichen Grüßen entstand unter ihnen folgendes Gespräch.

Der Bürger. Nein, ich möchte kein Bauer seyn! In solchem Wetter pflügen oder sonst draußen handthieren, das mag keine kleine Plage heißen, und wie oft im Jahre ist nicht schlechtes Wetter!

Der Hauswirth. Mühe ist keine Plage, lieber Herr; und dann ist das Wetter von Gott, und ist immer nützlich.

Der Bürger. Ja, das ist wohl wahr, aber ihr werdet doch naß und krank davon.

Der Sohn. Naß wohl, aber darum nicht krank; und das macht die Gewohnheit, oft naß zu werden, daß es uns nicht schadet.

Der Bürger. Ihr seht freilich nicht krank aus, mein Freund; aber ehe man das auch gewohnt wird!

Der Sohn. Von Jugend auf sind wir härter, als die Leute in der Stadt. Wir spielen als Kinder im kalten Wasser, und oft bei solchem strengen Wetter auf der Straße, wo in der Stadt keiner sein Kind herausließe; und überdies sagt das Sprichwort: Arbeit wärmt.

Der Bürger. Wir Bürger arbeiten auch.

Der Hauswirth. Ja, lieber Herr, und eure Arbeiten sind auch sehr nützlich. Aber unsere sind überdies auch noch lustig. Wenn euch eine Lerche singen soll, so müßt ihr sie füttern; uns singen viele hundert umsonst. Eure Professionen sind oft sitzend und unangenehm; eure Zimmer oder Arbeitsstuben riechen übel, und oft gehet ihr mit Gift um, welches euch siech und elend macht. Uns aber erfreuen die schönsten Blumen durch das Gesicht und den Geruch zugleich. Und der Duft frischer gepflügter Erde giebt ein wahres Stärkungsmittel für unsere Gesundheit. Ein schöner Frühlingsmorgen ist etwas sehr Herrliches, wovon aber in der Stadt wenig genossen wird.

Der Bürger. Aber wie viel Gefahr bringt euch nicht auch alles: Hitze und Nässe, Hagel und Sturm, Ungeziefer, Krieg und Viehsterben, alles kann euch verderben. Aber wir, wir arbeiten immerfort, und wann viel draufgeht, dann haben wir oft die meiste Nahrung.

Der Hauswirth. Ja, Herr, aber wir brauchen auch nicht so viel, als ihr, und haben genug an dem,

was uns doch Gott gemeiniglich schenkt. Wenn es uns einige Jahre nach einander gelingt, dann können wir auch wieder einen Schaden ertragen. Wir haben auch dann durch alles, was um uns her geschieht, mehr Anlaß, an Gott zu denken und fromm zu seyn; denn wir sehen Gottes Werke täglich, und empfangen unsern Segen unmittelbar von ihm, der allen Menschen Speise und dem Vieh sein Futter giebt, und dem Regen gebietet, auf daß die Höhen ihr Gewächs geben können.

Der Bürger. Dafür haben wir auch in der Stadt mehr Schutz und Sicherheit, Hülfe in Krankheiten, Umgang, Anstalten, unsern Kindern etwas lernen zu lassen, als ihr. Auch ist unser Gottesdienst viel häufiger und prächtiger, unsere Häuser und Gärten sind schöner, und unsere Kleidung ist bequemer, als die eurige.

Der Hauswirth. Lieber Herr, unsere Armuth reizt keinen, uns zu berauben, und wenn man uns Unrecht thun will, schützt uns die Obrigkeit. Krank werden wir seltener, weil wir einfacher leben, als ihr. Unsere Kinder erziehen wir wohlfeiler und leichter. Fleiß und gesunde Glieder sind ihre beste Mitgabe. Was unsern Gottesdienst betrifft, so wissen wir, daß nicht die Menge der Gebete, sondern die Redlichkeit des Betenden Gott angenehm ist; und oft singen wir mit mehr wahrer Andacht bei der Feldarbeit, als in mancher Kirche gesungen wird. Unsere Häuser decken uns vor dem Wetter, unsere Gärten, Aecker und Wiesen nähren uns hinreichend; und wir werden nicht arm durch unnöthige Kostbarkeit unsrer Kleider und unsers Hausgeräths.

Der Bürger. Ihr mögt sagen, was ihr wollt, ich werde kein Bauer.

Der Hauswirth. Lieber Herr! die Stadt hat ihre Vorzüge; aber das Land hat auch die seinigen. Es ist gut, wenn ein jeder seinen Stand liebt. Ich wollte auch die Stadt nicht verachten, sondern nur zeigen, daß man als Ackersmann recht glücklich seyn kann, wenn man sich nur darin zu schicken weiß.

74. Vom Wachsthum der Pflanzen.

Alles, was wächst oder größer wird, muß Nahrung haben. Die Erde hat solche Nahrung oder nährende

Theile in sich, wodurch die Pflanzen wachsen; aber diese Theile können durch die Pflanzen aufgezehrt werden. Bald genug würde dieses geschehen, wenn nicht Luft, Thau, Regen ꝛc. diese nährenden Theile wieder ersetzten. Am meisten wird die Erde fruchtbar gemacht, durch geschickte Bearbeitung mit Graben, Pflügen und Eggen, so es zu rechter Zeit geschiehet. Der Dünger oder Mist trägt auch das Seine bei; er ist ölig und salzig, davon entsteht sein Geruch, und von der Fäulniß seine Wärme. Auf recht fetten und kurzen Dünger, der recht klein gebrochen wird, so daß allenthalben davon etwas vertheilt wird, kommt viel an, wenn etwas wachsen soll. Auch sehr viel auf guten, reifen, am Keim unbeschädigten und vom Unkraut gereinigten Samen. Ingleichen darauf, daß nicht oft einerlei Getreide auf denselben Fleck Acker gesäet, sondern mit den Getreide-Arten so viel wie möglich abgewechselt wird.

Das Unkraut säet sich selbst, wie Hederich, Rade, wilder Hafer, Disteln und andere mehr, oder es vermehrt sich durch die Wurzeln, davon ein jedes abgerissene Stückchen fortwächst, wie die Päden oder Quäken, Brombeerstauden. Es ist allen guten Pflanzen schädlich; denn es wächst schneller, raubt ihnen die Nahrung und erstickt sie. Man muß daher seinen Acker davon zu reinigen suchen, und alle hieran gewandte Mühe nicht scheuen, weil sie reichlich vergolten wird.

Wer von einem Korn oder Scheffel Aussaat vier Körner oder Scheffel wieder ärntet, muß damit nicht zufrieden seyn, sondern trachten, durch Verbesserung seines Ackers, wo möglich, zehn Körner oder Scheffel davon zu ärnten. Nicht die Vermehrung, sondern die Verbesserung seines Ackers, muß die Hauptabsicht des verständigen Landmanns seyn; denn mit eben so viel Zeit, Gespann, Gesinde, Arbeit und Einsaat wird alsdann so viel mehr Getreide gewonnen.

Bei der Vermehrung des Ackers ist es nicht also. Da muß man oft das ganze Land, um des schlechten willen, versäumen, oder mehr Vieh und Gesinde halten, als es einbringt; und hat am Ende, wegen des vielen Aufwandes und der Bestellungskosten, nicht mehr übrig, als der andere, der weniger Land hat. Aber auf das Uebrighaben oder auf den Ueberschuß, den man nicht in

der Wirthschaft verbrauchen muß, sondern verkaufen oder verhandeln darf, kommt alles bei der Landwirthschaft an. Die Ursach davon ist, weil dadurch Geld zu baaren Ausgaben und zu Bedürfnissen, die der Landmann um Geld kaufen muß, und zu Vermehrung des baaren Vermögens geschafft wird.

Michel hatte drei Hufen Land, und ärntete achtzehn Wispel Getreide; aber es gehörten vierzehn Wispel zu seiner Wirthschaft. Hans hatte anderthalb Hufen und ärntete neun Wispel; brauchte aber nur vier Wispel zu seiner Wirthschaft. Hans war also bei anderthalb Hufen reicher, als Michel bei drei Hufen; denn man wird nur durch das reich, was man übrig hat.

Gottes Segen ist gemeiniglich bei der fleißigsten und verständigsten Wirthschaft. Denn Hagelschlag, Ueberschwemmungen, Dürre, Brand, Viehsterben und Krieg sind ungewöhnliche Fälle, und treffen die faulen, so wie die fleißigen Wirthe.

Oft sagt der Landmann: „Gott hat meine Aernte „nicht gesegnet," da er doch sagen sollte: Ich bin faul oder unverständig gewesen, ich habe das Land nicht recht besorgt, ich habe schlechten Samen gesäet, ich habe Stroh, statt Mist, auf den Acker gefahren, ich habe zur Unzeit Brache gepflügt, ich habe das Wasser im Winter von der Saat nicht abgeleitet ꝛc.

Gott segnet gewöhnlich mittelbar. Wer also die rechten Mittel als die Ursachen einer guten Aernte nicht anwenden will, der darf auch die gute Aernte, als die gute Wirkung, nicht erwarten.

75. Der Alte.

An einem stillen Abend saß ein alter Bauer vor seiner Thüre. Im Mondenschein glänzte sein silberweißes Haar. Neben ihm stand sein Sohn, dem er das Gut übergeben hatte, und seine junge Frau; ihr kleines Kind spielte vor seinen Füßen. „Meine lieben Kinder," sprach der Alte, „ich fühle, daß ich bald sterben werde, „denn ich bin alt und schwach. — Weinet nicht, daß „ich euch dieses sage; aber hört meine wohlgemeinten „Ermahnungen an. Bleibt fromm und redlich, hütet „euch vor Neid und Geiz, liebet Gott über alles, weil

„ihr alles von ihm habt, seyd wohlthätig gegen die „Armen, fleißig in eurem Beruf, und ehrerbietig und „gehorsam gegen eure Obrigkeit. Seyd friedfertige „Nachbarn und Eheleute, und erzieht eure Kinder zu „verständigen und rechtschaffenen Menschen, durch gute „Lehren, und vornämlich durch euer eignes gutes Bei„spiel. — So werdet ihr mit Ehren alt werden, und „einst, wie ich, den Tod gelassen erwarten können; denn „ich getröste mich, nach Gottes Wort, eines bessern Le„bens.“ —

Und als er diese Worte gesprochen hatte, da starb er.

76. Der Unverschämte.

Ein Herr hatte einem verarmten Bauern sein Ackergut schuldenfrei gemacht, Sommer- und Wintersaat bestellt, ihm das nöthige Vieh, und alle Werkzeuge zur Arbeit tüchtig und neu gegeben, und dabei versprochen, bei außerordentlichen Unglücksfällen ihm seine Hülfe nicht zu versagen. Wenn der Bauer nun fleißig gearbeitet hätte, so müßte nothwendig sein Wohlstand zugenommen haben. Das that er aber nicht. Er nahm das Seinige nicht in Acht, sondern war faul und liederlich. Als er nun hierdurch bald in Noth gerieth, ging er zum Herrn und bat, daß er ihm doch, wie er versprochen hätte, helfen und vor der Armuth schützen möchte. „Ich habe dir schon geholfen,“ antwortete der Herr, „als ich dir alle Mittel gab, deinen Zustand zu ver„bessern. Du aber mußtest diese Mittel anwenden „und brauchen wollen. Außerordentliche Unglücks„fälle haben dich nicht betroffen. Das aber habe ich „nicht versprochen, daß ich dir auch dann helfen wollte, „wann du durch Trägheit und Nachläßigkeit in Noth „gerathen würdest.“

So unverschämt, wie dieser Bauer gegen seinen Gutsherrn sich benahm, eben so unverschämt benehmen sich manche Menschen gegen Gott, indem sie die Gaben und Wohlthaten Gottes nicht achten und nicht gebrauchen; und dann, wann sie durch ihr eignes Verschulden in Noth und Elend gerathen, von Gott Hülfe begehren, anstatt sich anzustrengen und sich zu bessern.

77. Der

77. Der Prediger und die Zuhörer.

An einem gewissen Orte war ein Prediger, über dessen Predigten die Zuhörer oft einschliefen, weswegen er denn fast in jeder Predigt seinen Unwillen bezeigte. Dieser Prediger starb. Sein Nachfolger bemerkte die böse Gewohnheit mit Betrübniß. Er ließ die Schläfer zu sich kommen, und stellte ihnen die Unnützlichkeit auch der besten Predigt, für nicht zuhörende oder gar schlafende Menschen, vor; ingleichen das böse Beispiel, welches sie ihren Kindern damit gäben. „Ach, lieber Herr Pre„diger," antworteten die Leute, „es thut uns recht leid, „daß wir schlafen, aber wir können es nicht lassen. „Kaum sitzen wir eine Weile da und wollen recht zuhö„ren, so ist es, als wenn uns etwas die Augen zudrück„te." „Hört, lieben Leute," sagte der Prediger, „wenn „ihr mir folgen wollt, so sollt ihr der bösen Gewohn„heit bald los werden. Steht auf, sobald ihr Mü„digkeit merkt, und wer da wacht, der wecke seinen „einschlafenden Nachbar." Sie folgten ihm, und keiner schlief fortan mehr in der Kirche.

Gott hat die menschliche Natur so eingerichtet, daß der Mensch dem Reize zum Bösen widerstehen kann, und wer aus allen Kräften widersteht, dem wird es auch gelingen.

Lehre, wie man es machen muß, das Böse los zu werden, und das Gute zu thun, so wird dein Lehramt gesegnet seyn. 1 Cor. 6, 11, Tit. 2, 11. 12.

78. Die Zugvögel.

Wilhelms kleiner Sohn, Karl, kam einst zu seinem Vater, und sprach: „Ich habe heute schon unsere „Schwalbe gesehen, die immer auf unserm Dache nistet, „und so schön singt."

Vater. Sahest du auch, wie gestern Abend die Mücken spielten?

Karl. O ja; aber was hat das mit den Schwalben zu thun?

Vater. Sehr viel; denn die Mücken sind der Schwalben Nahrung.

Karl. Auch unser Storch auf der Scheune ist schon gekommen.

Vater. Dann werden gewiß auch Frösche genug da seyn, und die Schlangen werden ihre Löcher in der Erde längst verlassen haben.

Karl. Kommen denn alle Thiere nicht eher, als bis ihre Nahrung da ist?

Vater. Nicht eher. Du weißt, mein Sohn, daß es vielerlei wilde Vögel giebt. Einige darunter leben von Körnern und Gewürm zugleich; diese bleiben dann meist hier. Andere leben bloß von Gewürm, und diese fliegen fast alle gegen den Winter von uns, und nach solchen Ländern hin, wo es wärmer bleibt, und also das Gewürm nicht nöthig hat, der Kälte wegen, sich zu verkriechen. Wenige Arten derselben, wozu die Schwalben gehören, versenken sich in das Wasser, wenn ihre Nahrung im Herbste aufhört, und schlafen da den Winter hindurch.

Karl. Und dann kommen diese Vögel gegen den Frühling wieder, wann sie merken, daß etwas zu essen für sie da ist?

Vater. Ja, wie du siehest, mein Sohn! Wer mag aber den Thieren das wohl gelehrt haben? Dem Storch, daß er sein Nest, und der Schwalbe, daß sie das Dach ihres freundlichen Wirths wiederfindet?

Karl. Wer wollte ihnen das gelehrt haben, als der liebe Gott?

Vater. Recht, mein Sohn! Gott hat den Thieren so viel Gutes gegeben, wie sie als Thiere nur gebrauchen. Wenn du nun die Zugvögel wieder siehest, so denke stets: „Gott trägt die Speisen auf, ehe seine „Gäste kommen — das muß ein lieber Gott seyn, der „so für alles sorgt. Auch für die Menschen wird er ge„wiß ebenfalls gesorgt haben." Denn sieh, mein Karl, auch für dich hat Gott zuvor gesorgt, daß du Milch fandest, die dich nährte, da du bei deiner Geburt eben auch als ein fremder Gast ankamst, und keine andere Speise dich so gut nähren und erhalten konnte.

Was meinst du wohl, Karl, was wolltest du Gott für eine so große Wohlthat wohl geben?

Karl. Ich? — Ich habe nichts, das ich geben kann; aber ich will Gott lieb haben. 1 Joh. 4, 19.

79. Die beiden Schulkinder.

Zwei Schulkinder fragten einander, was sie für ein Spiel spielen wollten. Karl, der Aelteste, sprach: „Komm! wir wollen auf das große Eis gehen und glitschen.“ Der kleine Wilhelm war klüger und sagte: „Karl, dahin gehe ich nicht mit. — Es hat erst wenige „Tage gefroren. — Ich habe noch keinen großen Menschen auf dem Eise gesehen. — Du kannst ins Wasser „fallen.“ — Doch Karl nahm seinen Anlauf. — Als er auf die Mitte kam, da brach das Eis; er kam zu Schaden, und kaum ward er mit großer Mühe noch gerettet.

Karl war nun zwar auch belehrt, aber durch Schaden. Wilhelm hingegen wurde durch verständiges Nachdenken vor Schaden behütet. Sir. 6, 18. 35.

80. Das Kind und der Vater.

(Ein Gespräch.)

Das Kind. Aber, lieber Vater, warum betet ihr immer, und warum beten wir nicht laut vor dem Tisch, wie unsers Nachbars Fritz thut und die kleine Marie?

Der Vater. Kinder können noch nicht beten.

Kind. Warum nicht, lieber Vater? Seht nur, ich kann die Hände falten, und die Worte will ich schon auswendig lernen.

Vater. Das heißt nicht beten, mein lieber Karl!

Kind. Was heißt denn beten? O sagt es mir doch, lieber Vater, ich will es so gern wissen!

Vater. Beten heißt: mit Gott reden. Ihm für gegebene Wohlthat oder für abgewendete Noth danken, ihm Gehorsam versprechen, und um fernern Beistand und Segen bitten. Das alles verstehst du nun nicht, also kannst du auch nicht beten.

Kind. Ja, das verstehe ich wohl, und wenn ich nun sagte: Ich danke dir, lieber Gott, daß du mir es heute so wohl schmecken lässest! Laß es mir ferner wohlschmecken! Wäre das kein Gebet, lieber Vater?

Vater. Du willst doch damit so viel sagen, als: Lieber Gott, meine Gesundheit, oder, daß ich mit Lust

essen kann, ist dein Geschenk, das habe ich von dir. Erhalte mich ferner gesund, lieber Gott!

Kind. Ja, lieber Vater, das meinte ich damit, ich weiß es nur nicht gleich so recht zu geben.

Vater. Darauf kommt es nun eben am wenigsten an, mein Sohn, sondern darauf, ob man es auch recht meint? Ob man auch glaubt, daß z. B. die Gesundheit und alles Gute von Gott komme, und daß man ihm billig dafür danken müsse? — Nur eins fehlt noch in deinem Gebet. —

Kind. O sagt es mir doch, lieber Vater! Ich wollte gar zu gern beten können.

Vater. Das ist es: Du hast Gott in deinem Gebet nichts versprochen. Als du sagtest: Gesundheit hättest du von Gott, wenn dir doch dabei eingefallen wäre, wozu du dieses Geschenk, diese Gesundheit brauchen wolltest? Denn wer einem etwas schenkt, der will doch auch wohl, daß man das Geschenk gut anwende.

Kind. Gewiß, das habe ich vergessen, lieber Vater! Ich will also künftig so beten: Lieber Gott! ich danke dir für deine vielen — vielen Wohlthaten, und auch für meine Gesundheit. Gieb mir Verstand, daß ich sie gut gebrauche!

Vater. So ist es recht. Nun sehe ich, daß du beten kannst, und von nun an darfst du auch laut vor dem Tisch beten. Besinne dich nur allemal eine Weile vorher, ehe du betest, wofür du Gott danken, welchen Fehler du ihm abbitten, was du ihm versprechen und was du von ihm bitten willst. Wenn du das nicht vergissest, und was du im Gebete Gott versprichst, auch hältst, dann wird Gott dein kindliches Gebet gewiß immer gnädig annehmen; und weil er so gern wohlthut, dir stets mehr Gelegenheit, ihm zu danken, verschaffen. Ep. Joh. 3, 21. 22.

81. Die Tugend ist eine lange Gewohnheit.

Wilhelm hatte seine Kinder so gewöhnt, daß sie stets nützlich beschäftigt seyn wollten; aber nicht stets bei einerlei Arbeit.

Erst war die Schule, nach der Schule allerlei eigentliche Arbeit, die nach ihren Jahren eingerichtet war;

dann Erholungsstunden. Damit aber diese, in welchen die Kinder gemeiniglich die Zeit mit zwecklosen Spielen verschwenden, oder aus unberichtigtem Beschäftigungstriebe wirklichen Schaden thun, ihnen auch nützlich werden könnten, so sprach der Vater oft mit ihnen über alles, was seinen Garten- und Feldfrüchten schädlich war. Er lehrte sie, mancherlei schädliche Gewürme und ihre Nester entdecken, den Reutwürmern, Feldmäusen, Maulwürfen und Ratten nachstellen, und die nöthigen Fallen dazu verfertigen. Um dieses den Kindern noch mehr zur Lust zu machen, ward das ganze Revier ordentlich unter sie eingetheilt; und ein jedes ging, so oft es die Witterung oder andere Geschäfte zuließen, mit allen nöthigen Werkzeugen gerüstet, auf die Jagd. Wessen Obstbäume dann in einer bestimmten Zeit am reinsten von Raupen-Nestern, Moos und Wasserzweigen; wessen Wiesen am ebensten von Maulwurfshaufen waren, und wer die meisten getrockneten Köpfe von Mäusen, Ratten, Maulwürfen, Reutwürmern ꝛc. vorzeigen konnte, der ward durch ein kleines Geschenk belohnt, oder erhielt einen bessern Platz bei Tische.

Wilhelms Töchter hatten eine andere Anweisung, nützlich zu werden. Sie hatte die Mutter viel schädliche wildwachsende Pflanzen kennen gelehrt: von diesen reinigten sie, in ihren Erholungsstunden, Garten, Wiesen und Aecker, und zwar dergestalt, daß sie nicht etwa, wie gewöhnlich, das Kraut nur oben abpflückten, sondern sie gruben gleich mit kleinen schmalen Grabscheiten die ganzen Wurzeln und Pflanzen aus, und besäeten die Stellen mit Samen von guten Futterkräutern. Auch wußten sie, welche Kräuter, Blüten und Wurzeln für Krankheiten, bei Menschen und Vieh, dienlich waren, so wie die rechte Zeit, sie zu sammeln. Wenn sie nun keine sitzende oder häusliche Arbeit bei ihrer Mutter hatten, so waren sie doch schon als Kinder nützlich beschäftigt. Am Abend erzählte jedes Kind seine kleinen Begebenheiten des Tages, und holte dann über manchen zweifelhaften Fall den Rath seiner erfahrnen Aeltern ein.

Als nun auch einst davon geredet wurde, da sprach Wilhelms ältester Sohn, Karl: „Aber, lieber Vater! „bald wird unser Feld kein schädliches Thier oder Kraut „mehr haben. Was fangen wir dann an?“

Vater. Dann wollen wir unsere Nachbarn bitten, daß sie uns erlauben, ihnen auch auf diese Art nützlich zu werden.

Sohn. Ja, Vater, das wollen wir thun. Ich will auch gern nichts dafür haben, wenn ich mich nur ferner nützlich beschäftigen darf.

82. Der Geschickte.

Martin hatte in der Jugend gelernt, mancherlei Ackergeräthe zu machen, und wenn in langen Winterabenden die andern jungen Leute mit Schlafen, Müßiggang und Thorheiten die Zeit verdarben, so saß Martin und schnitzte allerhand nützliche Sachen. Auch hatte alles ein Geschicke, was er verfertigte, und man konnte sehr gut damit handthieren. Als er nun groß wurde, da ward er bald Meier oder Hofmeister, denn er konnte auch gut säen; er bekam mehr Lohn, und hatte noch sonst mehr Vortheile zu genießen, als andere Knechte.

Wer geschickt ist, den hält man werth. Sir. 10, 28.

83. Aergerniß.

Klauses Kinder hatten von ihrem Vater und ihrer Mutter nichts Gutes gesehen. Die Mutter war zanksüchtig und liederlich; der Vater oft betrunken, und trieb einen ordentlichen Handel mit gestohlenen und andern unerlaubten Waaren, dabei denn seine arglistigen Anstalten (davon seine Kinder oft Zeugen waren) es machten, daß er niemals ertappt wurde. Sein drittes Wort war fast ein Fluch oder Schwur, und eine ganze Reihe von bösen Sprichwörtern, die nach seinem Sinn waren, führte er stets im Munde, als:

Umsonst ist der Tod.

Nur die dummen Diebe werden gehangen.

Nun mochte der Lehrer und Prediger diesen Kindern noch so gute Lehren geben, das Beispiel ihrer Aeltern, welches sie täglich hörten und sahen, wirkte viel mehr, und sie wurden schädliche Menschen. — Klaus und seine Frau hatten also ihren Kindern ein Aergerniß gegeben.

Wehe dem Menschen, durch welchen Aergerniß kommt! Matth. 18, 7.

84. Die Nächstenliebe.

Ein armer Reisender konnte im tiefen Schnee die Stadt nicht erreichen, sondern befand sich, als er, von Müdigkeit und Kälte betroffen, am Wege sitzend eingeschlafen war, in großer Gefahr, zu erfrieren. Zwei Bauern fuhren aus der Stadt nach Hause. Hans, der den ersten Wagen fuhr, sah den Schlafenden liegen. „Da „liegt ein Mensch," rief er, „der ist entweder todt oder „betrunken." Christian, der den zweiten Wagen fuhr, hielt gleich still, stieg ab, und versuchte lange, ob er ihn aufwecken könnte, fand aber keine Bewegung an ihm. „Komm," rief Hans, „laß ihn liegen; was geht „er uns an? wir müssen nach Hause." „Nein," antwortete Christian, „ich habe in der Schule gehört, daß, „wenn ein Mensch auch schon erfroren ist, ein vernünftiger Arzt ihn dennoch retten könne. Hilf ihn mir auf „meinen Wagen laden, ich will zurück nach der Stadt „fahren und ihn zum Arzt bringen." „Das wäre mir „eben recht," antwortete Hans, „ich sitze hier einmal „warm, und sollte mir die Füße wieder kalt machen." Und damit fuhr er fort. Christian hob ihn also allein auf seinen Wagen, fuhr nach der Stadt zurück, und hatte die Freude, daß der verständige Arzt, zu dem er den Erfrornen brachte, ihn wieder herstellte.

Alle gute Menschen, als sie diese That erfuhren, liebten und lobten Christian; aber Hans ward, als ein Liebloser, verachtet.

Wer deiner Hülfe bedarf, der ist dein Nächster, dem sollst du helfen, wie du kannst. Luc. 10, 29-37.

85. Der Menschenfreund.

So lange Wilhelm im Soldatenstande lebte, bewies er sonderlich dadurch seine Rechtschaffenheit, daß er sich der jungen Leute oder Rekruten annahm, die von Zeit zu Zeit eingestellt wurden. Er wußte wohl, wie leicht die Jugend verführt werden kann, und wie mancher liederliche Mensch nicht eher ruht, als bis er auch andere verführt hat. Darum war Wilhelm bemüht, zuerst das Vertrauen der jungen Leute dadurch zu gewinnen, daß er ihnen allerlei Gefälligkeit erwies. So zeigt er ihnen

z. B. die Vortheile bei manchen von ihren Geschäften; wies ihnen Arbeit zu, damit sie sich etwas verdienen konnten; besuchte sie, und half ihnen ihr Zeug in Ordnung bringen. Mit diesem Betragen erwarb er sich denn bald ihre Gewogenheit. Nun aber nahmen sie auch gelegentlich gute Lehren willig von ihm an, und glaubten ihm, wann er ihnen das Unglück des liederlichen Lebens schilderte, und es mit Beispielen bewies, dagegen aber Rechtschaffenheit, Ordnung und Mäßigkeit, als das einzige Mittel anpries, das Beschwerliche des Lebens, und ihres Standes insbesondere, zu ertragen und zu versüßen.

Als einstmals ein Soldat von denen tödtlich krank lag, deren er sich so freundschaftlich angenommen hatte, ließ dieser Wilhelm rufen, dankte ihm mit rührenden Worten, und bekannte frei vor allen Umstehenden, daß er nächst Gott, durch Wilhelms Freundschaft und gute Lehren vor Lastern sey bewahrt geblieben. Dan. 12, 3.

86. Schicksale.

Es war einmal eine Hochzeit nicht weit von einem Dorfe, auf dem dabei liegenden Vorwerke. Aus dem Dorfe war ein Bauer mit seiner Frau und zwei Kindern zum Hochzeitfeste eingeladen. Die Aeltern hatten es auch für sich und die Kinder zugesagt. Man kann denken, wie sehr sich die Kinder freueten auf den Schmaus, die bunten Kleider, die Musik, und was ihnen sonst noch angenehm dabei vorkam. Auf den Mittag wurde der Mann sehr krank. Deswegen mußte die Frau zu Hause bleiben, und ohne ihre Aeltern sollten die Kinder nicht nach diesem Hochzeitfeste hingehen. Da weinten die Kinder sehr, daß von ihnen diese Lust vergebens gehofft wäre. Das eine Kind war gar so unwillig, daß es sagte: „Warum mußte denn der Vater eben heute „krank werden, da wir einmal eine Lust haben sollten?“ Aber hört, Kinder, was geschah? Den Abend kam Feuer in dem Hochzeithause aus, und weil es von unten zu brennen anfing, die Gäste aber oben waren, so kamen viele Leute auf der Treppe zu Schaden, oder wurden vor Schrecken nachher krank. Da merkten die Aeltern, daß die Krankheit des Vaters (der bald darauf

wieder besser wurde), welche sie verhindert hatte, auch dahin zu gehen, eine wohlthätige Schickung und Regierung Gottes gewesen sey, und lobten Gott dafür. Ihre Kinder aber belehrten sie an diesem Beispiele: daß Gott auch bei zugeschickten Leiden die besten Absichten habe, und daß, wenn wir oft nicht sogleich wissen, wozu das Leiden uns gut ist, wir doch hernach erfahren werden, wie gut es unser himmlischer Vater mit uns meine. Röm. 8, 28.

87. Nachtheil der Unwissenheit.

Ein armer Tagelöhner hatte einen Bruder in der Fremde, der war wohl zwanzig Jahre abwesend; und die Leute glaubten, er wäre todt, weil er gar nichts von sich hören ließ. Einmal kam ein Brief an den armen Tagelöhner, als er eben in der Stadt war. Weil dieser Mann aber selbst weder gedruckte noch geschriebene Schrift lesen konnte, so ging er mit dem Briefe zu seinem Wirth, und bat, daß dieser ihm den Brief doch vorlesen möchte. Als der Wirth den Brief eine Weile still durchgelesen hatte, sagte er zum Tagelöhner: „Hört! in diesem Briefe „steht: euer Bruder in der Fremde wäre todt, und hätte „euch fünfzig Thaler vermacht; aber ihr müßtet so „gleich kommen, und das Geld selbst abholen.“ „Herr „Wirth,“ sagte der Tagelöhner, „wo soll ich denn hin„gehen und das Geld abholen?“ „Nach Amsterdam, „über hundert Meilen von hier,“ sagte der Wirth, „da „liegt euer Geld.“ „Ei,“ sagte der Mann, „hundert „Meilen hin, und hundert her — das sind ja wohl gar „zweihundert Meilen, da kostete mir die Reise und Ver„säumniß bei der nahen Aerndte fast mehr, als ich erben „soll.“ „Hört,“ sprach der Wirth, „gebt mir den Brief, „und verkauft mir euer Recht für dreißig Thaler, so „könnt ihr hier bleiben, und ich will schon sehen, wie „ich zum Schaden komme. Aber ihr müßt keinem Men„schen etwas von diesem Handel sagen. — Wollt ihr „das?“ „Herzlich gern,“ antwortete der Tagelöhner. Nun holte der Wirth dreißig Thaler und zählte sie auf. Der Tagelöhner dankte, nahm das Geld und ging vergnügt nach Hause. Aber nach vielen Jahren, als der Wirth, der indeß liederlich und arm geworden, sterben

sollte, da bekannte er mit großer Angst auf dem Todtenbette, wie er den armen Tagelöhner betrogen habe. Denn in dem Briefe hätte gestanden:

„Wer diesen Brief in Amsterdam bei einem gewissen „Manne vorzeigen würde, dem sollten zweitausend Thaler (und also sehr vielmal mehr, als der „Wirth dem Tagelöhner gegeben) ausgezahlt werden."

Welche er denn auch erhalten, aber liederlich durchgebracht hatte.

Unschätzbar ist der Werth der Schulen! Lesen, Schreiben und Rechnen lernen, ist ein Hülfsmittel, zu aller wahren Weisheit zu gelangen, und viel Gutes zu können. Weish. 10, 8.

88. Vom Nutzen des richtigen Denkens bei dem Ackerbau.

Wilhelm hatte einen verständigen Lehrer in der Schule gehabt. Anstatt die Kinder bloß zum Auswendiglernen von Wörtern zu zwingen, welche die Kinder nicht verstehen, weil sie ihnen nicht gehörig erklärt werden, oder Dinge bedeuten, die für ihre Jahre noch zu hoch sind: hatte dieser Lehrer mit Wilhelm und den übrigen Schulkindern über alles deutlich gesprochen, und die Kinder von Jugend auf zum Bemerken, Verstehen und Ueberlegen alles dessen, was sie sahen, hörten oder thaten, und sonderlich dessen, was zu ihrem künftigen Berufe gehörte, gewöhnet. Von diesem verständigen Unterricht hatte besonders Wilhelm großen Nutzen. Denn als er nach seines Vaters Tode das Ackergut erbte, und seines Soldatendienstes entlassen wurde, da zeigte es sich an dem, was er that. Zwar hatte Wilhelm, so lange der Vater lebte, die Mängel der Wirthschaft auch wohl eingesehen, und wußte die Ursache, warum er nichts vor sich brachte, ganz genau. Auch wagte er es zuweilen, wann der Vater über Mangel klagte, auf eine bescheidene Art es ihm vorzustellen; aber der Vater ließ sich von der alten Wirthschaftsart nicht abbringen; und weil zu dem, was der Sohn vorschlug, vollends ein Vorschuß an baarem Gelde gehörte, so wollte der Vater, der weder lesen, schreiben noch rechnen konnte,

und nur auf das Gegenwärtige sah, nichts davon wissen.

Nun aber war Wilhelm frei, und säumte nicht, zu besserem Betrieb seiner Wirthschaft, die nöthigen ihm wohl bekannten Mittel anzuwenden. Erstlich hatte er zu viel Ackerland unter dem Pflug: dieses konnte er weder zu rechter Zeit, noch gehörig bestellen. Dann mangelte der nöthige Dünger, weil er zwar viel Zugvieh halten mußte, aber nicht genug Futter dazu gewann, daher denn das Vieh elend und kraftlos war. Wilhelm ließ also gleich den schlechtesten Acker liegen, und verbesserte zuerst den nächsten und besten nach Möglichkeit. Und weil es ihm an Futter fehlte, so miethete er noch Wiesen, wohl wissend, daß ihm diese Ausgabe reichlich würde eingebracht werden. Auch behalf er sich die ersten Jahre deswegen genau. Als er nun durch dreijährige bessere Bestellung diesen Acker in tragbaren Stand gesetzt hatte, so vermehrte sich sein Vorrath von Dünger dergestalt, daß er jährlich ein Stück von dem schlechten und entfernten Acker wieder unter den Pflug nehmen und auch verbessern konnte. Nach zwölf Jahren war Wilhelm mit all seinem Acker in Ordnung: sein Vieh, welches er bloß zum Ackerbau hielt, war in dem besten Stande, so wie sein Garten und sein Hauswesen.

Sollte wohl nicht ein ganzes Land großen Vortheil davon haben, wenn alle Bauern so richtig dächten, wie Wilhelm? Weish. 3, 15.

89. Vom Nutzen des richtigen Denkens bei der Viehzucht.

Wilhelm hatte sich keine unverständige Frau genommen; denn er dachte: „Was hilft es dir, wenn du „auch alles noch so gut machst, und deine Frau ist in „allen Stücken dem Guten zuwider, oder du kannst sie „nicht bedeuten.“ Er konnte aus andern Dörfern viel reichere Mädchen heirathen, aber er sprach: „ich will „lieber ein ärmeres unter denen mir wählen, die mit „mir bei unserm Schulmeister in die Schule gegangen „sind. — Was denen an Geld fehlt, das haben sie „an Verstand und Geschicklichkeit.“ Er hatte also ein

Mädchen, Namens Marie, geheirathet, mit der er sehr vergnügt lebte.

Als diese nun sah, wie richtig ihr Mann dachte, und wie klug er es anfing, auf eine rechtmäßige Art in bessere Umstände zu kommen, da dachte sie auch ihrer Seits darauf, wie sie Vortheil brächte; und weil sie rechnen konnte, so überrechnete sie bei jedem Entwurf den sie machte, Vortheil und Schaden genau.

Einstmals, da sie sich mit einander über ihre Wirthschaft berathschlagten, that Marie ihrem Manne unter andern den Vorschlag: Alles, was sie in der Brache gewönne, an Kohl, Kartoffeln, Rüben ꝛc. künftig nicht mehr zu verkaufen, sondern den Winter hindurch ihren Kühen zu geben, weil es doch nur spottwohlfeil, Milch und Butter aber theuer wären: so würde der Vortheil größer seyn. Das Vieh würde nämlich dabei fett werden, auch die Versäumniß des Verfahrens dieser Früchte gespart, und von besser genährtem Vieh auch stärkere Kälber und besserer und mehr Dünger erhalten werden können.

Wilhelm fand den Vorschlag seiner Frau so nützlich, daß er ihn billigte, und eine so verständige Frau täglich lieber gewann.

Sollte vielleicht dieses dem Lande nicht großen Vortheil bringen, wenn auch das weibliche Geschlecht zum richtigen Denken in Schulen mehr, als bisher, angeführt würde?

Spr. Sal. 21, 10. 11. 26. 27. 31. Sir. 25, 11.

90. Die gute Schwester.

Als Marie mit Wilhelm einige Jahre verheirathet war, da fand sie in ihrer Wirthschaft viel zu thun. Und weil auch ihre Kinder noch klein waren, so hatte sie von ihnen noch keine Hülfe, wohl aber manche Last; und allein auf das Gesinde konnte sie sich vollends nicht verlassen. Aber sie hatte noch eine jüngere Schwester, die hieß Luise. Diese, welche sie sehr liebte, sagte zu rechter Zeit ihren Dienst bei ihrer Herrschaft auf, kam zu Marien, und erbot sich, einige Jahre bei ihr zu bleiben, und gegen ein Geringes an Gelde zu den nöthigen Kleidungsstücken ihr in ihrem Hauswesen beizu-

stehen. Wilhelm und Marie nahmen dies Anerbieten mit Freuden an. Durch diese Hülfe hatten sie nach und nach viel gewonnen. Nach einigen Jahren fand sich eine Gelegenheit, daß Luise heirathen konnte. Da rechneten Wilhelm und Marie heimlich zusammen, was Luise indeß etwa würde verdient haben, wenn sie bei andern Leuten gedient hätte, und an ihrem Verlobungstage gaben sie ihr dieses an Geld und Hausgeräth zu ihrer Ausstattung. Sir. 25, 1. 2.

91. Auch an die Nachkommen muß man denken.

Wann Wilhelm einen Obstbaum pfropfte, so setzte er gemeiniglich einen Zweig von einem Borsdorferapfel darauf. Einst besuchte ihn sein Nachbar Hans, fand ihn bei dieser Arbeit, und tadelte ihn deswegen. „Ei Gevatter," sprach er, „warum nehmt ihr nicht lieber „Pfropfreiser von andern Aepfelarten, die eher tragen? „Das könnt ihr noch erleben, aber die Borsdorfer „tragen vielleicht in zwanzig Jahren noch nicht recht „viel Obst."

„Aber wann diese denn doch endlich tragen," antwortete Wilhelm, „dann haben auch meine Nachkommen auf lange Zeit desto reichlichern Vortheil."

So wie es mit manchen Dingen in der leblosen Natur beschaffen ist, so geht es auch mit guten Anstalten und Einrichtungen. Sie müssen natürlicher Weise immer seltener werden, je mehr die Menschen sich gewöhnen, nur auf das Gegenwärtige begierig zu sehen, und an die Zukunft gar nicht zu denken. Denn gewöhnlich entsteht alles, vorzüglich das Gute, langsam, und befriedigt nicht sogleich in der ersten Zeit die Ungeduld unserer Erwartungen und Wünsche; dauert aber, wenn es emporkömmt, desto länger, und belohnt dann reichlich den Fleiß und die Hoffnung des Menschenfreundes.

92. Die Kunst, ohne Reue fröhlich zu seyn.

Klaus konnte den ganzen Frühling hindurch Blumen sehen, Nachtigallen schlagen hören, die schönsten Korn-

felder durchwandeln, und ihm kam auch nicht ein froher Gedanke in den Sinn. Wenn er froh werden sollte, so mußte Wein, oder Kaffee und Kuchen da seyn. — Er mußte im Spiel gewinnen, oder den besten Rock in der Gesellschaft anhaben, — oder es mußte ein einfältiger Mensch gegenwärtig seyn, den er verspotten konnte. — Nur bei dergleichen Anlässen pflegte Klaus zu lachen.

Einst ging er über ein kleines Feld nach einem Orte zu Gaste, und sah, wie gewöhnlich, gedankenlos vor sich nieder. Da fand er seinen armen Vetter Karl vor einem wilden Apfelbaume, der eben in voller Blüte stand. Er sang mit leiser Stimme den Vers:

„Mich, ruft der Baum in seiner Pracht,
„Auch mich, auch mich hat Gott gemacht!
„Gebt unserm Gott die Ehre!"

Und weinte vor freudiger Empfindung des allgütigen Schöpfers. „Wie kannst du dich über einen Baum so „freuen," sagte Klaus mürrisch zu Karl, der ihn nun mit froher und wohlwollender Seele grüßte. „Ei, lie„ber Vetter," antwortete Karl, „wenn es nicht wohl„feile Freuden gäbe, wo wollte ich Armer welche her„nehmen? Ich kann keine Freuden bezahlen. Aber „darum habe ich Gott so lieb, daß er auch für uns „Arme Freuden bereitet hat. — Denn ich kann ohne „Kosten und ohne Reue fröhlich seyn. Aber es ist eine „ordentliche Kunst." „Nun, was ist das für eine?" sprach Klaus. „Da ist sie, wenn du mich hören willst," antwortete Karl. „Ich sehe alles recht an, was da ist: „Großes und Kleines, was Gott gemacht hat, und fin„de alle Tage etwas Neues und Schönes. Dann denke „ich nach: warum und wozu dieses und jenes wohl da „seyn, oder wozu es wohl nützen mag? Und wenn ich „dabei der Weisheit des Schöpfers zuweilen auf die „Spur komme, dann kann ich gleich mit meinen eigenen „Worten beten; weil ich von der Allmacht, Weisheit „und Güte Gottes alsdann ganz durchdrungen bin. Und „so gehe ich mit Vorsätzen, dem Allgütigen zu gefallen, „munter und froh an meine Arbeit."

„Lebe wohl," sprach Klaus, und ging fort.

2 Cor. 13, 11. 1 Thess. 5, 16. 18.

93. Frage eines Schulkindes an seinen Lehrer.

Das Schulkind. Aber, lieber Lehrer, wenn ich nun keine Arbeit bekommen kann, wie soll ich dann dem Müßiggange entfliehen?

Der Lehrer. Wie vielerlei Hauptarten der Arbeit mag es wohl geben?

Schulkind. Nun, ich denke, zwei, Kopf- und Handarbeiten.

Lehrer. Und die Handarbeiten — kannst du sie alle nennen?

Schulkind. Nein, es mögen sehr viele seyn.

Lehrer. Ob alle diejenigen, die bei den vielen Handarbeiten nöthig sind, lauter Meister seyn mögen?

Schulkind. Nein, es giebt auch Gesellen und Lehrjungen.

Lehrer. Sonst hast du keine andere Gattung Menschen dabei bemerkt? Z. B. bei den Maurern, wie heißt der, der Sand und Kalk und Steine zuträgt?

Schulkind. Ein Handlanger.

Lehrer. Ob auch diese nöthig seyn mögen?

Schulkind. Ja; denn sonst müßte ein anderer brauchbarer Arbeiter sich damit beschäftigen, der indeß etwas Besseres thun könnte.

Lehrer. Der Handlanger erhält aber wohl eben so viel Lohn als der Meister.

Schulkind. Nein, ich glaube nicht; denn dazu kann man ja einen jeden gesunden Menschen gebrauchen; der Meister hingegen muß sein Handwerk schon ordentlich gelernt haben, und mehr verstehen, aber dann auch mehr Lohn haben.

Lehrer. Freilich; nachdem einer nützt, nachdem wird er gemeiniglich bezahlt. Was wolltest du also thun, wenn du etwa mit dem Handwerke, welches du eigentlich gelernt hättest, vorjetzt nichts verdienen könntest, wolltest du lieber so lange müßig gehen, betteln, stehlen oder hungern?

Schulkind. Nein, ich wollte mich nach anderer Arbeit erkundigen, und wo jemand Hülfe brauchte, helfen.

Lehrer. Aber, wenn du die Arbeit noch nie gethan hättest, würdest du gleich soviel Lohn fordern kön-

nen, wie ein geübter Arbeiter, oder würden verständige dir ihn geben wollen?

Schulkind. Nein. Im Anfang, bis ich die neue Arbeit recht thun könnte, würde ich lieber weniger Lohn fordern, als die andern.

Lehrer. Nun hast du dir selbst auf deine erste Frage geantwortet.

Handle nach diesen Vorsätzen. Suche du Arbeit, wann sie dich nicht sucht. So wirst du nicht allein niemals müßig gehen, sondern auch gewiß nicht leicht über Mangel an Arbeit zu klagen haben. Sir. 31, 27.

94. Der Pachtlustige.

Balthasar stand bei einem guten Herrn als Verwalter in Diensten. Er hatte reichlichen Lohn, und konnte sich und Frau und Kinder ernähren, kleiden und seine Kinder erziehen. Aber er wollte durchaus pachten; nämlich wie er sagte, sein eigner Herr werden, und etwas vor sich bringen. Denn er mochte nicht gern gehorchen, war geizig und eigensinnig, und glaubte alles besser zu wissen, wenn es gleich der Augenschein anders lehrte. Er zog also weg, und pachtete. Sein erworbenes Vermögen ging gleich auf die erste Einrichtung hin; die Getreidepreise fielen; es kam Dürre, Nässe, Schafsterben und es folgten schlechte Jahre nach einander. Und in sechs Jahren war er so verarmt, daß er den letzten Pachttermin schuldig blieb; darüber wurde er gefangen gesetzt, und starb kläglich.

Man hat noch nie gehört, daß ein ehrlicher und geschickter Verwalter verarmt wäre; aber wohl viele Pächter.

95. Die schlechte Hauswirthinn aus Unverstand.

Balthasars Frau sollte aus dem Milchwesen den größten Theil des Vortheils anschaffen, der bei seiner Pachtung zu haben war; und man konnte ihr auch eben nicht vorwerfen, daß sie etwas davon verschwendete; denn auf ihrem eigenen Tische war nichts seltener, als

Milch

Milch, Butter und Käse. Doch konnte sie wenig verkaufen, und die Kunden, welche der verstorbenen Pächterinn alles reißend abgekauft hatten, verloren sich nach und nach gänzlich. Was war davon die Ursach? Keine andere, als daß Balthasars Frau äußerst unreinlich einherging, auch eben dies an ihren Mägden und Kindern litt, und wer in ihre Milchstube kam, der verlor vollends jedes Verlangen nach ihren Waaren.

Unreinlichkeit ist eine böse Gewohnheit. Denn sie hat allemal Ungesundheit zur Folge, und sehr oft auch Armuth. Spr. Sal. 31, 25. 27.

96. Der Abwendigmacher.

„Warum bleibt ihr doch bei eurer Herrschaft?" so sagte zu Fritzen ein neidischer Nachbar, den es verdroß, daß Fritz seinem Herrn so nützlich wurde, und ihn deshalb gern abwendig machen wollte. — „Ich habe es „euch schon oft angeboten, zieht zu mir! Ich will euch „mehr Lohn und alle Jahre noch ein gutes Kleidungs„stück geben." „Das geht nicht an!" antwortete Fritz; „alles, was an mir Gutes ist, das habe ich, nächst „Gott, meiner Herrschaft zu danken. Sie hat in mei„ner Jugend an meinen Unterricht viel gewendet. Es „ist also billig, daß ich ihr auch wieder Nutzen bringe. „So lange mich also meine jetzige Herrschaft behalten „will, bleibe ich aus Dankbarkeit bei ihr."

Der Nachbar schämte sich, und ging fort.

Was deines Nächsten ist, es sey Haus, Gut, Acker, Dienstboten, oder alles, was sein ist, das sollst du nicht begehren, an dich zu bringen wider seinen Willen. 2 Mos. 20, 17.

97. Der Eigensinnige.

Von seinen Aeltern und in der Schule hatte Klaus eine schlechte Erziehung erhalten. Man hatte ihn niemals gewöhnt, andern Leuten etwas zu Gefallen zu thun oder etwa zu denken: so wie du es gern sieheſt, wenn dir deine Fehler vergeben werden, so vergieb auch andern Leuten ihre Fehler; und so lange du nicht vollkommen biſt, so erzürne dich nicht so sehr über die Unvollkom-

menheiten der Andern. Einer trage des Andern Schwachheiten mit Geduld und Langmuth, so wird das Gebot Christi erfüllet ꝛc. Kurz, alles dieses that und dachte Klaus nicht. Er fuhr die Leute hart an, wollte alles besser wissen, und widersprach jedermann. Mit seiner Frau zankte er beständig, seine Dienstboten mußten mehrentheils nackt und bloß von ihm laufen, und kein einziger Mensch mochte sein Freund seyn; aber es war auch nichts als Fluch und Unsegen in seinem Hause. Seine Frau hatte sich krank geärgert und gegrämt; elende, siechе Kinder hatte sie geboren, die das Bild des Verdrusses, der beständig im Hause war, auf ihrem Gesichte trugen. Sehr oft ward Klaus bestohlen oder hatte Processe, die ihm viel kosteten, weil er meistentheils Unrecht hatte. Er kam auf keinen grünen Zweig, und hinterließ seinen Kindern ein sehr geringes Erbgut.

Sey freundlich und gefällig gegen jedermann.
Liebe, so wirst du auch geliebt werden.
Sir. 4, 35.

98. Der große Zank aus kleinen Ursachen.

Zwei Tagelöhnerfamilien wohnten beisammen in einer großen Stube, weil der Leute viel, und des Platzes wenig war.

Aus Unachtsamkeit hatte die Frau des einen den Schemel der andern, der dem ihrigen ganz ähnlich war, genommen, um sich dessen bei dem Spinnen zu bedienen. Bald darauf kam die Eigenthümerinn des Schemels in die Stube, gewahrte den Irrthum, und nun schalt sie jene Frau sofort für eine Diebinn und schlechte Person. Jene verantwortete sich endlich, und so hätten sie sich bald gar geschlagen, wenn nicht ihre verständigen Männer dazu gekommen wären, und durch Vorstellungen dem Zanke ein Ende gemacht hätten. Gal. 6, 1.

99. Der Todtschläger.

Ein Knabe ward von einem andern unversehends im Spiel mit dem Ball am Auge beschädigt. Ein Verwandter dieses Beschädigten gerieth darüber in den hef-

tigsten Zorn, ergriff jenes Kind, welches das andere beschädigt hatte, und sich gegen ihn unbescheiden verantwortete, bei den Haaren, schlug und trat es so lange, bis es unter seinen Händen starb. Die Gerichte ließen ihn in das Gefängniß setzen, und ihm ward das Leben durch den Scharfrichter genommen. Denn wer einen Menschen vorsätzlich tödtet, ohne daß es ihm von der Obrigkeit befohlen wird, der muß, Andern zum warnenden Beispiel, wieder sterben, sonst wäre Niemand seines Lebens sicher.

Hütet euch vor Zorn, und gebt auch Andern nicht Gelegenheit dazu; denn aus Zorn kann Todtschlag entstehen, und du sollst nicht allein nicht tödten, sondern auch keinen Todtschlag veranlassen, oder Gelegenheit dazu geben.

Matth. 5, 21. 22. Spr. Sal. 27, 4.

100. Das übelangewandte Sprichwort.

„Ja, unrecht Gut gedeihet nicht.“ So sprach einst Hans zu seinem verständigen Nachbar Wilhelm, da diesem ein Stück Weizen verhagelt war. Hans hatte vor Kurzem durch einen Urtheilsspruch dieses Stück Acker, welches er in vorigen Zeiten pfandweise von Wilhelms Vater erhalten hatte, gegen die Erlegung des Pfandschillings, an Wilhelm wieder herausgeben müssen. Und weil er es, da es mehr werth schien, als das Pfandgeld, gern behalten hätte, so hielt er das Urtheil für ungerecht. Aber Wilhelm antwortete ganz gelassen: „Lieber „Nachbar, wendet doch dieses gute Sprichwort nicht so „übel an! Ihr habt euer Geld erhalten, und ich den „dafür verpfändeten Acker. Es ist also kein unrecht „Gut, woran ich jetzt Schaden leide. Schaden ist oft „bei der Landwirthschaft, und Gott Lob, daß ich diesen „Schaden ertragen kann!“

101. Ein magerer Vergleich ist besser, als ein fetter Proceß.

Christoph und Görge standen vor Gericht, wegen eines Grasefleckes, der zwischen beiden streitig war. Görge

wollte den Grasefleck ganz allein haben, obgleich Christophs Vater schon, und Christoph selbst, darauf seit dreißig Jahren mit gehütet und mit gemähet hatten. Denn Gürge hatte in seinen Briefschaften etwas gefunden, woraus es so halb und halb zu schließen war, daß vor Alters seinen Vorfahren der Grasefleck wohl mochte ganz allein gehört haben. Als sie nun ihre beiderseitigen Gründe dem Richter vorgetragen hatten, und es jetzt an dem war, daß die Klage sollte übergeben werden, da fragte Christoph: wie viel es wohl an Kosten betragen könnte, bis die Sache zu Ende käme? Und da fand es sich, daß es beiden Theilen weit mehr kosten würde, als der Grasefleck werth wäre. Christoph bot also Gürgen einen Vergleich an, und forderte die Hälfte. Und Gürge bot ihm den dritten Theil des streitigen Flecks. Als sich nun Christoph auch dieses gefallen ließ, so gingen sie als Freunde nach Hause, und jeder behielt sein Geld, die vermiedene Unruhe und den Verdruß ungerechnet. Col. 3, 13-15.

102. Die Bienenzucht.

(Ein Gespräch.)

Kunz. Erzählt mir doch etwas Neues von eurer Reise nach Sachsen, Gevatter Wilhelm.

Wilhelm. Das Merkwürdigste war, daß die Leute ganze Tonnen Honig und Wachs zu Markte brachten.

Kunz. Was gilt denn solche Tonne Honig.

Wilhelm. So viel wie ein guter Ochse oder ein Graspferd.

Kunz. Dazu mögen auch wohl viel Bienen gehören?

Wilhelm. Bienen genug, aber wenig Stöcke, wer es nur versteht.

Kunz. O Gevatter Wilhelm, wenn ihr es wißt, so laßt mich es doch auch wissen. Wie macht man es denn mit den Bienen?

Wilhelm. Das ist zu weitläuftig zu sagen, ihr würdet es auch nicht behalten. Ihr müßt euch lieber ein gutes Buch von der Bienenzucht kaufen, daraus könnt ihr es lernen. So viel will ich euch aber sagen,

daß es für uns Bauern am rathsamsten ist, keine eigene Bienen zu halten, wegen der Raubbienen.

Kunz. Was meint ihr mit den Raubbienen?

Wilhelm. Seht, es giebt immer neidische und schlimme Leute, welche ihrem Nächsten nichts Gutes gönnen, die geben ihren Bienen etwas ein, daß sie aus des Nachbars schwachen Bienenstöcken den Honig rauben müssen. Wenn nun der Nachbar dieses merkt, vergiftet er diese Räuber aus Rache, und dann sind beide Stöcke verdorben.

Kunz. Wie soll man es aber machen? Auf die Weise kann ja Niemand von uns Bienen halten?

Wilhelm. Warum nicht? Wir können ja alle insgemein welche halten? ein eignes Bienenhaus an einem bequemen Platze dazu bauen, und jeder gleich viel Geld, oder so viel ein jeder wollte, einsetzen. Dafür würden dann die Stöcke gekauft. Ein redlicher und verständiger Mann, der Zeit dazu hätte, würde darüber gesetzt, und bekäme etwa von jedem Ausständer vier Groschen an Lohn, ohne seinen Einsatz an Stöcken. Nun würde an einem gewissen Tage Honig und Wachs öffentlich ausgenommen, gewogen und verkauft, und ein jeder bekäme seinen Antheil von der Ausbeute, nachdem er viel oder wenig eingesetzt hätte. Und oft würde der Gewinn zureichen, manche Geldnoth von unserm Dorfe abzuwenden.

Kunz. Ja, ja, Gevatter Wilhelm! dann müßten ja die Leute im Dorfe einig seyn! das geschieht nun und nimmer mehr.

Wie manches Gute können friedsame, verständige und zu einem Zweck verbundene Menschen genießen! Wie manchen erlaubten Vortheil haben! Warum aber ist so wenig Einigkeit zu guten Zwecken unter den Leuten? Weil Neid und Mißtrauen ihre Gemüther erfüllet, Feindschaft herrscht, und gesunder Verstand so selten ist.

Sir. 25, 1. 2. Röm. 16, 19.

103. Verachtung des Gemeinbestens bringt oft eigenen Schaden.

Es war einmal ein Dorf voll unverständiger böser Bauern, die in Feindschaft mit einander lebten. An ih-

rem Acker floß ein Strom, der einst überlief und den Damm durchbrach. Des einen Bauern Acker lag gerade bei dem Loche des Dammes, und litt großen Schaden. Er that sein Mögliches, um das Loch im Damme zu stopfen; aber es war für eine Familie zu viel Arbeit, und die andern wollten ihm nicht helfen, weil es ihnen noch keinen Schaden brachte, und keiner des andern Freund war, oder das gemeine Beste suchte. Endlich ward das Loch so breit und so tief, daß der ganze Fluß da hinausstürzte, und über alle Aecker des Dorfs herfloß. Da ging denn das ganze Dorf zu Grunde.

Hätten nun die thörichten Bauern einander bei Zeiten geholfen, so wäre ihr Schade nicht so groß geworden, und sie wären im Wohlstande geblieben.

104. Die bösen Scheundrescher.

Ein Herr hatte ein Gut, worauf viele Tagelöhner wohnten. Damit diese Leute Brod haben sollten, so ließ er unter andern alles Getreide um Scheffelzahl, d. i. etwa um den vierzehnten Scheffel, von diesen Tagelöhnern ausdreschen, da er es doch mit großem Vortheil für Tagelohn oder mit Hofedienſten hätte können dreschen lassen; denn das Korn war theuer. Er hatte sie oft ermahnt, rein auszudreschen und kein Korn zu entwenden. Sie thaten aber keins von beiden. Aus Faulheit droschen sie nicht rein, und jeder trug alle Tage, Mittags und Abends, seine beiden Taschen voll Korn nach Hause.

Der Herr merkte dieses lange nicht. Endlich aber ward es entdeckt, und es wurden acht von ihnen dabei betroffen. Sie sagten, als sie darüber vernommen wurden, es wäre ja nur eine Kleinigkeit, und baten, es darum so genau nicht zu nehmen. Aber der Herr ließ die Taschen nachmessen, da fand es sich, daß in jede über eine halbe Metze ging, und daß gar leicht, täglich zweimal von acht Tagelöhnern gerechnet, des Tages ein Scheffel, mithin über hundert Scheffel nach und nach konnten gestohlen seyn, welches nach damaligem Kornpreise an zweihundert Thaler machte. — Sie wurden als Hausdiebe zu harter Strafe gezogen, und die andern verloren durch sie den Verdienst in der Scheune;

denn der Herr ließ nunmehr alles unter Aufsicht für Lohn, oder von Dienſten ausdreſchen. Da beſchwerten ſich die andern Tagelöhner, die es wohl gewußt hatten, nur aber des Diebſtahls ſelbſt nicht überführt werden konnten, daß ſie darunter leiden müßten. Aber der Herr antwortete: „Ihr habt es euch ſelbſt zuzuſchreiben; denn „ihr habt es gewußt und nicht angegeben. Wie kann „ich euch trauen?“

Machet euch durch Verhehlen oder Verſchweigen nicht theilhaftig fremder Sünden, ſondern wehret, ſo viel an euch iſt, dadurch, daß ihr ſelbſt kein Unrecht leidet, allem Unrechte.

105. Der Verſchwender.

Als einſtmals im März die Sonne warm ſchien, Veilchen blühten und Lerchen ſangen, da trat ein Schäfer vor ſeine Thür, und ſprach zu ſich ſelbſt: „Biſt du nicht „ein Thor, daß du den Heuboden ſo ſchonſt. Was ſoll „dir das Heu? Es wächſt alle Tage mehr Gras zu, „und iſt jetzt ſchon genug da, daß die Schafe leben „können.“ Sogleich ging er in den Schafſtall und hieb die Stangen entzwei, worauf das Heu lag, ſo daß es in großen Haufen in den Stall fiel. Als die Schafe nach Hauſe kamen, und die Menge Heu gewahr wurden, ſuchten ſie ſich das Beſte heraus, und das andere, welches ſie, ordentlich und mäßig vorgelegt, wohl auch gefreſſen hätten, das traten ſie nun unter die Füße. Aber etwa nach acht Tagen änderte ſich die Witterung; es fror und ſchneiete gewaltig; die Schafe mußten viele Tage zu Hauſe bleiben, und der Schäfer gerieth in Gefahr, Hungers wegen, ſeine ganze Schäferei zu verlieren.

Spare in der Zeit, ſo haſt du in der Noth.
Sir. 32, 24.

106. Der Geizige, als der größte Thor.

Klaus hatte Geld genug, aber er fürchtete ſich, es anzuwenden, auch wann es zu ſeinem eigenen Beſten gereichte. Unter andern war ſein Ofen ſo ſchadhaft, daß er neu geſetzt werden mußte, und es ward ihm oft geſagt, daß, wenn er einfiele, das Feuer Schaden thun

konnte. — Aber Klaus kehrte sich nicht daran, und heizte lieber gar nicht ein. Doch zwang ihn einst die bittere Kälte des strengen Winters dazu, daß er einheizen mußte; und als eben keiner in der Stube war, fiel der Ofen des Morgens zusammen. Das Feuer ergriff den nahen Flachs an den Spinnrädern, darauf die nicht weit davon stehende Lade, dann das Bette. Nun ward Lärm im Dorfe. Klaus, der in der Scheune war, eilte herbei und wollte sein Geld retten. Indeß kamen die Spritzen, denn es brannte schon zum Dache heraus. Und weil keiner mehr das Haus erhalten konnte, ward es eingerissen, um wenigstens die übrigen Gebäude, ja das ganze Dorf, zu retten. So löschte man denn glücklich das Feuer; aber man vermißte Klausen. Als nun der Schutt auseinander gebracht wurde, da fand sich sein Körper vor der verbrannten Lade bei dem Gelde liegend, wo er vermuthlich vom Dampfe erstickt war.

Wer das Geld zum Zweck macht, das doch nur zum Mittel bestimmt ist, der ist geizig.

Sir. 4, 36. Sir. 14, 6.

107. Die schädliche Erbschaft.

Ein Handwerksmann in einer kleinen Stadt hatte guten Verdienst, und nährte sich von seinem Handwerke reichlich manches Jahr.

Endlich starb sein Vetter, der ihm einen Weinberg im Testamente vermacht hatte.

Seine verständige Frau rieth ihm, die Erbschaft zu verkaufen, aber er wollte nicht. Denn der Weinberg stand in einer lustigen Lage, und er war sehr gern in dem kleinen Hause, welches darin gebaut war. Wenn er nun im Weinberge sich aufhielt, so besuchten ihn müßige Leute allerlei Standes, die er mit trocknem Munde weggehen zu lassen, sich schämte. Das Häuschen war ihm nun bald zu klein. Er schaffte mehr Hausgeräth an, und bauete endlich gar das Haus größer. Als er nun darüber sein Handwerk versäumte und wenig zu Hause war, da thaten die Gesellen indeß, was sie wollten, arbeiteten schlecht, und er verlor bald alle seine Kunden.

In wenigen Jahren mußte er den Weinberg Schulden halber verkaufen; und weil er sich den Müßiggang

nun einmal angewöhnt hatte, so konnte er die anhaltende Arbeit nicht wieder gewohnt werden, sonderlich, da er nun als Geselle dienen mußte. Er grämte sich darüber, verfiel in eine hitzige Krankheit, und starb in den besten Jahren.

So giebt Zuwachs an Gütern nicht stets Zuwachs an wahrer Glückseligkeit.

Sir. 11, 10. Sir. 18, 32. 33.

108. Unterschied zwischen Sparsamkeit und Geiz.

Zwei von den Einwohnern eines mit der völligen Aernte durch den Blitz eingeäscherten Dorfs wurden von ihrer Gemeine in die umliegende Gegend gesendet, für die Verunglückten einige Beisteuer zu erbitten. Unter andern kamen sie frühmorgens auf den Hof eines wohlhabenden Landmannes. Sie fanden ihn vor dem Stalle, und hörten, als sie sich ihm näherten, wie er dem Knecht es ernstlich verwies, daß er die Stricke, woran die Ochsen gespannt gewesen, über Nacht im Regen am Pfluge gelassen, und nicht ins Trockne gebracht hätte. „O weh! „der Mann ist genau," sprach einer zum andern, „hier „wird es nicht viel geben!" Nun wurde der Herr des Hofes die Fremden gewahr, und indeß er mit ihnen in sein Haus ging, erzählten sie ihm ihr Unglück, und brachten ihr Begehren an. Groß war ihre Verwunderung, als er ihnen bald ein ansehnliches Geschenk an Gelde gab, und versprach: eben so viel an Saatkorn der verunglückten Gemeine zu schicken. Ja, sie konnten in ihrer dankbaren Rührung sich nicht enthalten, ihrem Wohlthäter, während des Frühstücks, es zu gestehen, wie seine Mildthätigkeit ihnen um so unerwarteter gewesen sey, da sie ihn, wegen des vorhin um eine Kleinigkeit dem Knechte gegebenen Verweises, für sehr genau gehalten hätten.

„Liebe Freunde," war seine Antwort, „eben da„durch, daß ich das Meinige jederzeit zu Rathe hielt, „kam ich in den glücklichen Zustand, wohlthätig seyn zu „können."

Sir. 4, 1-6. Sir. 29, 10. Spr. 19, 17. 2 Thess. 3, 13.

109. Die Kleinigkeit.

Kunz war leichtsinnig, und nahm nicht gern gute Lehren an. Einst hatte er an einem schwülen Tage sich im Laufen sehr erhitzt. Ein kühler Gewitterregen erfolgte, und nun stellte sich Kunz, der seinen Rock ausgezogen hatte, unter den Thorweg in die Zugluft. Sein Herr warnte ihn vor der unausbleiblichen Erkältung; aber Kunz meinte: das wäre eine Kleinigkeit für ihn, — er könne alles vertragen. Den Abend hatte er schon den Schnupfen, und war so heiser, daß er nicht laut reden konnte. Sein verständiger Herr wollte ihn nun viel warmen Fliederblumenthee trinken und früh zu Bette gehen lassen, damit durch die hergestellte Ausdünstung (denn Erkältung ist nichts anderes, als gehemmte Ausdünstung) die größere Gefahr vermieden würde. Aber Kunz sprach: der Schnupfen wäre eine Kleinigkeit, der Hals würde sich schon von selbst wieder geben, — und war so wenig dazu zu bewegen, daß er vielmehr noch den Abend ausging und spät nach Hause kam. Aber am andern Morgen war er auf eine unruhige Nacht träge, und hatte unleidliche Kopfschmerzen. Nachmittags trat, mit einem Ekel am Essen, das Fieber ein; der Hals ward entzündet, und am vierten Tage starb Kunz an der Bräune oder der Entzündung des Halses.

Die Erkältung war also keine Kleinigkeit.

Sir. 31, 26. Sir. 37, 30.

110. Die schädliche Kur.

Luise ward mit dem gewöhnlichen dreitägigen Fieber zu Ende des Winters befallen. Diese Art Fieber vergeht aber von selbst, wann die Ursachen des Fiebers, nämlich zähe verdorbene Säfte, durch Erschütterung des Frostes erst beweglich gemacht, und dann durch die darauf folgende Ausdünstung nach der Hitze weggeschafft sind, sonderlich bei jungen Leuten. Doch thörichte Rathgeber vermochten Luisen, daß sie sich durch zu voreiligen Gebrauch stärkender Arzeneimittel das Fieber vertreiben ließ. Nun verging zwar das Fieber; aber Luise ward deswegen nicht wieder völlig gesund, sondern blieb kränkelnd

und siech. Und wenn sie nicht bald in die Hände eines verständigen Arztes gekommen wäre, so hätte sie an der Wassersucht sterben können.

111. Der gute aber nicht geglaubte Rath.

In einem Dorfe wohnten acht Bauern und der Prediger. Der Prediger war ein verständiger, guter Mann, der viele Wahrheiten wußte, und noch täglich mehr dazu lernte. Einst kam im Winter eine ansteckende, hitzige Krankheit in das Dorf, und in vielen Häusern waren Kranke. Da sagte der Prediger: „Liebe Leute, folget „meinem treuen Rath! Haltet die Kranken nicht so „heiß durch Einheizen und Zudecken mit Deckbetten; sie „haben doch Hitze genug! Braucht keine hitzige Arzeneien; sie sind schädlich! Schickt bei Zeiten zum Arzte „in die Stadt; denn wenn ihr wartet, bis euch der „Athem ausgehen will, dann kann der Arzt nicht mehr „helfen! Laßt alle Tage frische Luft durch die Fenster „in die Stuben, und trinkt, Gesunde und Kranke, viel „Wasser mit etwas Weinessig; so werden viele Kranke „besser werden, und viele Gesunde werden vor der „Krankheit bewahrt bleiben!“ Drei Hauswirthe folgten dem Prediger. Denn sie kannten ihn, daß er ein rechtschaffener, verständiger Mann war. Sie machten es so, wie er sagte und fragten ihn um Rath, wo sie sich nicht zu rathen wußten. In allen diesen Häusern nahm die Krankheit nicht überhand. Die andern fünf waren zweifelsüchtig. Sie sprachen: „Das wollen wir „wohl bleiben lassen! Warum ist denn eingeheizt, wenn „man die Fenster aufmachen soll? Das Holz ist theuer. „Hitze muß Hitze vertreiben. Unser Schäfer soll dem „Doktor noch wohl etwas lehren können. Branntwein „und Pfeffer, spricht er, wenn das nicht hilft, dem kann „nicht geholfen werden. Starkes Bier muß der Kranke „trinken, damit er Kraft kriege. Er ist ja schon so matt, „und soll noch Wasser mit Essig trinken?“ Was geschah? die fünf zweifelsüchtigen oder ungläubigen Hauswirthe starben in Kurzem mit vielen Kindern und dem Gesinde dahin. Und es blieb in der ganzen Gegend das Dorf bekannt wegen dieser Geschichte.

So wie dieser gute Prediger that, hat Gott manchmal und auf mancherlei Weise die Menschen belehrt, was gut und schädlich ist, aber die wenigsten haben ihm geglaubt. Ebr. 1, 1.

112. Das thörichte Kind.

In einem gewissen Orte herrschte eine Krankheit unter den Kindern. Unter andern wurde ein Kind plötzlich sehr krank. Die Aeltern schickten gleich nach dem Arzte. Der Arzt kam und brachte Arzenei mit, von derselben Art, als er schon bei vielen Kranken mit Nutzen gebraucht hatte. Denn alle, die sie zur rechten Zeit eingenommen hatten, waren besser geworden. Dieses kranke Kind aber wollte durchaus nicht die Arzenei einnehmen. Die Aeltern fragten das Kind, ob es denn nicht wünschte wieder gesund zu werden? „O ja, liebe Aeltern! ich „wünschte recht bald gesund zu werden," sagte das Kind. „Nun, so mußt du auch die Arzeneimittel brau„chen und sie einnehmen; damit du gesund werden kön„nest," sprachen die Aeltern. Aber das Kind blieb bei seinem Eigensinn. Es wollte gern gesund werden, aber doch keine Arzenei, welche die Krankheit vertrieb, einnehmen. In wenig Tagen mußte das Kind sterben. Zuletzt wollte es gern einnehmen, aber da war es zu spät, denn die Krankheit hatte zu sehr zugenommen. Sir. 38, 4.

113. Gesundheit und Krankheit.

(Ein Gespräch.)

Wilhelm. Ich hörte ja sagen, daß eure Tochter krank wäre, ist das wahr, Gevatter Kunz?

Kunz. Ja, sie beklagt sich. Wer weiß, was ihr fehlt, sie wird schon wieder besser werden.

Wilhelm. Manchmal wird es auch wohl nicht wieder besser. Wollt ihr denn nichts dafür brauchen? Zuweilen kann im Anfang mit Wenigem geholfen werden, und nachher —

Kunz. Ich bin nicht dafür. Wenn man nichts braucht, wird man am ersten gesund.

Wilhelm. Alles mit Maaßen, Gevatter! Freilich wer nichts thun wollte, als Arzenei essen, bei den klein-

sten Anfällen. — Aber es giebt doch Zeichen, daran man wohl wissen kann, daß Hülfe nöthig sey.

Kunz. Und was sind denn das für Zeichen, Gevatter?

Wilhelm. Die will ich euch sagen. Wann jemand nicht essen kann, Drücken in der Herzgrube und einen übeln Geschmack im Munde hat. Wann ihm die Glieder, den Rücken und alle Knochen weh thun. Wann einem das Trinken zuwider ist, oder er Kopfweh und einen harten Leib hat ꝛc. Seht, Gevatter, das sind Zeichen, daß man eine Krankheit brütet, die gefährlich werden kann, wo nicht bald Hülfe geschieht.

Kunz. Davon weiß ich nichts; bin auch fast niemals krank gewesen, außer an den Blattern, da war ich recht krank. Sie haben mich auch recht zugerichtet, wie ihr sehet. Doch Gottlob! daß ich nur davon kein Krüppel geworden bin, wie so viele, die ich kenne.

Wilhelm. Wer weiß, ob es bei eurer Tochter nicht die Blattern werden! Besinnt ihr euch noch wohl auf die Predigt von den Blattern?

Kunz. Ich gab nicht recht Achtung. Aber doch, Gevatter! was brauchte man bei dem Mädchen denn wohl? Sie sprechen immer, man solle sie warm halten, und hitzige Sachen eingeben, die das Gift vom Herzen wegtrieben. Unsre alte Muhme brachte mir einen Trank, ich glaube, es war Schafkoth in Bier gekocht, als ich an den Blattern krank war. — Was meint ihr, Gevatter? Ob —

Wilhelm. Thut doch nicht so übel an eurem Kinde, und braucht aufs Gerathewohl alles, was euch unwissende Leute rathen. Geht doch in die Stadt und wendet das an euer Kind, was ihr an euer Vieh wenden würdet, wenn es krank wäre. Und wenn ihr mir nicht glaubt, so geht zum Prediger und fragt den um Rath.

Kunz. Das will ich thun. Gott behüte euch, Gevatter.

Wilhelm. Und euch auch.

Wie köstlich ist es, wenn man seinen Verstand anwendet, den Unwissenden zu belehren, und allem bösen Wesen abzuhelfen!

Ein weiser Mann kann eine ganze Gemeine glücklich machen. Bemüht euch also, weise zu werden, das heißt: richtig denken und urtheilen zu lernen.

Sir. 37, 26.

114. Bekanntmachung eines Mittels, die Blattern ohne große Gefahr zu bekommen.

(Ein Gespräch.)

Kunz. Guten Abend, Gevatter Wilhelm!

Wilhelm. Ei, guten Abend, Gevatter Kunz! Wie geht es mit eurer kranken Tochter?

Kunz. Wie sollte es gehen? — schlecht! Wenn sie nur noch das andere Auge behält; das eine wird wohl durch die Blattern verloren gehen. Denn sie hat eine Blatter mitten auf dem Stern im Auge. Oder sie stirbt wohl gar noch.

Wilhelm. Ich beklage euch herzlich. Aber wer nun unsers Predigers Rath befolgt hätte!

Kunz. Ja wohl, Gevatter, ja wohl! Wenn mir aber auch der liebe Gott wieder Kinder beschеert, so will ich ihnen gewiß die Schutzblattern einimpfen lassen.

Wilhelm. So wie der Prediger es beschrieb, so ist es fast keine Krankheit zu nennen.

Kunz. Wie war es doch noch, Gevatter Wilhelm! Ach mein Gedächtniß ist gar zu schlecht, ich kann nichts behalten.

Wilhelm. Ich schrieb es mir gleich auf, ging darauf zum Prediger, und bat ihn, es nachzusehen, ob es so recht geschrieben wäre.

Kunz. Habt ihr es bei der Hand, so leset es mir doch noch einmal vor; und dann will ich es mir abschreiben, wenn ihr es mir erlauben wollt.

Wilhelm. Herzlich gern. Ich will es holen.

Kunz (allein). Ich unglücklicher Mann! wer doch treuem Rath gefolgt wäre!

Wilhelm. (kommt wieder und liest). Es ist besser, seinem Kinde die Schutzblattern zu geben, als zu warten, bis es etwa durch Ansteckung die natürlichen Blattern bekommt. Die Ursach ist, weil (da unter tausend Menschen nicht fünf von den Blattern ganz befreit bleiben) es gar zu leicht geschehen kann, daß die Anstek-

kung innerlich, etwa durch die Nase, im Halse, Magen oder in der Lunge geschieht; diese Theile sind aber sehr empfindlich, und vermehren die Gefahr. Ferner kann es geschehen, daß die Blattern mit andern Krankheiten verbunden, oder bei schon Erwachsenen, bei Mangel an Pflege, oder sonst in mißlichen Gesundheitsumständen eintreten. Dahingegen die Schutzblattern in der besten Jahreszeit, im obstreichen Herbst, bloß äußerlich, an einem nicht sehr empfindlichen Ort an dem Oberarm auf dem dicksten Fleische, oculiret, oder auf deutsch: eingeimpft werden, und überdies ist die Krankheit, welche die Schutzblattern veranlassen, sehr leicht und ohne alle Gefahr.

Alle Kaiser, Könige und Fürsten lassen heutzutage ihren Kindern die Schutzblattern einimpfen; nur muß es immer durch einen zuverlässigen Arzt geschehen.

Der Doctor Jenner in England hat zuerst bemerkt, daß Mägde, die Kühe zu füttern und zu melken hatten, welche mit Blattern behaftet waren, die natürlichen Blattern nicht bekommen; dies brachte ihn auf den Gedanken, Kindern die Kuhpocken einzuimpfen, um sie vor den Menschenblattern zu schützen. Der Versuch gelang vollkommen, und so hat er durch seine Erfindung vielen Tausenden, ja Millionen Menschen das Leben gerettet.

115. Von den Mitteln, Todtscheinende zu retten.

Zu den Todscheinenden gehören: Erhenkte, Ertrunkene, von Kohlen und andern giftigen oder gährenden Dämpfen Erstickte, Erfrorne, in schweren Ohnmachten Liegende ꝛc.

Wer dazu kommt, oder der erste ist, der ist dieses Unglücklichen Nächster, der hat die Pflicht, ihn zu retten.

Oft ist zwar der Wille da, aber keiner weiß die rechten Mittel der Hülfe, und daher kommt es oft, daß in der besten Meinung, durch die Unwissenheit der Rettenden, der Gerettete wirklich erst getödtet wird. Die Rettungsmittel sind aber von zweierlei Art.

Zuerst solche, deren nützliche Anwendung nicht so leicht begreiflich zu machen ist, oder die gewisse Instru-

mente erfordern, und daher am sichersten einem ordentlichen Arzte zu überlassen sind. Von diesen also wird hier nicht die Rede seyn können.

Zum andern solche, deren Anwendung in der meisten Menschen Macht stehet. Und von diesen soll hier kürzlich gehandelt werden.

Eine von den auf alle Fälle geltenden Hauptpflichten ist daher, sobald der erste Schritt zur Erhaltung des Unglücklichgewordenen geschehen ist, ohne Zeitverlust es dem verständigsten Mann in der Gemeine, dem Gutsherrn, oder Prediger, oder Amtmann, oder Verwalter, oder Schulzen, bekannt zu machen, damit ein ordentlicher Arzt oder Chirurgus, so schleunig als möglich, herbei geholt werde.

Beim Erhenkten.

1) Er wird sogleich, und ohne einen Augenblick Zeitverlust, losgeschnitten. Dabei muß der Körper so gehalten werden, daß er im Fallen nicht Schaden nehme, und daß im Wegtragen der Kopf nicht niederhänge.
2) Der einschneidende Strick und die Binde vom Halse, ingleichen alle, die Brust drückende Kleidung, wird sofort aufgelöset, und
3) dafür die schleunigste Sorge getragen, daß der Körper in ein mäßig warmes Zimmer auf ein Bette, oder Strohlager, mit der Brust und dem Kopf hoch gelegt werde; alsdann wird er völlig entkleidet.
4) Hände und Füße müssen gebürstet werden, und der Leib wird mit gewärmtem Flanell oder Frieslappen gelinde gerieben.
5) Unter die Nase wird scharfer Essig oder Branntwein oft gehalten und angespritzt, und
6) durch eine gesunde Person wiederholt Athem durch den Mund in die Lunge geblasen, wobei die Nase zugehalten wird, damit wieder Bewegung in die Lunge komme.
7) Die Anwendung der übrigen Mittel aber werden dem indeß angekommenen Arzt oder einer andern wohlerfahrnen Person überlassen.

Beim

Beim Ertrunkenen.

1) Er wird, sobald es seyn kann, nachdem er aus dem Wasser gezogen ist, in ein warm gemachtes Bette gebracht, doch bei dem Tragen dafür gesorgt, daß der Kopf nicht niederhänge. Wird er gefahren, so muß das Fuhrwerk langsam fahren.
2) Es wird der Körper mit gewärmten Laken leicht bedeckt, und darunter, wenn er völlig entkleidet ist, mit wollenen Tüchern um die Herzgrube sanft gerieben, der Unterleib aber mit einer gewärmten Hand gelinde gedrückt. Die Hände und Füße werden gebürstet.
3) Man sey bemüht, durch Einblasen oder einen Blasebalg, Luft in die Lunge durch den Mund zu bringen, wobei die Nase fest zugehalten und die Lippen angedrückt werden.
4) Essig und starker Branntwein wird mit dem rauhen Theil einer Feder oft unter und in die Nase gestrichen, oder gepülverter Taback in kleinen Prisen in die Nasenlöcher geblasen.
5) So wie ein Zeichen der Bewegung sich findet, wird alles Uebrige unterlassen, und nur mit dem gelinden Reiben mit gewärmten wollenen Tüchern fortgefahren. Die Anwendung eigentlicher Arzneimittel wird in diesem Fall, wie in allen übrigen, der Verordnung eines wirklichen Arztes oder einer andern der Sache kundigen Person überlassen.

Von Erstickten.

In Kellern, wo Most oder Bier gährt, viel Branntwein verwahrt wird, wo Holz, Torf oder Steinkohlen in verschlossenen Zimmern glimmen, durch den Dampf ausgehender Talglichter, Oel- und Thranlampen, ingleichen durch den Dampf neu geheizter Oefen wird die Luft so verdorben, daß sie zum Athemholen nichts mehr taugt, und die darin sich befindenden mehrentheils schlafenden Menschen ersticken. Die leichtesten Mittel dagegen sind folgende.

1) Man bringt den Erstickten sofort in ein kühles, reinluftiges Gemach, und völlig entkleidet in eine sitzende Stellung.

2) Die Füße werden bis an die Knie in ein lauwarmes Fußbad gesetzt, welches noch, durch Zugießung eines wärmern Wassers, nach und nach erwärmt werden kann.

3) Der Leib wird mit in kaltes Wasser getauchten Tüchern gelinde gerieben.

4) Man muß sich alle Mühe geben, dem Kranken durch den Mund, der gewöhnlich gesperrt ist, in die Lunge Luft einzublasen, und also die Bewegung wieder herzustellen; das Uebrige aber der Verordnung des so schleunig als möglich geholten Arztes, oder in dessen Ermangelung, einer andern der Sache wohl kundigen und dazu gesetzten Person überlassen.

Von Erfrornen.

1) Man hüte sich, den Körper sogleich, nachdem er gefunden ist, in ein warmes Zimmer oder Bette zu bringen.

2) Vielmehr scharrt man ihn an einem kalten Ort in den Schnee, so daß nur Mund und Nasenlöcher offen bleiben. Der Schnee wird allenthalben fest angedrückt, und sobald er an diesem oder jenem Theile zu schmelzen anfängt, wird frischer Schnee aufgelegt.

3) Trägt sich der Fall bei trockner Kälte zu, so wird der Körper in Tücher, die in geschmolzenes Eis getunkt sind, gehüllt, und damit unermüdet fortgefahren.

4) Sobald sich Zeichen des Lebens finden, wird der Kranke in ein mäßig gewärmtes Bett gebracht. Das Uebrige aber der Verordnung des indeß geholten Arztes oder einer andern verständigen und der Sache kundigen Person überlassen.

5) Die meisten Leute erfrieren, weil sie, um sich zu wärmen, Branntwein trinken. Dieser aber macht, so wie ein hoher Grad der Kälte, schläfrig, und im Einschlafen erfrieren die Leute. Man trinke also in der Kälte, auf Reisen ꝛc, nie Branntwein, sondern lieber warmes Bier mit etwas Ingwer zur Erwärmung.

Von Personen, die in schweren Ohnmachten liegen.

Da die Ursach dieser Ohnmachten oft sehr verschieden ist, so ist es am besten, sobald es seyn kann, den ordentlichen Arzt zu rufen. Scharfer Essig unter die Nase gehalten, oder Tücher in kaltes Wasser getaucht und um den Unterleib geschlagen, pflegen in gewöhnlichen Fällen die Bewegung wieder herzustellen.

116. Von den Kennzeichen des gewissen Todes.

Es ist schrecklich, lebendig begraben zu werden. Dieses kann geschehen, wenn man mit dem Begraben solcher, die man für todt hält, zu sehr eilt. Da es aber auch auf der andern Seite nicht rathsam ist, sonderlich bei heißer Luft, ansteckenden Krankheiten und bei wenigem Raum, die Leichen allzulange über der Erde zu lassen, so ist es nützlich, die Kennzeichen des gewissen Todes zu wissen.

Das erste, ganz untrügliche Zeichen ist: der Anfang der nach dem Tode schnell erfolgenden Verwesung. Sie nimmt im Unterleibe ihren Anfang. Wann also die Haut unter den kurzen Rippen eine grünliche Farbe bekommt, oder runzlicht wird, so ist der Tod gewiß erfolgt.

Das zweite Kennzeichen ist: wann der Stern im Auge sich erweitert; und das Auge trocken und trübe geworden ist.

Das dritte Kennzeichen: wann nach einer anhaltenden oder schweren Krankheit, als: Schwindsucht, Wassersucht, rother Ruhr, Fleckfieber ꝛc. oder bei hohem Alter des Kranken die Gelenke steif und unbiegsam, und der Körper überall kalt geworden ist.

Wo die Kennzeichen sind, oder nur das erste und zweite, da ist der Tod gewiß erfolgt.

117. Von den Nahrungsmitteln.

Eine Frau, die entweder geizig oder unverständig oder sehr arm war, gab ihren kleinen Kindern nichts als Mehlsuppe oder Kartoffeln ohne hinlängliches Salz

zu essen. Da bekamen die Kinder blasse Gesichter und dicke Leiber, und eins starb nach dem andern hin. Als sie nun über ihren Verlust einstmals sehr weinte, da sagte es ihr ein verständiger Mann, der es wohl wußte. „Ach," antwortete sie ihm, „wie weiß unser eins das! „Und dann ist das Salz theuer. Kartoffeln in der Asche „gebraten und Mehlsuppe ist bald gemacht, und man „wird dann auch satt davon." „Liebe Frau," sprach der verständige Mann, „satt werden, ist nicht „die Hauptabsicht des Essens, sondern dadurch „genährt und gestärkt zu werden. Und beides „würde besser geschehen seyn, wenn ihr eure Kinder, „je öfter, je lieber, zwischen den Kartoffelmahlzeiten, „auch hättet bloße gesalzene Brodsuppen und Butter„milch mit gut ausgebackenem Brod essen lassen, oder „die vortrefflichen gesunden Mohrrüben (Möhren), statt „der Kartoffeln, zur gewöhnlichen Kinderspeise gewählt „hättet. Gewiß, eure Kinder lebten noch und blühten, „wie die Rosen." „Nun," sprach die gute Frau, „wenn „ich wieder Kinder bekomme, will ich es doch auch so „machen."

Es ist nicht alles gesund, was man essen kann; nicht zu allen Zeiten dasselbe und nicht für jedermann.

In einer Stadt waren beide Aeltern eines kleinen einjährigen Kindes gestorben; das Kind ward ausgethan in die Kost zu der Frau eines Schneiders, die selbst keine Kinder hatte. „Die Frau ist wohlhabend," sagte der Vormund des Kindes — „sie hat selbst keine Kin„der — da wird das arme Würmchen gut versorgt seyn." — Aber die Frau war geizig. Wie fange ich es wohl an, daß ich von dem Kostgeld recht viel übrig behalte, dachte sie! — Nun kaufte sie schlechtes Commisbrod und gab dem armen Kinde nichts, als dieses schwere, unverdauliche Brod, und Wasser; da wurde das Kind krank und elend, und starb nach einem halben Jahr. — Man gab niemals dieser Frau wieder ein Kind in Pflege; als es der Prediger erfuhr, vermahnte er sie sehr, und sie ging in sich, und hatte keine frohe Stunde mehr.

In einer andern Stadt hatte ein Vormund armen, aber redlichen Handwerksleuten ein kleines, verwaisetes Mädchen in die Kost gegeben — er konnte aber nur ein sehr geringes Kostgeld bezahlen; allein die Leute hatten

das Kind lieb, und theilten den letzten Bissen mit ihm; sie sorgten, daß es immer gutes Brod und etwas Milch bekam, als es klein war, und nachher hatte es immer an dem voll auf, was sie für sich selbst kochten; aber sie behielten nichts übrig von dem Kostgeld — es wollte nicht einmal ganz zureichen, und der Meister mußte alle Tage eine Stunde länger arbeiten, um das Kind zu erhalten. Es ward aber gut und fromm, und besuchte die Schule fleißig, und als es nun erwachsen war, da gab ihm ein ansehnlicher Bürger seine Hand und führte es zum Traualtar. Bald darauf rührte den braven Meister der Schlag, so daß er nicht mehr arbeiten konnte. Nun sorgte die brave Bürgersfrau für den treuen Pflegevater, unterstützte ihn, auf daß er nicht Noth leiden durfte, bis zu seinem Tode.

118. Von wahren und falschen Freunden.

Conrad hatte Geld geerbt; aber weil er nicht durch gute Erziehung und Unterricht in der Schule verständig geworden war, so wußte er es nicht gut zu gebrauchen, sondern kam fast nicht aus der Schenke, und zehrte von dem geerbten Gelde bis auf den letzten Thaler. Etliche umherziehende Musikanten hatte er gedungen, und alles, was im Dorfe war, sollte nun mit ihm trinken, tanzen und spielen. Einst stand er in der Thür, und Wilhelm ging vorbei. „Bruder," rief er, „komm her, ich will „für dich die Zeche bezahlen; wir wollen lustig seyn, es „soll dir nichts kosten, habe ich doch Geld genug." — Wilhelm hatte beinahe Lust; aber weil er an den Prediger eiligst etwas zu bestellen hatte, so antwortete er: „jetzt habe ich nicht Zeit, aber vielleicht auf dem Rück„wege." Unterweges überdachte er sein Vorhaben, und weil er nicht mit sich einig werden konnte, so fragte er den Prediger, der ein sehr verständiger Mann war, ob er wohl mit Conrad, der ihm doch Freundschaft beweisen wolle, umgehen könne. Dieser Mann sagte ihm: „Nein, mein Sohn, thue es nicht. Conrad ist „ein liederlicher Verschwender, und wird ein schlechtes „Ende nehmen, wenn er sich nicht bald bessert. Er hat „lange Weile, die sollst du ihm vertreiben helfen. „Sonst macht er sich so wenig aus dir etwas, als aus

„seinem Gelde. Aber du könntest von ihm Böses lernen, „und es wäre Schade um dich; denn böse Beispiele ver„derben gute Sitten. — Geh lieber einen andern Weg „wieder nach Hause, damit die Versuchung nicht stärker „werde.“ Wilhelm folgte treuem Rath. Bald darauf hatte Conrad im betrunkenen Muthe eine Schlägerei angefangen. Er selbst und viele Leute waren beschädigt worden. Alle, die zugegen gewesen waren, mußten zeugen und schwören, und keiner blieb ohne Mühe und Unkosten. Da freuete sich Wilhelm, daß er des Predigers Rath befolgt hatte, und sagte: „Conrad war nicht „mein Freund, sondern wollte mich verführen; aber der „Prediger war mein wahrer Freund, denn er warnte „mich vor Schaden.“

Wer Gott verehrt und liebt, der findet solchen Freund. Sir. 9, 21. 22. 23. Sir. 6, 16.

119. Groß und klein.

Christoph war eitel, und wollte immer etwas Besonderes erzählen, damit die Leute ihn und seine Begebenheiten bewundern sollten. Einstmals erzählte er, daß, wie er als Soldat vom Feinde gefangen worden, man ihn in ein Land gebracht hätte, wo die Bienen so groß wie die Tauben wären. Wilhelm fragte ihn, ob sie denn dort auch Bienenkörbe hätten? „Freilich,“ antwortete Christoph, „eben solche, wie unsere, und „mancher Bauer hat etliche hundert solcher Stöcke an „seinem Gartenzaun.“ Wilhelm fragte weiter, ob etwa nur zwei Bienen in jedem Stocke wären? „Warum „nicht gar!“ rief Christoph, „viele Tausend sind in jed„wedem Stocke.“ Da lachten alle Leute. Denn so große Bienen hätten weder im Garten, noch auf dem ganzen Hofe des Bauern Platz gehabt.

Peter hatte einen andern Fehler. Ihm war nichts gut genug. Er hatte gegen einen jeden Menschen etwas zu sagen. Wer still und bescheiden war, den nannte er dumm; wer ein fröhliches Herz hatte, den hieß er frech und ausgelassen; wer das Seine zu Rathe hielt, der mußte geizig seyn; und wer ehrbar und ernsthaft war, den schalt er gar einen Heuchler. Und so verkleinerte er das Gute an einem jeden Menschen, und freuete sich,

wo er etwas zu verachten oder zu tadeln finden konnte. Aber ein jeder ging auch weg, wo Peter hinkam, und er wurde von allen Leuten verachtet.

Prahle nicht und verkleinere nicht. Nenne alles bei dem rechten Namen. Triff das Maaß in allen Dingen. Sieh, wenn du nicht als Obrigkeit, oder als Herrschaft, oder als Lehrer deine Unterthanen, Gesinde und Zuhörer bessern sollst, und auf Ordnung und Recht halten mußt, lieber auf das Gute, als auf die Fehler deiner Nebenmenschen.

Spr. 17, 28. Cap. 26, 5. Matth. 7, 1.

120. Die Wahrheit.

Wenn Wilhelm um das, was er von irgend einer Sache wußte, gefragt wurde, es sey in den Gerichten oder sonst im ernsthaften Gespräch, so sagte er darüber seine aufrichtige Meinung, und wie es ihm um das Herz war. Er vergrößerte und verkleinerte nichts, sondern wie sich die Sache verhielt, so redete er davon. Es trauete ihm daher ein jeder, und sein bloßes Ja und Nein galt mehr, als der Schwur eines andern; welches ihm die Hochachtung und das Vertrauen aller Leute erwarb.

Ein jeglicher meide die Lügen und rede die Wahrheit, denn der wahrhaftige Mund bestehet ewiglich.

121. Die Reisenden.

An einem Scheidewege, wo drei Wege abgingen, fand ein Arzt, der zu Pferde reisete, um einen todtkranken Familienvater zu besuchen, einen Menschen, und fragte ihn freundlich, welchen Weg er nehmen müßte, um nach einem gewissen Dorfe zu kommen, und weil ihm viel daran gelegen war, so versprach er ihm eine Belohnung, wenn er es ihm mit Gewißheit sagen würde. Dieser Mensch wußte nun nicht gewiß, welches der rechte Weg nach dem Dorfe war; aber die Belohnung reizte ihn. Er that, als wenn er es wüßte, und sprach: „Der mittelste Weg führt gerade nach dem Dorfe, denn ich „komme von dort her.“ Der Reisende gab ihm das Versprochene und ritt fort. Als er lange Zeit geritten

war, und endlich in ein Dorf kam, erfuhr er, daß er gar nicht auf dem rechten Wege, sondern einen vergeblichen Weg geritten wäre. Nunmehr mußte der Arzt einen großen Umweg machen. — Als er ankam, war der Mann schon todt — er wäre durch einen Aderlaß gerettet worden, wäre der Arzt sogleich auf den rechten Weg gewiesen worden.

Der schlechte Wegweiser dachte wohl nicht, daß seine eigennützige Lüge einem Menschen das Leben kosten würde!

So schädlich ist die Lüge. Ein Dieb ist ein schändlicher Mensch, aber ein Lügner nicht weniger. Lügen und Diebstahl gehören gemeiniglich zusammen.

Ein Betrüger lügt meistens aus Eigennutz.

Sir. 7, 14. Coloss. 3, 9. Sir. 20, 26. 27.

122. Der Taschenspieler und der Bauer.

Flink, ein Taschenspieler, verspottete den Ackermann Steffen, als sie sich einst auf einem Jahrmarkte begegneten. „Bei Fürsten und Herren darf ich in die „Stube kommen," sprach Flink, „und des Tages ein „Gulden, ist mein geringster Verdienst." So viel verdiene lich nicht," antwortete der Bauer, „aber gebt „Acht, ich werde länger Brod haben, als ihr." Bald darauf kam Krieg und Theurung in das Land; da trieb der Hunger den Taschenspieler Flink unter andern auch vor Steffens Thür.

„Wollt ihr mir als Knecht dienen?" sprach Steffen zum bettelnden Taschenspieler, „so will ich euch Lohn „und Brod geben." „Ach! wenn ich das gelernt hätte," antwortete Flink, „so brauchte ich jetzt nicht zu betteln; „— aber ich will euch für vier Groschen alle meine „Künste machen." „Diese können mir den Verlust meiner Zeit nicht ersetzen," erwiederte Steffen, „wenn „mich auch das Geld nicht dauerte. Da habt ihr indeß „ein Stück Brod, und lernt nun die Wahrheit glauben: die Kunst, die am längsten währt, ist die „beste."

173. Der neue Pflug.

Einst kam ein Künstler an ein Dorf, und sahe auf dem Felde die Leute pflügen. Er ging hin und besah den Pflug, womit sie pflügten; und als er fand, daß der Pflug nichts taugte, da sprach er: „Liebe Leute, es „jammert mich, daß ihr euch so quält, ich will euch „einen bessern Pflug machen lehren, damit sollt ihr euch „und euer Vieh nicht so quälen, und doch leichter und „besser pflügen können." Da das die Leute hörten, huben sie Steine auf, und warfen den Mann, schalten auf ihn, und sprachen: „Was! du willst klüger seyn, als „unsere Vorfahren, die immer mit solchen Pflügen ge„pflügt haben? Mit diesem Pfluge können wir „schon pflügen, und mit dem neuen, wenn er auch „besser wäre, müßten wir erst lernen." War das recht?

174. Martin und sein Lehrer.

Martin. Aber wenn ein Garten alle Jahre tragen kann, so könnte das Feld ja auch alle Jahre besäet werden?

Der Lehrer. Warum nicht? Wende nur eben den Fleiß an dein Feld, als an deinen Garten, so wird das geschehen können: und was das Wichtigste ist, worauf es noch ankommt, wirst du selbst finden.

Martin. Etwa daß das Ackerfeld eben so gute Erde und Lage habe, als der Garten?

Lehrer. Freilich. Denn wenn du z. B. einen Sandberg dazu wählen wolltest, der dem Sonnenbrande bloß gestellt läge, da würde dir weder dein Graben noch Düngen etwas helfen — oder einen Fleck, der oft überschwemmt würde. — Aber Martin, welche Seite der Sandberge läßt sich doch durch Mühe verbessern?

Martin. Die nach Nordost liegende, weil da die Sonne am wenigsten brennt.

Lehrer. Recht! Doch wenn du die Wahl hättest, wolltest du lieber ein jährlich oft überschwemmtes Stück des besten niedrigen Ackers bearbeiten, oder einen Sandberg?

Martin. Wenn ein erdenkliches und in meiner Gewalt stehendes Mittel wäre, die Ueberschwemmung durch Abzugsgräben oder Dämme zu hindern; so würde ich die Niederung wählen, sonst aber lieber den Sandberg.

Lehrer. Warum?

Martin. Weil ich in der, den öftern Ueberschwemmungen bloß gestellten Niederung fast stets umsonst arbeiten muß, und weder mein Vieh, noch mich erhalten kann. Auf der Höhe aber das Wenige, was ich ärnte, mir doch gewiß ist.

Lehrer. Hast du noch behalten, wie man auch auf den schlechten Höhen etwas erbauen könne?

Martin. Man muß in Gräben pflanzen, die gegen die Abendseite einen Wall von Steinen oder Erde haben, daß die Sonne den Pflanzen nicht lange auf den Fuß scheinen kann. Die Erde, die den Wall gegeben hat, wird nach einem Jahre in die Grube geworfen, und ist fruchtbar geworden durch die Luft. Und nun wird daneben ein neuer Wall gemacht.

Lehrer. Und was für Früchte würdest du auf solchen Höhen doch noch nothdürftig erbauen können?

Martin. Die Esparsette und das Pimpinellkraut kommt doch wohl zum nothdürftigen Viehfutter auf dürren Höhen fort. — So wie zur Noth die Erdäpfel, der grüne Kohl, Hafer, Hirse und Buchweizen; an Obstbäumen: saure Kirschen und Pflaumen ꝛc.

Lehrer. Aber wir sind von der Antwort auf deine Frage abgekommen. Weißt du noch, was du gefragt hast?

Martin. Ja, lieber Lehrer, ich weiß es noch. Ich fragte, wenn ein Garten alle Jahre tragen kann, so könnte ja das Feld auch alle Jahre tragen, und brauchte nicht zu ruhen oder Brache zu liegen?

Lehrer. Was wird denn gewöhnlich für Vieh auf der Brache geweidet?

Martin. Pferde, Rindvieh, Schafe, Schweine, Gänse.

Lehrer. Dann muß doch auch auf der Brache Nahrung für sie seyn.

Martin. Nahrung genug; sonst könnten sie nicht leben, es wachsen darauf Gras und allerlei Kräuter.

Lehrer. Also ruhet die Erde ja nicht, wenn sie das alles hervorbringt. Ob aber das guten Acker giebt, worin so viel Gras- und Unkrautswurzeln sind, oder künftig reines Korn?

Martin. Nein! denn es muß desto öfter gepflügt und geegget werden. Und wenn das Unkraut mit dem Korn groß wird, und Samen trägt, so gibt es schlechtes, unreines Korn.

Lehrer. Und ob sodann über der schweren Bestellung nicht oft die beste Saatzeit versäumt oder der Acker in der Eile schlecht bestellt wird?

Martin. Das muß wohl oft geschehen.

Lehrer. Warum leiden die Leute dennoch die Brache, da doch die Erde nicht ruhet, sondern trägt, und das Unkraut überhand nimmt, der so sehr nöthige Dünger des Viehes dadurch nur verschleppt, und in der Sonne dürre und hart, mithin völlig unnütz wird?

Martin. Um der Viehweide willen müssen sie es wohl thun.

Lehrer. Wenn sie nun, um das große Vieh im Stall zu füttern, dazu ihre Felder zum nöthigen und nützlichen Kleebau eintheilten, den Schafen die schlechten Felder ganz einräumten, und die überflüssigen Schweine und Gänse, welche meistentheils mehr Schaden als Vortheil bringen, abschafften; — was meinst du, wäre dann die Brache noch nöthig?

Martin. Nein, alsdann nicht.

Lehrer. Aber wird im Garten einerlei Samen immer wieder auf denselben Fleck gesäet?

Martin. Nein, man wechselt damit ab.

Lehrer. Also was würde man darunter verstehen müssen, wenn man sagt: der Acker muß ruhen?

Martin. Das soll denn auch wohl heißen: du darfst nicht stets einerlei auf deinen Acker säen.

Lehrer. Freilich. Wenn du deinem Acker aber nicht Gartenpflege geben kannst, so darfst du auch keine Garteneinkünfte von ihm fordern. Wenn hingegen dein Acker an Eigenschaften deinem Garten ähnlich ist, so strebe darnach, ihn wie einen Garten bestellen zu können, so wird er auch wie ein Garten tragen.

Sir. 20, 30.

125. Die Aufhebung der Gemeinheiten.

(Ein Gespräch.)

Kunz. Sagt mir doch, Gevatter Wilhelm, wozu nützet die Aufhebung der Gemeinheiten?

Wilhelm. Sie macht, daß ein Jeder das Seinige allein hat, und es nach seinen besten Einsichten gebrauchen kann.

Kunz. Bekommt man etwa dadurch mehr Land, als man vorher hatte?

Wilhelm. Nein! man braucht aber auch nicht mehr. Wenn man nur das recht nützen könnte, was man schon besitzt.

Kunz. Ich dächte, Wilhelm, das Land, was unser einer hat, würde ja wohl genutzt. Es läßt doch selten jemand Land liegen, und besäet es nicht.

Wilhelm. Lieber Kunz, auf das Besäen allein kommt es nicht an, sondern darauf, daß dem Lande sein Recht geschiehet.

Kunz. O, sprecht doch deutlich, Wilhelm. Ich will euch auch gern Recht geben, wenn ihr Recht habt.

Wilhelm. Nun, so hört, was ich euch fragen werde. Ist es nicht wahr, daß, wenn ein Ende von eurem Acker eine viertel Meile von dem andern liegt, dann viel Zeit verloren geht, ehe ihr von einem zum andern kommt?

Kunz. Ja! Aber ich kann nach dem einen meinen Knecht schicken, und auf dem andern bin ich.

Wilhelm. Gesetzt aber, ihr hättet keinen Knecht; und wenn ihr einen Knecht habt, seyd ihr auch versichert, daß er dort fleißig ist, und mit dem Acker und dem Vieh so umgeht, als wenn er vor euch her pflügte?

Kunz. Ihr habt Recht, Wilhelm.

Wilhelm. Ist es nicht wahr, ihr hättet manchmal gern späten Hafer oder anderes Getreide gesäet; aber ihr durftet nicht, weil die andern keinen säeten?

Kunz. Auch das ist wahr.

Wilhelm. Nicht wahr, wenn euer Land in nassen Jahren zähe geworden war, so hättet ihr es gern querüber gepflügt und geegget? aber ihr konntet nicht, weil die Scheidfahren es hinderten?

Kunz. Das ist gewiß und wahrhaftig wahr.

Wilhelm. Von allem diesem Uebel soll euch die Aufhebung der Gemeinheiten helfen. Das ist die landesväterliche Absicht unserer Obrigkeit. Auch kann alsdann die nützliche Stallfütterung des Rindviehes angefangen werden. Und wenn ich euch nun gar beweise, daß ihr dadurch mehr Land erhaltet, als ihr zuvor hattet, ohne daß die Feldmark vergrößert würde?

Kunz. Das wäre viel, Wilhelm.

Wilhelm. Und ist doch gewiß. Denn rechnet einmal, Kunz, alle die Scheidfahren, worin jetzt nur Mäuse und Neutwürmer hecken. Wenn ein jeder zehn Enden immer einzeln hat, so hat er auch zehn Scheidefahren. Lägen aber die zehn Enden in einer Breite beisammen, so hätte er nur eine Grenzfahre mit dem Nachbar. Und da zehn Fahren ein halbes Ende ausmachen, so hätte er nun zehn und ein halbes Ende, da er vorher nur zehn Enden hatte.

Kunz. Ich danke euch vielmals, Gevatter Wilhelm. Ihr habt mich ganz umgekehrt. Nun sehe ich in der That, daß man alles neue nicht gleich verwerfen, sondern sich darüber belehren lassen, und es prüfen müsse.

Prüfet alles, und das Gute behaltet.

126. Die Stallfütterung des Rindviehes.

(Ein Gespräch.)

Kunz. Ihr sprachet neulich auch von der Stallfütterung des Rindviehes, Gevatter Wilhelm, was hat es damit für eine Bewandniß?

Wilhelm. Die Meinung ist, daß dann ein jeder den Frühling und Sommer hindurch, bis die Roggenärnte vorbei ist, sein Rindvieh im Stall mit Gras, Klee und andern guten Futterkräutern, auch Kohlblättern und großen Rüben, Kartoffeln, ausgegätetem Unkraut und dergleichen füttert, und so, ob er gleich weniger Vieh als sonst hält, doch mehr und bessern Dünger macht, und von dem wenigern Vieh, wegen des bessern Futters und der Ruhe, auch mehr Milch und stärkere Kälber erhält, als sonst.

Kunz. Auch das Hirtenlohn würde gespart.

Wilhelm. Und die Wiesen könnten im Frühjahr geschont, und vor der Aernte um so eher gemähet werden. Denn in den langen Tagen geht das Heuen besser von statten, das Heu ist kräftiger, und was man für das Vieh als Gras gesichelt hat, gäbe doch noch Grummet oder Nachmaht. Ueberdies hätte man zur rechten Zeit den nützlichen Brachmist, und die Saatzeit im Herbste brauchte nicht auf das Mistfahren zu warten: man könnte also auch früher zusäen, und würde besseres Korn gewinnen.

Kunz. Aber wie kommt es, Wilhelm, daß man nicht lange schon das eingesehen hat? Denn mich dünkt, der Vortheil bei der Stallfütterung sey sonnenklar.

Wilhelm. Das kommt wohl mit daher, weil bisher kein Bauer seine Vernunft brauchen gelernt: mithin auch über seinen Beruf, nämlich über die Landwirthschaft, nicht nachgedacht hat. Auch gehört die Aufhebung der Gemein-Weiden, imgleichen eine eigene Einrichtung des Ackerbaues, ja selbst der Häuser und Ställe dazu, wenn es gut gehen soll. In andern Oertern und Ländern ist die Stallfütterung schon lange gebräuchlich.

Kunz. Aber die Pferde müssen doch ausgetrieben werden.

Wilhelm. Warum das? Vier Stallpferde sind so gut, wie acht Grasepferde, und kosten nur einen Knecht und die Hälfte Geschirr; verrichten aber, weil sie stärker sind, mehr Arbeit, als acht Grasepferde, die auf elenden Weiden sich kümmerlich nähren, und kaum das Leben haben. Auch werden die Wiesen damit, daß man früh und spät im Jahre austreibt, sehr verdorben, die nützlichen Graben zugetreten, ohne den Schaden und Verdruß, der entsteht, wann Vieh ohne Hirten herumläuft.

Kunz. Aber Schafe, Gänse und Schweine bleiben doch immer übrig, wenn auch sonst nichts ausgetrieben würde?

Wilhelm. Ich habe noch keinen Bauer gesehen, der durch Schafe, Gänse und Schweine reich geworden wäre. Und wenn ein Jeder, der nicht am großen Wasser wohnt, gar keine Gänse, der Bauer aber nur etliche Schweine in dem Stalle hielte, und so viel Schafe, als

er braucht, jährlich kaufte; dann würde für das nothwendigere Vieh immer Nahrung und Weide da seyn; die Kinder, die gewöhnlich das kleine Vieh hüten müssen, würden dadurch nicht mehr so verwildert und verdorben werden, und die bessern Aernten würden gewiß so viel Geld bringen, um alles dieses zu kaufen, und noch Vortheil zu haben.

Durch fragen wird man klug. Suche dich durch das Gespräch mit verständigen Leuten zu belehren, und vermehre täglich deine Einsicht in die Berufsgeschäfte.

Sir. 32, 22.

127. Der Halsstarrige oder Widerspenstige.

Matz war halsstarrig und wollte sich nicht zurechtweisen lassen. Als einst die Aecker in dem Dorfe, wo er wohnte, vertauscht, oder die Gemeinheiten aufgehoben wurden, da wollte er durchaus seinen Acker nicht verlieren. Ob nun gleich die Theilungscommissarien und alle Wirthe im Dorfe ihn bedeuteten, daß es anders gar nicht zu machen wäre, und besonders er dabei nichts verlöre, sondern eher noch gewönne, so bestand er doch auf seinen trotzigen Kopf, und verging sich sogar mit ungebührlichen Reden. Daher ward er auf obrigkeitlichen Befehl gefangen genommen, und auf die Festung geschickt, woselbst er drei Jahre, an eine Karre geschmiedet, bei Wasser und Brod arbeiten mußte.

Sey nicht halsstarrig und widerspenstig, du wirst dich dadurch selbst in Schaden und Schande bringen.

Spr. 10, 8. Sir. 32, 21.

128. Der Höfliche und Bescheidene.

Wilhelm war verständig. Er war der erste, der seinen Acker mit der Herrschaft vertauschen sollte. Da sprach er zu den Commissarien: „Ich sehe wohl, meine „lieben Herrn! daß es meiner gnädigsten Landesobrigkeit „Wille ist, und daß es auch im Ganzen besser sey, „wenn ein jeder seinen Acker auf einem Fleck bekommt. „Aber ich habe meinen Acker im Stande, und kann also „leicht dabei verlieren. Doch wenn es zum allgemeinen

„Besten ist, so will ich es mir auch gefallen lassen, und „freiwillig etwas verlieren.“

Da freute sich die Herrschaft und lobte seine guten Gesinnungen, gab ihm auch ein ansehnliches Geschenk an Gelde. In wenigen Jahren hatte er seinen neuen Acker so gut im Stande, wie den alten, und weil er näher beisammen lag, durfte er weniger Gespann und Gesinde halten, hatte also auf alle Weise gewonnen.

Unzählige Vortheile im Leben hat der Höfliche und Bescheidene: ein jeder liebt ihn, und hilft ihm fort.

Mit gewissen gemeinnützigen Dingen, die Niemand als die Landesobrigkeit einrichten kann, weil sie allein allen befiehlt, kann nicht stets der Vortheil einzelner Menschen verbunden werden. Einige müssen Gebräuche, Gewohnheiten, Gerechtsame, ja Theile ihres Vermögens aufopfern, damit die meisten glücklicher werden. Einige müssen sich bloß Abänderungen, Vertauschungen, Entschädigungen gefallen lassen. In beiden Fällen ist Willigkeit Pflicht. Und obgleich in dem ersten Falle die Ausübung der Pflicht schwerer ist; so hört sie deswegen nicht auf, Pflicht zu seyn. Denn es giebt auch schwere Pflichten. 1 Petri 2, 13. Sir. 32, 18.

129. Das ordentliche Dorf.

Ich sah einmal ein Dorf, dessen Anblick mich sehr vergnügte; und wollte Gott, ein jedes Dorf wäre eben so beschaffen!

Alle Höfe und Gärten waren mit Mauern von Lehmen und Feldsteinen eingefaßt, sieben Fuß hoch, drei Fuß unten und zwei Fuß oben dick. Ich fragte gleich die Leute, „ob es ihnen nicht viel Mühe gemacht hätte, „solche Mauern aufzuführen?“ „Freilich,“ antworteten sie, „aber nun haben wir auch inskünftige wenig Mühe „damit. Diese Wand verbrennt nicht in Feuersbrunst, „und kann auch nicht gestohlen werden. Es ist ein „dauerhaftes Werk, und wir haben es allmälig ge„macht, wann eben nichts Nöthiges zu thun war.“

Die Schwellen an den Gebäuden lagen alle zwei Fuß über der Erde, auf gemauertem Grunde. Am Hause wurde kein Koth, kein Mistpfuhl geduldet. Des Sonntags kam die Gemeine zusammen, und wurde darüber eins, was

zum

zum gemeinen Besten in künftiger Woche sollte gethan und gegeben werden. Einen Dieb, Säufer, Flucher und liederlichen Menschen oder schlechten Ackerwirth litten die Leute nicht in der Gemeine, denn sie sagten; „solcher Mensch richtet nur Unglück an, und bringt Un„segen und Schimpf über unser Dorf.“ Wer aber unverschuldet Unglück hatte, oder krank wurde, dem halfen die andern, daß er mit fortkam und nicht verarmte. Und der war denn herzlich dankbar, und bat Gott, daß er diese Wohlthat seinen Nachbarn reichlich vergelten möchte! Es war kein Neid, Zank und Groll unter diesen guten Leuten. Ihre Kinder sahen nichts Böses und wurden daher durch den Schulunterricht viel leichter gebessert, als andere, die in ihrer Aeltern Hause viel Laster annehmen. Ihren Herrn und ihren Seelsorger liebten sie kindlich, und waren willig gehorsam. Es war auch kein Gefängniß im Dorfe; das alte war eingefallen, und der Herr ließ keins wieder bauen; denn er sagte: „Das Gefängniß ist nur für böse Leute, und sol„che giebt es in unserm Dorfe nicht.“

O daß doch jedes Dorf diesem Dorfe gleich werden wollte! Spr. 14, 34.

130. Der Schulze.

In dem ordentlichen Dorfe war ein Schulze, der hatte viel dazu gethan, daß so gute Ordnung in dem Dorfe gehalten wurde. Er konnte gut schreiben und rechnen, war ein vortrefflicher Ackerwirth, lebte mit seiner Frau friedlich, und hielt seine Kinder zur Schule und zu allem Guten an: In der Kirche war er ein andächtiger Zuhörer, und wohlthätig gegen die Armen. Durch Liebe und Gelindigkeit wußte er bald den Streit beizulegen, wann ein Streit entstand, und jeder holte sich gern Rath bei ihm; denn er war als ein ehrlicher und frommer Mann bekannt. Von seinen Vorgesetzten war er auch geliebt und geachtet. Und weil ihn Niemand gern beleidigte und kränkte, so erlebte er ein ruhiges und ehrenvolles Alter.

Hochachtung ist der Lohn für Verdienste. Und wer in seinem Stande das Seinige rechtschaffen thut, der

hat Verdienste, oder der verdient, daß man ihn hochachtet. Sir. 11, 15.

131. Naher Vortheil bringt oft entfernten Schaden.

In einem Dorfe, nahe bei der Stadt, war einmal ein Bauer, der hielt sich vier starke Pferde, und hatte ein treffliches Ackergut. Es kamen die Leute aus der Stadt häufig hin, und handelten mit ihm, daß er ihnen Lohnfuhren thun sollte. Sie boten ihm viel Geld, und er fing an zu fahren. Dem Knecht gaben sie Biergeld und schenkten ihm manches Glas Branntwein, daß er geschwind zufahren sollte. Dem Knecht gefiel das besser, als die Ackerarbeit. Wenn daher nöthig zu pflügen, zu eggen, Heu zu fahren ꝛc. war, und es kam eine Lohnfuhre, so rieth der Knecht: „der Herr solle doch lieber „das schöne Geld mitnehmen, es würde wohl Wetter „bleiben; zum Pflügen wäre immer Zeit genug ꝛc.“ Der Herr hatte schon an hundert Thaler verdient, und das gefiel ihm auch; er ließ es sich also ferner gefallen. Allein die Pferde waren oft überjagt worden, wann der Knecht zu viel getrunken hatte. Nun sollten sie auch alle versäumte Ackerarbeit nachthun. Aber es fiel Regenwetter ein, da verdarb das Heu. Es kam ein früher Winter, da blieb der Acker unbesäet oder wurde doch nur eilig und schlecht bestellt. Als nun das Frühjahr eintrat, da fielen die Pferde alle nach einander um. Und wollte der Bauer vier andere haben, so mußte er zu den mit den Lohnfuhren verdienten hundert Thalern noch wohl funfzig aus seinem Vermögen zulegen, und litt doch noch an der künftigen Aernte großen Schaden. Durch Schaden klug gemacht, schaffte er den untreuen Knecht ab, und keiner in der Nachbarschaft wollte ihn wieder annehmen, denn er hatte sich bei den Lohnfuhren das Saufen angewöhnt. Sir. 33, 27.

132. Der durch Unordnung verarmte Bauer.

Ein gewisser Bauer war verarmt, und keiner wußte, wie das zuging. Da war ein verständiger Mann im

Dorfe, der sagte: „Kinder, das will ich euch wohl sa„gen. Den Mann hat der Lohn an die Handwerker zu „Grunde gerichtet. Er mußte Geschirrholz kaufen, das „war theuer. Und doch ließ er alles hölzerne Acker„geräth im Schnee und Regen auf der Erde stehen und „liegen; das war denn allezeit verstockt und schadhaft. „Lederzeug und Leinen lagen auf dem Fußboden im „Stalle, das fraßen die Ratten. Die Joche und Stränge „ließ er im Felde an den Pflügen, die verfaulten in „weniger Zeit. All' sein eisernes Geräth hatte der Rost „gefressen, denn er sah nicht mehr darnach, wann er es „aus der Hand legte. — Dann mußte er neues an„schaffen. Und so ist er verarmt." Die Leute gaben dem Manne Recht, und nahmen das Ihrige besser, als vorher, in Acht. Spr. 10, 4.

133. Wodurch du sündigest, dadurch wirst du oft gestraft.

Ein Ackermann war der Unterthan eines Herrn, der im Kriege diente, und in vielen Jahren nicht nach Hause kam. Die alte Mutter des Herrn wirthschaftete indeß, und hatte einen Meier, der war des Ackermannes Bruder. Diese beiden wurden eins, die Herrschaft zu betrügen. Der Ackermann pflügte alle Jahre, wo er an den herrschaftlichen Acker gränzte, etwas Land ab, und den Grenzpfahl von ihren Wiesen, die an seine Wiesen stießen, schlug er alle Jahre einen Schritt weiter. Als er aber einst an seinen Wiesen Weiden köpfte, fiel er mit der Leiter um, und stürzte auf den Grenzpfahl, den er verrückt hatte. Die Rippen waren entzwei, und er litt große Schmerzen: Da ließ er den Prediger kommen und bekannte ihm die Sache, daß er gerade auf den verrückten Grenzpfahl hätte fallen müssen, der sonst nicht da gestanden, wenn er ihn nicht so weit verrückt gehabt hätte. Er starb, und der Meier ward hart gestraft.
Weish. 11, 17.

134. Fleiß bleibt selten unbelohnt.

Ein Bauer hatte einst vielen Schaden gelitten an seinem Vieh, und brauchte dreißig Thaler, um sich wieder

Vieh anzuschaffen. In seinem Garten standen zwei große Aepfelbäume von der Art, die man Borsdorfer nennt, die hatte noch sein Vater gepflanzt. Seit einigen Jahren hatte der Bauer viel Fleiß an die Bäume gewendet, weil einmal der Prediger von dem Nutzen der Obstbäume mit ihm geredet hatte. Er hatte das schlechte Holz ausgehauen, die Raupennester vertilgt, und die Bäume gedüngt. In dem Jahre, da es dem Bauer so schlecht ging, fingen die Bäume wieder an zu tragen, und brachten über zehn Scheffel große und schöne Aepfel. Sie waren nicht überall gerathen, und deswegen so theuer, daß der Bauer jeden Scheffel um zwei Reichsthaler und sechszehn Groschen verkaufen konnte.

Seht, so halfen ihm ein paar gut gewartete Bäume, durch Gottes Segen, aus der Noth. Sir. 11, 13.

135. Der Seidenbau.

(Ein Gespräch.)

Kunz. Wie kommt es wohl, daß unser Küster so viele häßliche Seidenwürmer hält?

Wilhelm. Weil sie ihm großen Vortheil bringen.

Kunz. Ist denn dabei Vortheil, Gevatter?

Wilhelm. Freilich: denn die Arbeit dauert nur sechs bis sieben Wochen, und dann verkauft er wohl zuweilen dreißig Pfund Seide, das Pfund zu sechs Thalern — das beträgt einhundert achtzig Thaler*). Die Arbeit aber können alte, zur Feldarbeit unvermögende Leute und Kinder verrichten. Und jeder Bauer hat Platz dazu, wenn er einen Boden hat.

Kunz. Ich möchte wissen, wie man das macht?

Wilhelm. Unser Schulmeister weiß es, und weiset es einem jeden Kinde in der Schule. Die Haupt-

*) Es ist jetzt im Jahre 1825 wirklich ein Küster und Schullehrer in Stücken, der im Jahre 1824 für 210, 1825 für 180, im J. 1826 für beinahe 300 Thlr. Seide verkaufte; und man sollte vielleicht jetzt, wo das Getreide so wohlfeil ist, wo also ein Morgen Sandland mit Maulbeerbäumen bepflanzt, vermittelst des Seidenbaues einen weit höheren Ertrag geben dürfte, als wenn man ihn mit Roggen bestellt, — den Seidenbau mehr betreiben.

sache ist, daß man den Würmern keine nassen und faulen Maulbeerblätter giebt, vor der Mitte des Mai's sie nicht auskriechen läßt, sie vor Ameisen und Mäusen verwahrt, und wann kalte Tage kommen, wenn sie noch klein sind, sie mäßig warm hält.

Kunz. Aber, wo bleibt man mit der Seide? Wer kauft unser einem die ab?

Wilhelm. Auch dafür hat unsre Obrigkeit gesorgt. Es sind in allen Städten Leute, welche die in den Backöfen gedörrten Seiden-Cocons (denn so heißt das Gespinnste des Seidenwurms) pfundweise kaufen.

Kunz. Nun so will ich doch unsre alte Mutter bereden, daß sie es mit den Seidenwürmern versuche. Sie spricht ohnedies oft: „Wenn ich doch solche „Arbeit wüßte, die ich bei meiner Schwachheit thun „könnte! Die Zeit wird mir so lang!"

Wilhelm. Pflanzt nur auch viel Maulbeerbäume, damit es ins Künftige nicht an Blättern fehle. Ich will an alle ledige Stellen welche setzen, oder einen guten Obstbaum; denn ein guter Wirth muß alles nutzen. Uebrigens kommt der Maulbeerbaum auf dem schlechtesten Sandboden fort.

Kunz. Ihr habt Recht, Gevatter, das will ich auch thun.

Frage verständige Leute um das, was du nicht weißt, und schäme dich selbst im Alter nicht, etwas Gutes zu lernen und zu thun.

136. Das Korn ist wohlfeil.

Wilhelm hatte die gute Gewohnheit, von einem Jahre zum andern sein Brod- und Futterkorn vorräthig zu haben. Und wegen des Uebrigen nahm er alle Getreidepreise mit. Wann er denn nach sechs Jahren zusammen rechnete, so hatte er doch im Durchschnitt mehr eingenommen, als andere, die oft auf Theurung warteten, und die gute Gelegenheit zum Verkauf versäumten.

Er pflegte zu sagen: „Wer Korn zu verkaufen hat, „wünscht Theurung; und wer es kaufen will, wünscht „daß es wohlfeil sey. Warum soll des ersten Wunsch „allein erhört werden? Gott, der alle Geschöpfe ernährt, giebt „das Korn auch für die, die kein Korn säen, noch ärnten!"

Wer Korn einhält: (d. h. dadurch Theurung verursacht) dem fluchen die Leute. Spr. 11, 26.

137. Von den Eigenschaften eines guten Hirten.

Es gehört mehr zu einem guten Hirten, als man denkt. Wer das Vieh von einem Orte zum andern treiben, und mit seinem Hunde hetzen kann, ist darum noch kein guter Hirte.

Ein guter Hirte, er sey bei großem oder kleinem Vieh, muß die Art und Natur des Viehes, welches er hütet, und welche Weide sich zu den verschiedenen Jahres- und Tageszeiten dafür schickt, wohl kennen, bei schädlicher Witterung und bei Nebel nicht zu früh austreiben, und die Eigenthümer bei Zeiten warnen, es nicht ganz nüchtern auf die Weide zu lassen, bei plötzlichen Zufällen des Viehes, welche meist aus Ueberfluß oder Stockung des Blutes entstehen, eine Ader geschickt zu öffnen wissen, und die Mühe, das Vieh bei großer Hitze oft an frisches Wasser zu bringen, nicht scheuen. Kurz, er muß als Hirt das Wohl seiner Heerde, und dadurch den Nutzen der Eigenthümer derselben, auf alle mögliche und erlaubte Art, nicht allein zu befördern **verstehen**, sondern auch befördern **wollen**.

Wer diese Eigenschaften hat, der ist ein guter Hirte.

138. Die Aufhetzerinn.

In einem gewissen Dorfe war eine Frauensperson, die ging aus einem Hause in das andere, und sagte den Leuten wieder, was der oder die von ihnen geredet hatte. Ehe man es sich versah, erzürnten sich dann die besten Freunde. Verwandte, Schwieger-Aeltern, Brüder und Schwestern geriethen in die bitterste Feindschaft.

Zankten sich nur erst ein paar Familien, so war sie ihres Gewerbes und Verdienstes gewiss, denn da wusste sie durch listige Reden die Neugier so rege zu machen, dass ihr die einfältigen Leute gaben, was sie forderte, nur um zu erfahren, was ihr Feind von ihnen gesprochen hatte.

Die Bosheit dieser Person blieb lange verschwiegen, denn sie verbot jedwedem, es ja nicht zu sagen, von wem er seine Nachrichten hätte. Endlich kam ein verständiger Prediger in dieses Dorf, der die Art solcher Leute kannte. Er predigte daher oft über diese Sache. Und weil er alles so genau beschrieb, wie es solche Leute machen, die bei dem Aufhetzen und Plaudern ihren Vortheil suchen, so ward aus der Gemeine jemand überzeugt, ging hin zum Prediger, und offenbarte ihm alles. Als dieser es der Obrigkeit meldete, da ward die Aufhetzerinn gefangen gesetzt, und musste drei Tage lang, an jeder Thür; wo sie Feindschaft angerichtet hatte, schimpfliche Strafe leiden.

Wie die Arbeit, so der Lohn.

Hütet euch vor Ohrenbläsern und Verläumdern,
Glaubt dem nicht, der das Licht scheuet.
Ps. 15, 3. Sir. 5, 16. 17. Cap. 28, 16.

139. Die Communicanten.

Ein Paar Eheleute wollten zum Tisch des Herrn gehen, oder das Abendmahl empfangen. Da sagte die Frau zu ihrem Manne: „Ach, lieber Mann, ich bitte „dich, vergieb mir alles, womit ich dich etwa beleidigt „habe!“ Er antwortete; „Vergieb auch mir, denn „ich vergebe dir von Herzen, und bitte dich, mich „zu erinnern, wer sonst noch etwa über uns unzu„frieden seyn möchte, dass wir hingehen und uns „versöhnen. Denn Gott vergiebt nur denen die Sün„de, die ein liebevolles und versöhnliches Herz ge„gen ihren Nächsten haben.“

Und vergieb uns unsere Schuld, wie wir denen vergeben, die uns beleidigt haben! Matth. 5, 23. 24.

140. Die großmüthigen Soldaten.

Wilhelm und Fritz nahmen einst im Kriege einen feindlichen Offizier gefangen, der schwer verwundet war, und bat, ihm das Leben zu schenken. „Ihr Leben ist bei „uns sicher,“ antworteten sie, „denn wir tödten keine „Gefangene.“ Darauf bot er ihnen sein Geld, Uhr, Ring und was er nur Gutes hatte, wenn sie ihn in

Sicherheit brächten, und einen Chirurgus verschafften, der ihn verbände. Nachdem sie nun alles von ihm genommen, was er nur geben konnte, ohne von Geld und Kleidung ganz entblößt zu seyn, so zeichneten sie seinen Namen und seine Würde sich auf, trugen ihn in Sicherheit, und schafften einen Wundarzt, der ihn verband. Als man die Verwundeten wegbrachte, da erkundigten sie sich nach dem Ort, wo dieses Offiziers Aufenthalt bis zu seiner Heilung seyn würde. Kaum hatten sie es erfahren, daß er nun vor aller Beraubung sicher, und glücklich angekommen sey, so meldeten sie bei ihrem Obristen, daß sie von einem verwundeten feindlichen Offizier so viel an Geld und Kostbarkeiten in Verwahrung genommen, welches sie hiermit ablieferten, mit der Bitte, es diesem Offizier wieder zuzustellen. Der Brief ging ab; und als er ankam, erstaunte der feindliche Offizier über die edle und uneigennützige Gesinnung dieser Soldaten. Mit den größten Lobeserhebungen machte er ihre That bekannt, und schickte ihnen ein ansehnliches Geschenk, welches sie, weil es freiwillig war, annahmen. Bald meldeten alle Zeitungen diese Geschichte. Und das Volk, wozu diese Soldaten gehörten, ward durch diese That nicht minder, als durch die gewonnene Schlacht, berühmt und geehrt. Luc. 3, 14.

141. Der Freund in der Noth.

Karl und Fritz wurden beide Soldat. Wie sie sich nun von Jugend auf kannten und Freunde waren, so setzten sie auch ihre Freundschaft im Soldatenstande fort, und Fritz ward, weil er sich wohl hielt, und fertig schreiben und rechnen konnte, bald Unteroffizier.

In einem Feldzuge, den sie beide mit einander thaten, ward Karl auf dem Marsch am Fuße verwundet. Nun hätte er unverbunden auf dem Platze liegen bleiben müssen, wäre vermuthlich in die Hände des Feindes gekommen, und hätte sein Leben, oder seine Gesundheit, oder doch gewiß seine Freiheit verloren, wenn Fritz nicht gewesen wäre. Aber sobald Fritz sah, was Karl begegnet war, rief er einen Chirurgus, um den Verwundeten zu verbinden; indeß suchte Fritz einen starken Stock, auf welchen Karl sich stützen und zu einem Wa-

gen kommen konnte, der die Verwundeten aufnahm. So ward durch Fritzens freundschaftliche Sorgfalt Karl gerettet.

Ein wahrer Freund wird erkannt in der Noth.
Sir. 6, 14. 15. 16.

142. Die Krieger.

Als einstmals im Kriege der General bekannt machen liess; „Wer zu einem nöthigen, aber etwas gefährlichen Angriff auf eine Verschanzung des Feindes sich „freiwillig stellt, der erhält doppelte Löhnung;“ da antworteten die Soldaten; „Wir sind alle Freiwillige; wir bitten nur, dass man uns, wie uns die Reihe trifft, zum Angriff beordere, und begehren keinen besondern Lohn dafür.“

Es geschah. Sie thaten ihre Schuldigkeit, und Gott gab ihnen Sieg.

Kräfte, gesunde Glieder, ja das Leben selbst, in unserm Beruf für das Vaterland dahingeben, ist Pflicht und bringt Ruhm und Ehre.

Sir. 34, 16. Sir. 3, 27. 28.

143. Mäßigkeit.

(Ein Gespräch.)

Der Vater. Sage mir doch den kleinen Vers her, den du gelernt hast.

Karl. „Wie thörigt ist's, sich vieles nöthig machen,
„Das theuer ist, und deß man nicht bedarf.“

Vater. Genug. Glaubst du auch, Karl, daß es thörigt ist, sich das Unnöthige nöthig machen?

Karl. O ja, das glaube ich wohl. Wenn ich z. B. statt Brod lauter Semmel essen wollte.

Vater. Wodurch wird das Unnöthige nöthig?

Karl. Wenn man sich verwöhnt.

Vater. Recht. Denn, um bei deinem gegebenen Beispiele zu bleiben, wer lange nur Semmel ißt, dessen Magen wird zu schwach, um gröberes Brod zu verdauen. Weißt du nicht mehr Beispiele?

Karl. Wer das Wasser für kein gutes Getränk hält, und wann er trinken will, glaubt, daß es Bier seyn müsse.

Vater. Und denn wohl gar starkes Bier. — Oder er meint: auf eine jede Mahlzeit gehöre ein Schluck Branntwein, sonst werde sie nicht verdauet ꝛc. Aber ich weiß noch ein Beispiel, wo diese Verwöhnung dem ganzen Nahrungsstande recht schädlich wird. Dies ist bei dem gemeinen Manne die einreißende Gewohnheit, des Morgens und Nachmittags Thee und Kaffee zu trinken.

Karl. Wie sollte das so schädlich seyn, lieber Vater?

Vater. Was gehört zum Kaffee?

Karl. Heißes Wasser, Zucker und Kaffee.

Vater. Wenn z. B. des Nachmittags Wasser heiß werden soll, was gehört dazu?

Karl. Dazu gehört Feuer.

Vater. Also Holz. Wächst die Kaffeebohne hier zu Lande, und das, woraus der Zucker gemacht wird?

Karl. Nein, sondern in fremden Ländern.

Vater. Also es muß gekauft werden; und das Geld dafür kommt nicht wieder ins Land, und das Land, welches kaufen muß, wird ärmer an Geld. Aber es ist noch ein Schade dabei: der Mensch, der sich erst an diese warmen Getränke gewöhnt hat, wird dadurch, daß er sie endlich übermäßig genießen lernt, weil sie wohlschmecken, weichlich und schwach; wann er nun die mit einer üblen Verdauung verbundenen Plagen fühlt, sucht er sich vielleicht durch Branntwein zu helfen. Diesen lernt er endlich eben so im Uebermaße trinken, und wird dadurch denn vollends dumm, und zu allen Geschäften unbrauchbar. Was gehört auch nicht für Zeit und theures Geschirr zum Kaffeemachen und trinken!

Karl. Ich hörte sagen, wir Landleute könnten unsere Gerste nicht mehr so gut los werden, wie sonst, weil die Brau-Nahrung in den Städten ganz aufhöre.

Vater. Die Bemerkung ist richtig. Hast du wohl des Schulzen Hans einmal gesehen?

Karl. O ja! er sitzt oft ganz müßig vor der Thür, stopft seine Tabackspfeife oder raucht oder klopft sie aus.

Vater. Sieh! auch das ist ein unnöthiges Bedürfniß und eine üble Angewohnheit; statt daß er arbeiten

sollte, raucht er seine Pfeife, und dabei muß ihm sein Vater den Taback kaufen, denn er selbst verdient noch nichts. Und wie oft ist schon durch das Tabackrauchen Feuer entstanden! Folglich laß du lieber das Rauchen. Du siehst also, wie wahr der Inhalt des kleinen Verses ist, den du zu Anfang sagtest. Was willst du denn aber daraus lernen?

Karl. Daß ich mich an nichts gewöhne, was nicht mit meinem Stande, mit meiner Gesundheit und mit dem Wohlseyn meines Vaterlandes bestehen kann.

Vater. Und woran willst du dich denn gewöhnen?

Karl. Ich will mich zur Mäßigkeit gewöhnen.

Vater. Was verstehst du unter dem Worte Mäßigkeit?

Vater. Die Enthaltung von allem Unnöthigen und Ueberflüssigen.

Vater. Dann wirst du aber Zeitlebens trocknes Brod essen und Wasser trinken müssen.

Karl. Ich glaube nicht, wenn ich etwas angenehmeres habe. Nur muß ich mein Herz nicht so daran hängen, daß ich durch dessen Ermangelung gleich unglücklich werde.

Vater. Wohin paßt sich nun der Begriff von Mäßigkeit am besten, bei Brod und Wasser oder bei Vorrath an kostbaren Speisen und Getränken?

Karl. Ohnstreitig bei dem letztern. Denn bei dem, was nicht zur Unmäßigkeit reizt, ist man von selbst geneigt, mäßig zu seyn.

Vater. Also Mäßigkeit besitzt derjenige, der nicht allein Enthaltsamkeit des Unnöthigen, sondern auch, wenn er Gelegenheit dazu hat, des Ueberflüssigen zu üben sich gewöhnt, und den also seine Sinnlichkeit in keinem Stücke beherrscht.

Halte Maaß in allen Dingen! denn auch das Erlaubte wird schädlich durch Uebermaaß.

144. Der gewissenlose Wittwer.

Ein Wittwer hatte zwei Kinder, und wollte wieder heirathen, aber keine andere, als eine reiche Braut. Endlich fand er eine, die ihn mit der Bedingung nehmen wollte, wenn er hundert Thaler

baar Geld hätte. Er für sich hatte nun nicht so viel; sondern um so viel zu erlangen, beschloß er, seine Kinder um einen Theil ihres Muttergutes zu betrügen. Das that er, und vergrub mit Hülfe seiner Braut, des Abends vorher, als er bei den Gerichten Richtigkeit mit seinen Kindern machen, und schwören sollte, daß seine verstorbene Frau nicht mehr nachgelassen habe, als er angegeben hatte, hinter dem Dorfe einen Beutel mit hundert Thalern; denn er glaubte thörigter Weise: nun könnte er sicher schwören, daß er nichts mehr hätte, als was er angäbe, weil er doch nichts mehr im Hause hätte. Aber als er geschworen hatte, und nun sein Geld wiederholen und Verlöbniß halten wollte, da war das Geld fort; denn ein im Backofen liegender Bettler hatte durch die Thür zugesehen, und war des Nachts mit dem Gelde davon gegangen. Er lief eilig zu seiner Braut, weil er glaubte, daß sie es im Scherz weggenommen; als sie aber leugnete, ward er unwillig, und sie geriethen in den heftigsten Streit, der sich mit großer Erbitterung endigte. Sie wollte ihn nun nicht heirathen, sondern verklagte ihn, weil er sie eine Diebinn gescholten und sogar geschlagen hatte. Er ward, als die That bekannt wurde, wie ein meineidiger Betrüger, sie aber, als eine Theilnehmerinn an dem Betruge gestraft.

Geiz führt zu Lastern hin.
Unrecht Gut gedeihet nicht.
Wer Unrecht säet, wird Mühe und Verdruß ärnten.
Sir. 19, 19. Cap. 21, 2. 3. Cap. 20, 25.

145. Die Stiefmutter.

Luise heirathete einen Wittwer mit drei kleinen Kindern. An ihrem Hochzeittage betete sie zu Gott, und sprach: „Ach Herr, mein Gott! das Schicksal aller Menschen „kommt auf deinen Willen an. Ich soll die Gehülfinn „dieses Mannes werden, indem ich an die Stelle der „verstorbenen Frau trete, auch ihre Pflicht übernehmen, „und Mutter dieser armen, verlassenen Kinder seyn. „Es mag dieses aber wohl nicht so leicht angehen. — „Doch ich gelobe und verspreche es dir, du allwissender „Gott, weil ich heute den aufrichtigen Vorsatz dazu „habe. Alle Tage meines Lebens will ich mich an die-

„sen Vorsatz erinnern; hilf mir, Gott! daß ich ihn „vollbringe.“

Als sie aufstand, nahm sie ein rothes Band, und knüpfte es an ihr Bette, sagte zu sich selbst: „So oft „ich dieses Band sehen werde, will ich mich meines gu„ten Vorsatzes erinnern.“

Sie lebte zu ihres Mannes Freude, und brachte Glück und Segen über ihr Haus.

Was dir zu behalten wichtig ist, daran erinnere dich durch Denkzeichen.

Eine gute Stiefmutter, sonderlich, wenn sie selbst Kinder hat, ist doppelter Ehren werth, weil es ihr viel Mühe kostet, zwischen ihren eigenen und ihres Mannes Kindern die nöthige Unpartheilichkeit zu behaupten, und gerecht zu handeln.

146. Die schlimme Frau.

Lucie war so abgünstig, dass sie sich selbst nicht satt ass, und auch nicht leiden mochte, dass jemand in ihrem Hause satt wurde. Sie backte solches Brod, dass es keiner essen oder verdauen konnte, damit es desto länger vorhalten möchte. Das Zeug wurde nicht oft gewaschen, weil sie fürchtete, es möchte dünne gerieben werden. Ihre Kinder sollten, um das Schulgeld zu ersparen, nicht in die Schule gehen. Ihrem etwas schwächlichen Mann begegnete sie hart, und kränkte ihn mit beständigem Schelten und Lärmen, wann er etwa den Schimmel vom Brode schabte, bevor er es anschnitt, oder eines Dienstbotens sich annahm, dem offenbar Unrecht geschah. Wann sie Korn mass zur Saat, so strich sie es immer wieder halb aus dem Scheffel, und betrog damit ihren eigenen Acker. Kurz, es war eine recht schlimme Frau.

Einstmals kam ein Aschenhändler zu ihr, und sie verhandelte ihm alle ihre Asche. Damit aber der Mann doch diejenige nicht bekäme, welche eben auf dem Heerde lag, so raffte sie dieselbe eiligst zusammen, und schüttete sie in eine Bodenkammer. In der Asche war noch eine Kohle, welche Glut fasste und in wenigen Stunden brannte ihr Haus lichterloh. Eine Magd hatte es mit angesehen, als sie die Asche versteckte; diese gab

es bei den Gerichten an. Und Lucie ward auf einige Jahre in schwere Strafe genommen.

Es müsse böser Geiz stets ferne von uns seyn!
Ich will von meinem Glück auch andre gern erfreun!
Und wenn ich mehr als sie von Gott empfangen habe,
So stärke dies mein Herz zu jeder milden Gabe.
Jac. 5, 4. Ebr. 13, 5. 1 Tim. 2, 12. Sir. 14, 5. 6.

147. Die Lerche.
(Eine Fabel.)

Als einstmals das Korn reifte und seine vollen Aehren sich zu neigen anfingen, da sprach eine Feldlerche zu ihren noch unbefiederten Jungen: „Bald wird man ärn„ten, und wir müssen uns um bessere Sicherheit be„kümmern. — Darum gebt wohl Acht, was gespro„chen wird, wann der Herr die Aernte besieht, so „sagt es mir, wann ich vom Bache zurückkomme.“

Die alte Lerche flog fort. Indess kam der Herr mit seinem Sohne, das Korn zu besehen. „Sieh, mein „Sohn,“ sprach er „das Korn ist ja schon reif — Was „verschieben wir länger die Aernte? — Geh du eilend „hin zu unsern Freunden, und bitte sie, dass sie mor„gen früh kommen und uns ärnten helfen.“

Als die alte Lerche zurükkam, da schlugen die kleinen ihre Flügelchen zusammen, und meldeten mit Zittern die bevorstehende Gefahr.

„Seyd ruhig, Kinder,“ antwortete die Alte. „Die „Freunde drängen sich eben nicht nach Arbeit und Mü„he. Genug, morgen wird nicht geärntet. Gebt nur „ferner Acht, was gesprochen wird.“

Am andern Tage flog sie wieder, wie gewöhnlich, zum Wasser. Die Sonne schien schon heiss, und der Herr, der lange vergebens auf die Freunde gewartet hatte, rief endlich seinen Sohn, und sprach: „Das „sind schlimme Zauderer, unsere Freunde! oder sie „kommen wohl gar nicht. — Lauf du lieber hin und sage es deinen Schwägern und Vettern, dass sie mor„gen früh herkommen und uns helfen.“

Als die alte Lerche wiederkam, da war neue und grössere Furcht bei den Jungen. „Nun hat der Herr,“ riefen sie, „zu den Schwägern und Vettern geschickt.

„Ach Mutter, eilet, bringt uns fort, sonst ärnten „sie, und greifen uns.“ —

„Die Vetter und Schwäger,“ antwortete die alte Lerche, „die vertreiben uns auch noch nicht! Noch „hat es keine Noth.“ —

Und in der That, als der dritte Morgen erschien, da kam weder Vetter noch Schwager.

Nun ward der Herr des Korns ungeduldig, rief seinen Sohn und sprach: „Nein! das ist zu toll; ver- „lasse sich ja keiner auf andere. Gehe hin, mein Sohn, „und hole uns jedem eine Sichel. Wir wollen selbst „daran gehen, sonst fällt das Korn gar noch aus, wenn „es länger steht.“

Als die alte Lerche dies hörte, sprach sie: „Nun „Kinder, ist nicht länger zu warten. — Jetzt wird es „Ernst.“ — Und darauf eilte sie mit ihren Jungen in die nächste Gerste, die noch grün war.

[In solche Fabeln kleideten die Weisen vor Alters manche gute Lehre ein, um sie angenehmer und dem Gedächtnisse behaltbarer zu machen. Eine solche Fabel ist unter andern in der Bibel, die vom Dornstrauch, im Buch der Richter 9, 8. u. s. w. Das gewöhnlichste Kennzeichen dieser Erzählungen, die man Fabeln nennt, ist, dass darin solche Dinge, die weder menschliche Begriffe, noch menschliche Sprachfähigkeit haben, doch als redend eingeführt sind.]

148. Glückseligkeit.

Michel war stets unzufrieden und mürrisch; obgleich außer ihm kein Mensch sonst finden konnte, daß er es eben zu seyn Ursach hätte. Das kam aber daher: er sah immer auf das, was ihm fehlte, niemals auf das, was er hatte, und zerarbeitete sich beständig, um Mittel zur Glückseligkeit anzuschaffen, ohne jemals den Zweck selbst, nämlich Glückseligkeit zu genießen. Als er nun auch einst gegen Wilhelm klagte, so brachte dieser ihn darüber zur bessern Erkenntniß durch folgendes Gleichniß: „Lieber Nachbar,“ sprach Wilhelm, „wir wollen „einmal die Glückseligkeit oder das Glücklichseyn uns „als ein Haus, das einer bauen wollte, vorstellen. Wie „nun der, der da stets Kalk, Sand, Holz und Steine

„zusammenfährt, aber nicht wirklich bauet, dadurch „noch kein Haus erhält, so wird auch der nicht glücklich, „der bloß Mittel zur Glückseligkeit anschafft, das ist, „viel Gutes lieset und lernt, viel Güter erwirbt und „hat; aber sich selbst nicht glücklich dadurch macht."

Michel verstand Wilhelm noch nicht recht. Er fragte also: „was denn Glückseligkeit eigentlich „wäre?" Glückseligkeit oder Glücklichseyn," sagte Wilhelm, „ist meistentheils der Wiederschein von der „Freude, die man andern gemacht hat oder machen „wollte. Thue Gutes, weil du Gott und deine Mit„menschen liebst: hilf, wo du kannst, mit Rath und „That; mache, daß von deinetwegen des Guten mehr, „und des Bösen weniger in der Welt werde, so wirst „du glücklich seyn können." Und dann

Genieße, was dir Gott beschieden,
Entbehre froh, was du nicht hast;
Wie jeder Stand hat seinen Frieden,
So hat auch jeder seine Last.
Durch Murren wächst nur unser Leiden,
Fürwahr, es mindert keine Noth.
Sey froh, und danke Gott mit Freuden
Für Wasser und für Salz und Brod!

149. Der zufriedene Hausvater.

Als in den ersten mühsamen Jahren seiner Wirthschaft, Wilhelm mit seiner Frau und seinen Kindern sich sehr genau behelfen mußte; da pflegte Wilhelm durch seine Fröhlichkeit und sein Vertrauen auf Gott sein ganzes Haus zu erbauen. Wann er vor dem Tisch als Hausvater betete, wählte er immer solche Sprüche der Bibel, die ermuntern und trösten konnten. Eins von seinen Gebeten war folgendes: „Herr Gott! der du oft mit wenigem Viele „satt machtest, und wo zwei oder drei von deinen Kin„dern versammelt sind, mitten unter ihnen bist, erhöre „mein Gebet! Segne uns die Speise, diese Gottes „Gabe — daß sie uns gedeihe zum frommen und ar„beitsamen Leben!" Als einmal theure Zeit war, da hatte Wilhelm nicht viel, aber andere hatten doch noch weniger; darum sorgte er, daß auch die Armen Theil nähmen an seiner Mahlzeit. „Sollten wir nicht leben

„kön-

„können," sprach er zuweilen zu seiner Frau und seinen Kindern, „wenn wir auch einmal nicht ganz satt „würden? Wir wollten es lieber denen gönnen, die „noch gar nicht gegessen haben." Dann trugen die Kinder mit Freuden die Speisen den Armen hin. — Aber Segen und Gedeihen war in Wilhelms Hause.

Luc. 12, 33. 34. 1. Tim. 6, 6-8.

150. Aberglauben.

Ein Bauer hinterliess ein schönes Ackergut und nur einen Sohn.

Als der Vater noch lebte, ermahnte er den Sohn oft zur Arbeit, und sagte: „Hans, wer fleissig arbei-„tet, der hat Brod; aber der Faule muss darben." Doch Hans ging lieber in die Schenke, und hörte gern etwas Neues. Als der Vater todt war, that Hans vollends keine Ackerarbeit mehr, und kam nicht eher aus der Schenke weg, als bis er nach Hause und zu Bette ging. Einst kam ein Bergmann in die Schenke, ein listiger Betrüger. Hans sprach und trank mit ihm; da merkte denn der Bergmann bald, dass Hans dumm und unwissend sey. Er fing also vom Schatzgraben zu reden an, und rühmte, dass er verschiedene Schätze wüsste. Das gefiel Hansen wohl. Er bezahlte einen Krug Bier nach dem andern für den Bergmann, und bei dem Trunk wurden sie recht vertraut. Da erfuhr Hans vom Bergmann, dass im nächsten Busch ein Schatz stände. „Bruder," sagte der Bauer, „wenn „du ihn weisst, warum hast du ihn denn nicht schon „gehoben?" „Ja," sagte der Bergmann, „das geht „nicht sogleich. — Ich bin arm. — Wenn ich drei „und dreissig Thaler drei Groschen drei Pfennige in „Gold, Silber- und Kupfergeld hätte, womit ich den „Schatz heraufłocken könnte, dann wollte ich ihn „gleich haben." „Bruder," rief Hans voller Freuden, „so viel habe ich eben in der Tasche, und wohl mehr. „Ich habe heute ein Pferd verkauft. — Eilf Dukaten, „drei Silbergroschen und ein Kupferdreier. — Nicht „wahr, das macht drei und dreissig Thaler drei Gro-„schen drei Pfennige, und ist dreierlei Geld?" „Gut," sagte der Bergmann, „um zwölf Uhr in der

„Nacht gehen wir hin, und du sollst die Hälfte vom „Schatz haben, weil du das Geld hergiebst.“ Sie gingen also in den Busch; der Bergmann nahm die drei und dreissig Thaler drei Groschen drei Pfennige in Empfang, stellte Hans an einen Eichbaum, und verbot ihm, bei Lebensstrafe, zu reden; gebot ihm dagegen, dort drei Stunden still zu stehen. Indess der Bauer da stand, ging der Bergmann mit dem Gelde über die Grenze und davon. Am Morgen kam der Bauer, der lange gefroren und gewartet hatte, nach Hause. Und wem er sein Unglück erzählte, der lachte ihn aus.

151.

„Wenn ich nur einen Lappen von einem Gehenkten „hätte, um meine Pferde damit täglich abzuwischen; „dann sollten sie schon zunehmen und gedeihen.“ So sprach Fritz zu einem verständigen Herrn, bei dem er als Knecht in Dienst gekommen war. Als ihm nun der Herr dieses widerlegte, führte Fritz das Beispiel von einem Knecht in dem Dorfe an, wo er zu Hause gehörte. Dieser Knecht, erzählte Fritz, wäre auch bei einem Gespann magerer Pferde gekommen; aber er sey bald des Nachts zu einem Galgen gelaufen, und habe dort dem Gehenkten einen Lappen abgerissen, und als er damit die Pferde täglich gewischt, so wären sie, zur Verwunderung aller Leute, immer kräftiger und fleischiger geworden. „Also meinst du, Fritz,“ sprach der Herr, „daß wirklich bloß der Lappen von dem Gehenkten die „Pferde fett gemacht habe?“

Fritz. Ja, Herr, was sonst? Vorher waren sie so schlecht, daß sie nicht gehen konnten.

Herr. Wenn du willst, so will ich dir von dieser thörichten Meinung helfen. Antworte mir nur auf meine Frage. Hatte der Knecht, der den Lappen des Nachts vom Galgen holte, seine Pferde lieb?

Fritz. Ja, Herr, sonst würde er sich die Mühe nicht gegeben haben.

Herr. Wer die Pferde liebt, und wünscht, daß sie zunehmen sollen, läßt der sie etwa auch hungern und dürsten? oder überjagt er sie? oder ladet ermehr auf,

als sie ziehen können — oder giebt ihnen unreines schlechtes Futter, oder zur Unzeit, wann es ihnen schadet — oder läßt sie ungeputzt auf unreiner Streu in ihrem Miste verderben?

Fritz. Nein, Herr, das wäre ein schlechter Knecht.

Herr. Da nun der Knecht, von dem du sagtest, er hätte sich nicht gescheut, aus Liebe zu seinen Pferden, des Nachts vom Gehenkten heimlich einen Lappen zu holen, damit eine so große Probe seiner Liebe zu den Pferden gab; meinst du, daß er nicht auch an diese leichtern Stücke werde Fleiß gewendet haben? Und wenn das ist, was ist natürlicher, als daß die Pferde, die bei dem vorigen Knecht, der vermuthlich keine Liebe zu seinem Vieh trug, abgenommen hatten, bei diesem Knecht, der sie so gern empor bringen wollte, wieder in Aufnahme gekommen sind? Gewiß, Fritz, der Lappen half weiter nichts, als daß er den Vorsatz des Knechts bewies und bestätigte, nämlich seine magern Pferde durch alle nur mögliche Mittel wieder zu Fleisch und Kräften zu bringen.

Fritz. Herr, ihr werdet wohl recht haben. Aber in meinem Dorfe glaubten alle Leute, daß es der Lappen gethan hätte. —

Was der Mensch recht ernstlich will, das richtet er auch aus, wenn er kann. Wenn man nun vielerlei Mittel zugleich braucht, und es erfolgt, was man wünscht, so ist es ein gewöhnlicher Fehler der meisten Menschen, daß sie dem unwahrscheinlichsten Mittel, wenn es nur etwas besonderes an sich hat, diesen Erfolg zuschreiben, d. h. sie nehmen etwas für die Ursache einer Wirkung an, die es weder ist, noch seyn kann.

152. Das entdeckte Gespenst.

An einen Kirchhof stiess ein Garten, worin viel Obst war. Böse Buben pflegten des Nachts in diesen Garten zu steigen und Obst zu stehlen. Damit aber keiner über den Kirchhof gehen, und sie stören möchte, so musste einer von ihnen ein weisses Hemde überziehen, und auf dem Kirchhofe des Nachts spazieren gehen. Einst sollte ein gewisser Mensch, der

den Namen Hans führte, über diesen Kirchhof gehen. Er sah die weisse Gestalt, fürchtete sich, lief davon, und erzählte mit vielen Versicherungen, er habe ein Gespenst gesehen. Eben dieser Dieb war nun dreist geworden, weil sich Hans vor ihm gefürchtet hatte, und trieb sein Spiel weiter fort. Bald aber hatte seine Betrügerei ein Ende. Denn ein Jäger, der mit der Flinte spät von der Jagd kam, ging über diesen Kirchhof. Die weisse Gestalt zeigte sich, wie gewöhnlich, und ging auf den Jäger zu. Dieser rief: „Steh, und sage wer du bist; sonst geht es dir „übel.“ Da der Betrüger aber nicht antwortete, weil er glaubte, der Jäger würde auch, wie Hans, davon laufen, so schoss der Jäger ihm die Füsse voll kleinen Schrootes, so dass er umfiel, und lange daran heilen musste. Weisheit 17, 6.

153. Der Bibelleser.

Wilhelm sprach oft zu seinen Kindern: Liebe Kinder, „wenn ihr rechten Nutzen davon haben wollt, daß ihr „in der Bibel leset, so denkt vorher daran, ob ihr das, „was ihr darin geboten findet, auch thun, und das „darin Verbotene auch lassen wollet. In den Sprüchen „Salomonis, und in dem Buche, was Sirach geschrieben hat, sind z. B. viel Regeln zur wahren Weisheit „gegeben, die ihr leicht verstehen könnt, desgleichen in „den Psalmen. Im neuen Testamente, welches euch als „Christen besonders angeht, seht hauptsächlich auf die „Stellen, wonach ihr euer Leben einrichten müßt, und „leset die Bibel ja nicht bloß zum Zeitvertreibe, sondern „immer mit dem Gedanken: Was muß ich thun, daß „ich selig, d. i. dauerhafter Glückseligkeit „fähig werde? Was hat Gott durch Christum „gethan, daß ich selig werden kann? Und „was für Trost und Beistand verspricht mir „Gott in seinem Worte, wenn ich aufrichtig „und redlich nach dem, was gut ist, trachte, „oder fromm werden will: als wodurch ich „allein selig werden kann? Was ihr aber von „Dingen, die euch angehen, nicht versteht, darüber fragt „euren Lehrer.“

Und Wilhelms Kinder gehorchten ihrem verständigen Vater, und wurden gute, nützliche Menschen.

Durch verständiges Lesen und Betrachten der in der Bibel enthaltenen Wahrheiten soll der Mensch besser, d. i. gerecht und gottselig werden lernen, auf daß er zeitlich und ewig glücklich werden könne. Denn der Lasterhafte, oder der das Unrecht liebt, kann nicht glücklich seyn, noch werden, so lange er sich nicht bessert.

154. Der Zuhörer, wie er seyn soll.

Wann Wilhelm wußte, daß den Tag gepredigt wurde, dann pflegte er eine halbe Stunde vorher, ehe die Predigt anging, sich von allen Geschäften zu entfernen, etwa die Epistel und das Evangelium durchzulesen, und darüber nachzudenken. Wann er zur Kirche ging, dann vermied er allerlei Geschwätz von Neuigkeiten vor der Kirchthür, und ging deswegen nicht eher, als bis es eben Zeit war. Nun war sein Gemüth vorbereitet, und er war begierig zu wissen, was über die Worte, deren Inhalt er, nach dem Maaß seiner Einsichten, sich schon selbst ausgelegt hatte, der Prediger ihm noch für bessere Erkenntniß schaffen würde. In der Predigt schlief er nicht, oder hatte etwa fremde Gedanken, sondern er war beständig bemüht, mit dem Prediger fortzudenken, und den Gang seiner Rede zu verfolgen. Daher kam es nun, daß er so viel aus der Predigt behalten, und nachher sie mit seinen Kindern wiederholen konnte. Davon aber hatte nicht allein er selbst, sondern auch sein ganzes Haus wahren Vortheil: denn seine Kinder vergaßen Gott und seine Gebote nicht, und sein Gesinde wurde treu und gewissenhaft.

Pred. Sal. 4, 17. Jac. 1, 22–25.

155. Anton.

Anton meinte es gut, aber es fehlte ihm an Klugheit. Er sprach oft wider das Böse; meistens aber zur Unzeit, und wann ihn Niemand hören wollte, oder die Leute gar ihn desshalb verhöhnten. Und wann er dann in Eifer gerieth, dann fehlte er gar sehr in

der Wahl der Worte. Also brachten seine sonst so guten Lehren wenig Frucht, sondern ihm nur Verdruss. Einst klagte er an Wilhelm, wie es ihm in diesem Stücke ginge; und dieser belehrte ihn durch folgendes Gleichniss:

„Lieber Anton! es ist mit guten Lehren, wie „mit gutem Saamen. Ein kluger Säemann wirft „diesen nicht bloss nur hin, sondern er bereitet „zuvor sein Land, und giebt Acht, ob es auch in „dem Stande sich befinde, mit Vortheil besäet zu „werden. Denn wenn dieses nicht ist, so mag der „Saame noch so köstlich seyn, er wird wenig „Frucht bringen. Und deswegen schickt sich zum „Säemann nicht ein Jeder im Dorfe. So auch, „wann man andere belehren oder bessern will. — „Es gehört viel Klugheit dazu, die Gelegenheit und „Umstände wohl zu prüfen und zu nützen. Wer da„zu keine Gaben hat, der lasse es lieber bei seiner „eignen Besserung bewenden."

Spr. 23, 9. Jac. 3, 1.

156. Die Wieder-Erstattung.

Ein Mensch, der durch falsche Rechnungen seinen Herrn um vieles Geld betrogen hatte, verfiel in eine schmerzliche und gefährliche Krankheit. Da wachte sein Gewissen in den langen schlaflosen Nächten auf. Er wußte vor Angst nicht zu bleiben. Endlich ließ er den Prediger rufen, und bekannte ihm, was er gethan hatte. Der Prediger sagte ihm, daß er nicht eher Trost erlangen könnte, bis er sein gethanes Unrecht, so viel an ihm wäre, wieder gut gemacht, und das gestohlne Gut seinem Herrn wiedergegeben hätte. „Wenn ich das „thue," sagte der Kranke, „so werde ich zu Schanden „vor aller Welt, und meine unschuldige Frau und Kin„der müssen betteln." „Wer Unrecht thut, dem gebührt „Schande," antwortete der Prediger, „und wenn eins „seyn muß, so ist es besser, hier zu Schanden werden, „als dort. Thut wenigstens jetzt eure Pflicht, da ihr „sie nicht eher thatet; gebt ein gutes Beispiel, und über„lasset es dann Gott, die Eurigen zu versorgen." Der Kranke war dieser Ermahnung gehorsam, und der Pre-

diger erhielt von ihm das Geld, um es dem Herrn mit der demüthigen Bitte zuzustellen, ihm seine Betrügereien um Gottes Willen zu vergeben. Der Herr nahm das Geld, und ließ dem Kranken seine herzliche Verzeihung versichern, der nun getröstet und ruhig starb. Nach seinem Tode schenkte der rechtschaffene Herr dieses Geld den Hinterbliebenen. So hatten die Ermahnungen des frommen Predigers das Glück einer ganzen Familie gegründet. Ein Sünder hatte einen sprechenden Beweis seiner aufrichtigen Besserung und ein sehr gutes Beispiel gegeben. Der Herr hatte christliche Wohlthätigkeit bewiesen. Und die durch des Sterbenden Wiederstattung verarmte Familie genoß nun durch des Herrn Gnade mit Recht und im Segen ein Gut, welches ihr sonst, auch wenn es verschwiegen blieb, als ungerechtes Gut, doch nur Fluch und Unsegen gebracht hätte; und sie wurde auch außerdem noch von dem rechtschaffenen, gutdenkenden Herrn unterstützt. 2 Mos. 22, 3–7.

157. Der Herr kommt.

Hans und Michel zankten sich bei der Arbeit, und nachdem sie sich mit vielen Schimpfworten zum Zorn gereizt hatten, wollten sie sich auch schlagen. Aber, indem sie schon die Hände gegen einander aufhoben, kam ihr Herr ihnen zu Gesichte. Sogleich hatte der Zank ein Ende, und ein jeder ging still zu seinem Geschäfte.

So wie hier der blosse Gedanke: „was wird dein „leiblicher Herr von deiner Handlung urtheilen?“ den Ausbrüchen einer der heftigsten Leidenschaften augenblicklich Einhalt that; so vermag es gewiss auch in allen Gelegenheiten zu Ausübung einer Sünde der Gedanke an den alles wissenden und allenthalben gegenwärtigen Gott.

Gott vergessen ist die wahre Ursache der Sünde.

Sagt also niemals: die Verführung war mir zu stark, die Versuchung zu unüberwindlich. — Der Teufel verblendete, verleitete mich. — Bekennet vielmehr: Ich dachte nicht an Gott; ich glaubte nicht, dass Gott denen, die ihn suchen, das ist, die aus

Liebe zu ihm das Gute thun, und das Böse lassen, ein Vergelter seyn werde; ich hatte nicht genug Fleiss daran gewendet, mit Gottes Wort im voraus meine Seele zu nähren und zu stärken; ich hatte dessen Erklärung in der Predigt versäumt; den Umgang der guten Menschen vermieden, die Gesellschaft der Bösen und Leichtsinnigen aber gesucht; ich glaubte nicht, dass es nöthig sey, mich selbst kennen zu lernen, und zu welcher Art Sünden ich am meisten geneigt sey; am wenigsten hatte ich mir Mühe gegeben, bösen Gedanken zu widerstehen und böser Gewohnheiten los zu werden. Hätte ich das ehrlich und lange genug geglaubt und gethan, gewiss, mich hätte weder ein Mensch noch ein Geist zum Bösen verführen können. Ps. 50, 22. Jac. 1, 13. 14. Sir. 23, 26-29.

158. Von glauben und nicht glauben.

(Ein Gespräch.)

Der Lehrer. Wenn ein Reisender, der bei eintretender Nacht und in einem unsichern Lande sich verirret, Jemandem begegnete, der sich des Verirrten erbarmte, so, dass er ihm nicht allein den rechten Weg sagte, sondern ihn auch selbst darauf brächte, was müsste der Verirrte billig thun?

Der Schüler. Ihm danken, und den gewiesenen Weg betreten.

Lehrer. Aber bald wieder den Weg verlassen?

Schüler. Nein; sondern eben darauf sehen, dass er ihn nicht verlöre, und so lange darauf bleiben, bis er ihn an Ort und Stelle gebracht hätte.

Lehrer. Oder wenn du ins Wasser gefallen wärest, und ich hielte dir ein Seil hin, um dich daran herauszuziehen, was müsstest du thun?

Schüler. Das Seil ergreifen.

Lehrer. Aber wenn ich dich nun bald herausgezogen hätte, müsstest du dann wieder loslassen?

Schüler. Nein, sondern es so lange festhalten, bis ich gerettet wäre.

Lehrer. Oder wenn ein Arzt, der alle Kennzeichen eines verständigen Arztes hätte, hülflosen Kranken helfen wollte, wäre da nicht Zutrauen des Kranken Pflicht?

Schüler. Allerdings.

Lehrer. Und wodurch müsste der Kranke dieses Zutrauen gegen den Arzt beweisen?

Schüler. Er müsste seinen Vorschriften gehorsam seyn, dessen Einrichtungen, wenn sie ihm auch unangenehm wären, sich gefallen lassen, ihn für die geleistete Hülfe lieben, und ihm dankbar seyn.

Lehrer. Also hier ist zweierlei Geschäft. Das eine ist das Geschäft des Helfers, und das andere des Hülfsbedürftigen. Wenn jeder das Seinige thut, dann erfolgt Rettung.

Wenn ich dir nun in deiner Noth zuriefe: Bediene dich des Mittels zu deiner Rettung, und du meintest vorerst nicht, dass es ein gutes Mittel wäre: könnte dich dann mein blosser Zuruf retten?

Schüler. Nicht wohl!

Lehrer. Oder zum andern; du wolltest aus Eigensinn oder aus Trägheit dich des angebotenen Mittels, wenn du es auch für gut hieltest, nicht bedienen, würde dir dann dadurch geholfen werden?

Schüler. Eben so wenig.

Lehrer. Oder drittens: du versuchtest es auch wirklich, liessest aber bald nach, etwa bei der geringsten Schwierigkeit?

Schüler. Auch dann läge die Schuld an mir, wenn ich nicht gerettet würde.

Lehrer. Wende nun dieses Gleichniss auf die wichtigen Lehren an, die du von dem erhälst, was von Gottes wegen geschehen ist, damit die Menschen von Unwissenheit und Irrthum befreit, oder wie es die Bibel nennt, aus der Finsterniss erlöset oder errettet, und durch Christum, d. i. durch Befolgung seines Raths und Beispiels glücklich würden; und du wirst diese Lehren, oder wie es mit einem Worte heisst die Religion, besser verstehen u. höchst vernünftig finden.

Schüler. Ja, lieber Lehrer. Denn ich verstehe jetzt schon besser, was das heisst: „Wer glaubt, wird „selig; wer aber nicht glaubt, bleibt unglücklich.“

Lehrer. Nun sage mir, wie du das verstehst?

Schüler. Das heisst so viel, als: Wer das zu wissen und zu thun für nöthig hält, was ihm Gott durch Christum und seine Apostel über Recht und Unrecht hat lehren lassen, und was ihm seine Vorgesetzten und Lehrer in Kirchen und Schulen verstehen helfen, der wird dadurch fromm und verständig, und also zum Genuss alles wahren und dauerhaften Guten, mithin zur Seligkeit immer geschickter. Wer aber die Lehren des Evangeliums nicht achtet, und weder sich darum bekümmert, sie zu kennen, noch, wenn er sie kennt, sie auszuüben, der versinkt immer tiefer in Irrthum, böse Gewohnheiten und Sünden, und wird nicht zur Seligkeit gelangen. Coloss. 1, 12. 13.

159. Vom Rechtthun.

(Ein Gespräch.)

Der Lehrer. Kinder, wann euch eure neuen Kleidungsstücke die Dienste thun, die ihr von ihnen erwartet, nämlich, wann sie euch nicht drücken, und Sicherheit gegen Verletzung und Kälte verschaffen, so sprecht ihr: „sie sind uns gerecht; der Meister hat sie uns recht und „gut gemacht.“ Wann euch hungert, und ihr bekommt Speise, oder euch dürstet, und euch wird zu trinken gereicht, so dünkt euch, das sey zu rechter Zeit geschehen. Wann dem, der euch und euren Aeltern schaden wollte, von der Obrigkeit Einhalt geschieht, so nennt ihr das: „ihm sey sein Recht widerfahren ꝛc.“ Was wird also nun wohl recht thun überhaupt heißen?

Fritz. Es so machen, wie es seyn muß.

Lehrer. Warum sagst du: seyn muß?

Fritz. Weil, wenn es anders wäre, Schaden entstände.

Lehrer. Gut. Aber woher erfährt man wohl am sichersten, was in den wichtigsten Dingen recht ist?

Fritz. Aus den Geboten Gottes, durch Jesum Christum und seine Apostel.

Lehrer. Steht denn alles, was in jedem Falle recht ist, mit ausdrücklichen Worten in diesen Lehren Christi und seiner Apostel.

Fritz. Doch das Wichtigste, und woraus man das Uebrige folgern kann, was recht ist.

Lehrer. Was gehört also zuerst dazu, ehe man recht thun kann?

Fritz. Man muß wissen, was recht ist.

Lehrer. Wenn man das nun weiß?

Fritz. Dann muß man auch den festen Vorsatz fassen, recht zu thun und diesen Vorsatz auszuführen.

Lehrer. Wie gelangt man dazu?

Fritz. Wenn man oft daran denkt, daß das Rechtthun Gott wohlgefällig ist, das Unrechtthun aber uns ins Unglück stürzt.

Lehrer. Wie kommt man denn dahin, daß man stets recht thun kann, wenn man schon überhaupt dazu den Willen hat?

Fritz. Man muß über sich selbst wachen — nicht seiner Leidenschaft folgen, sondern in jedem Fall, ehe man etwas thut, bedenken, ob es auch recht ist, und oft zu Gott um Weisheit, Gnade und um Beistand gegen die Versuchung zum Bösen beten.

Lehrer. Wirst du aber nicht vergessen, was du vom Recht- und Unrechtthun in der Schule gelernt hast?

Fritz. Nein! Ich werde recht oft daran denken, und fleißig in die Kirche gehen, um die guten Lehren, welche ich in der Schule erhalten habe, wieder zu erneuern.

Lehrer. Ist es genug, nur zuweilen recht zu thun?

Fritz. Nein! Man muß stets rechtthun, und das Unrecht meiden.

Lehrer. Du hast gut geantwortet, mein Sohn. Aber was wird denn das nun auch für eine gute Folge haben, wenn du dir lange viel Mühe gegeben hast, recht zu thun?

Fritz. Daß ich endlich gerecht werde, und selbst es wissen kann, daß ich es bin.

Lehrer. Und was bringt dieses für Nutzen?

Fritz. Das steht in dem schönen Spruche: „Prediget von den Gerechten, sie sollen es gut haben; denn sie werden die Früchte ihrer Werke essen."

Lehrer. Früchte essen, was heißt das hier?

Fritz. So wie ein Gärtner sich der Früchte zu erfreuen hat, wenn er gute Bäume zieht, oder der Ackermann seiner guten Ackerarbeit, bei der Aernte, so soll es derjenige auch gut haben, der da trachtet, recht zu thun, und Gutes zu stiften.

Lehrer. Was heißt das Wort: ein Gerechter?

Fritz. Ein Gerechter heißt der Mensch, der sich gewöhnt hat, recht zu thun.

Lehrer. Und was bedeutet das Uebrige, was der Spruch noch enthält?

Fritz. Gott wäre solchen Menschen gnädig, sie hätten ein ruhiges Gewissen, und sie dürften sich weder im Leben noch im Tode fürchten.

Lehrer. Aber kann man denn auch mit aller ehrlich angewandten Mühe ganz völlig gerecht werden? Ich denke, alles was der Mensch thut, wäre unvollkommen?

Fritz. Es ist mit vollkommen und unvollkommen so, wie mit reich und arm, groß und klein. Gott weiß es allein, wie weit es ein jeder Mensch im Guten bringen kann, und wie treu er die Gelegenheiten zum Gutwerden benutzt hat.

Lehrer. Worauf will Gott dabei am meisten sehen?

Fritz. Ob Aufrichtigkeit und ein herzliches Verlangen nach Gerechtigkeit da sey.

Lehrer. Ja. Denn dem, der das Gute liebt und das Böse hasset, dem hat Gott durch Christum die Versicherung gegeben, daß ihn sogar begangene, aber bereuete, und forthin unterlassene böse Gewohnheiten oder Sünden nicht von der Theilnehmung am ewigen glückseligen Leben ausschließen sollen. Besser wird es aber immer der haben, der von Jugend auf sich vor Sünden hütet.

Fritz. Aber, lieber Lehrer, wann ich doch zuweilen aus Schwachheit oder Irrthum fehle, meinen Fehler nicht entschuldige, und desto vorsichtiger werde, dann herrscht doch in mir die Sünde nicht, und ich bin doch dann kein Lasterhafter?

Lehrer. Nein. Sondern Laster und Sünden begeht nur der, der das Böse dennoch thut, wenn er gleich weiß und denkt, daß es wider Gottes Gebot ist.

Fritz. Woran kann ich aber wissen, ob ich aufrichtig bin, oder den Wunsch habe, gerecht zu werden, damit ich mich nicht selbst betrüge?

Lehrer. Wenn ich mir bewußt bin, daß ich allezeit gern wissen möchte, was recht ist; damit ich es thun, und Gott gefallen könne.

Jer. 7, 3. 5. Matth. 5, 6. 1. Joh. 3, 7.

160. Die traurigen Folgen der Neigung zum Trunk.

Franz M. war anfänglich ein sehr fleissiger, ordnungsliebender und in jedem Betracht achtungswerther Mensch. Er gerieth aber in Bekanntschaft mit einem andern Bedienten, der dem Trunke ergeben war. Von diesem wurde Franz M. einige Mal, wann sie sich auf der Strasse begegneten, zu einem Frühstück eingeladen. Er hielt es nun für seine Pflicht, auch jenen wieder einzuladen. Dies wurde gegenseitig öfter wiederholt. Hierdurch gewann er nach und nach Geschmack an hitzigen Getränken; es verging nun selten ein Tag, an welchem er nicht einem Branntweinladen zusprach, und in der Folge täglich ein paar Mal, denn er meinte: das bekäme ihm recht wohl. Endlich that er dies beinahe so oft, als er verschickt wurde. Kurz, er wurde ein förmlicher Säufer, und beging in diesem Zustande eine Menge Ausschweifungen, die er vormals verabscheut hatte. — Der Herr, in dessen Dienst er war, betrübte sich sehr, als er dies gewahr wurde. Er machte ihm die ernstlichsten Vorstellungen und liess es nicht an den herzlichsten Ermahnungen fehlen. Franz M. versprach öfter, sich zu bessern; aber leider blieben alle seine Versprechungen unerfüllt: denn kaum sah er einen seiner Trinkgesellen, oder kam in die Nähe eines Trinkhauses, so wurde seine Begierde rege; und zu schwach, ihr zu widerstehen, folgte er derselben blindlings. — Da alle Vorstellungen und Ermahnungen seines Herrn nichts fruchteten, und Franz zum fernern Dienst ganz untauglich wurde, so erhielt er seinen Abschied. Als er jetzt kein neues Unterkommen finden konnte; der Hang zum Branntwein-Trinken sich nicht verminderte, sondern immer stärker wurde, so verkaufte er von seinen Habseligkeiten ein Stück nach dem andern, verliess dann die Stadt, trieb sich als Bettler umher, und starb endlich in einem höchst elenden Zustande in einem Hospitale an

der Schwindsucht — Folge seiner schändlichen Lebensweise! Ein Arzt, der ein Freund seines gewesenen Herrn war, und diese Kranken-Anstalt auf einer Durchreise besuchte, fand ihn da kurz vor seinem Tode. Er würde ihn nicht erkannt haben, wenn nicht der Elende selbst ihn angeredet und ihm, unter Vergiessung vieler Thränen, diese Umstände seiner Lebensgeschichte mitgetheilt hätte.

Dies ist die traurige Geschichte eines Trunkenboldes — und wie unzählige mag es geben, die ein ähnliches Schicksal gehabt haben, oder denen es noch bevorsteht, wenn sie nicht bei Zeiten umkehren und Herr ihrer Leidenschaften werden!

161. Selbstprüfung.

(Ein Gespräch.)

Der Schüler. Was heißt denn das recht eigentlich, lieber Lehrer, sich selbst prüfen?

Der Lehrer. Sage mir erst, ob du wissen kannst, was recht und unrecht ist?

Schüler. Ja, das kann ich wissen. Denn ich weiß, was Gott geboten und verboten hat, und ich kann dieses und die Befehle der Obrigkeit hören, lesen und behalten.

Lehrer. Wenn du also das weißt, so hast du ein Gewissen; oder in dir ist ein Bewußtseyn dessen, was recht und unrecht ist. Was hilft dir aber dieses Gewissen?

Schüler. Daß ich mich vor unrechten Handlungen hüten kann.

Lehrer. Wie würdest du dich wohl vor unrechten Handlungen am besten hüten können?

Schüler. Wenn ich mir keine bösen Gedanken erlaubte.

Lehrer. Wer sich nun selbst prüfen, oder über seinen Seelenzustand zu richtiger Erkenntniß kommen wollte, wäre es da genug, wenn er nur sich fragte: Was habe ich heute Böses gethan? Oder müßte er sich nicht auch billig fragen: Was habe ich heute für Gedanken, Absichten und Vorsätze gehabt?

Waren sie auf das Gute oder auf das Böse gerichtet? Woran dachte ich am liebsten und wann ich allein war? Bestritt ich auch in mir ein unerlaubtes Verlangen?

Schüler. Gewiß, das letzte ist nöthig.

Lehrer. Warum das?

Schüler. Oft kann ich einen bösen Vorsatz nicht ausführen, weil ich gehindert werde. Er wird da zwar nicht zur Handlung, aber dadurch wird doch meine Gesinnung nicht besser.

Lehrer. Nun, kannst du mir sagen, was das heißt: sich selbst prüfen?

Schüler. Sich nicht allein fragen: Wie waren heute deine Handlungen? sondern auch: Wie waren deine Gedanken, Absichten und Vorsätze beschaffen?

Lehrer. Warum ist das erste nicht genug?

Schüler. Damit ich mich nicht selbst betrüge, und mich für besser halte, als ich bin, und damit mir das Gute zur Gewohnheit werde, und auch nicht einmal ein böser Gedanke in mir aufsteige.

Lehrer. Wie verbindest du damit die dir bekannten Lehren von Ursachen und Wirkungen, oder Folgen?

Schüler. Die Ursach aller böser Handlungen sind böse Gedanken, Absichten und Vorsätze. Denn man thut gewöhnlich, was man will, wenn man kann. Wer also von der Folge dieser bösen Gedanken, Absichten und Vorsätze, nämlich von bösen Handlungen frei zu bleiben wünscht, der muß ihre Ursach, nämlich die bösen Gedanken wegschaffen.

Lehrer. Wie schafft man aber böse Gedanken am besten weg?

Schüler. Wenn man Gott als seinen Herrn, Beschützer und Wohlthäter liebt, und sich gewöhnt, täglich oft zu Gott zu beten.

Lehrer. Ist dazu allemal ein Gebetbuch oder ein auswendig gelerntes Gebet unumgänglich nöthig?

Schüler. Nein, lieber Lehrer. Darf ich doch meinem leiblichen Vater meine Noth mit meinen eigenen Worten klagen.

Lehrer. Ja wohl. Und Gott hat dein Gebet nicht nöthig, um zu erfahren, was dir fehlt, sondern du hast das Gebet nöthig, um dich durch das Andenken

an Gott zu trösten, und zu bessern. Aber wäre nicht auch noch ein leibliches Hülfsmittel wider die bösen Gedanken da?

Schüler. Ja, lieber Lehrer. Wenn ich den Müssiggang fliehe, schlechte Bücher nicht lese, den Umgang liederlicher Menschen meide; dagegen aber nützliche Arbeit fleißig thue.

Lehrer. Du hast gut geantwortet, mein Sohn, und da zu allem diesem Guten die oftmalige Nachfrage, wie man gesinnt ist, oder die Selbstprüfung hilft, so muß die Selbstprüfung wohl auch allen Menschen in allen Ständen nothwendig seyn, wenn sie gut und glücklich werden wollen?

Schüler. Ja, ich wüßte keinen Stand, der auf eine andere Art dazu kommen könnte.

Lehrer. Warum das?

Schüler. Ein jeder Mensch soll sich ja selbst bessern, und das kann keiner von denen, die nicht wissen, wie sie gesinnt sind.

Lehrer. Wie verstehst du das, der Mensch soll sich selbst bessern?

Schüler. Die Mittel, die von Gottes wegen zu unserer Glückseligkeit da sind, zu kennen und anzuwenden suchen.

Lehrer. Also muß ein jeder Mensch auch wohl wissen, wie er gesinnt seyn soll?

Schüler. Freilich muß er das wissen.

Lehrer. Und folgt daraus nun nicht, daß Unwissenheit und Irrthum in keinem Stande geduldet werden, und also ein jeder Mensch richtig denken lernen müsse?

Schüler. Ja, es scheint mir daraus zu folgen.

Lehrer. Könntest du mir wohl sagen, wie das daraus folgt?

Schüler. Weil ein Mensch sonst entweder überhaupt kein richtiges Gewissen oder Bewußtseyn von dem, was recht und unrecht ist, bekommt, oder in der Anwendung der Vorschrift auf manchen wichtigen Fall irrt, und sich daher nicht recht prüfen, folglich auch nicht bessern kann.

1. Tim. 2, 4.

166. Der

162. Der Herr und der Gärtner, oder der Gebrauch der Bibel.

Der Herr. Viele Jahre schon suchte ich auf diesem Baume Früchte, doch umsonst. Haue ihn also nur um! Was hindert er das Land?

Der Gärtner. Lieber Herr, ich bitte für ihn, lasst ihn noch ein Jahr stehen. Ich will noch an ihm das Aeusserste versuchen; wenn es dann nicht hilft, so werde er umgehauen.

Luc. 13, 7-9.

163. Anwendung des Gelesenen in einem Gebet.

Herr Jesu! du Freund der Menschen, lebtest, lehrtest und starbst zu ihrem Besten, und noch jetzt bittest du für die unwürdigen, sündigen Menschen, dass ihnen Zeit gelassen werde, die Absicht ihres Schöpfers zu erfüllen und Früchte zu bringen. Auch ich habe wohl oft die Erwartungen des Gärtners getäuscht, dass ich gute Früchte tragen sollte; du aber hast für mich gebeten, wie jener Gärtner für den Baum, der keine Früchte trug; dennoch bin ich nicht abgehauen. — So will ich denn nun auch gute Früchte bringen! Bei diesen Thränen des Dankes und der Liebe gelobe ich, meine Kräfte hinfort nicht mehr zum Dienst der Ungerechtigkeit und Thorheit zu gebrauchen, sondern von dir zu lernen, wie ich gute Früchte des Geistes bringe, damit deine Gnade an mir nicht verloren sey. Amen.

164. Von der Seligkeit.

Einstmals fragte Ludwig seinen Vater, was denn das heiße: in den Himmel kommen, oder selig werden? Und sein Vater belehrte ihn darüber folgendermaßen:

„Die Seligkeit, nach welcher du fragst," sprach er, „ist erst nach dem Tode möglich. Denn sie ist der Zustand eines stets währenden Wohlseyns. In diesem

„jetzigen oder ersten Leben aber ist, wie du weißt, nichts „Beständiges oder Stetswährendes. Gesundheit wech„selt mit Krankheit ab; die Güter, die wir besitzen, kön„nen auf mancherlei Art uns genommen werden; und „selbst des vergnügtesten Lebens Ende ist — der Tod.“ „Wann wir aber zu jenem bessern oder zweiten Leben, „auf Gottes allmächtigen Befehl, dereinst erwachen, „um niemals wieder zu sterben, dann werden wir, wenn „wir hier ein frommes und Gott wohlgefälliges Leben „geführt haben, einer ewigen Glückseligkeit theilhaftig „werden, die durch keine Krankheiten, durch keine Un„glücksfälle getrübt wird. Also stelle dir, mein Sohn, „die Seligkeit vor, als eine Versammlung lauter guter „Menschen, an einem höchst angenehmen Orte. Du „weißt, worin die guten Menschen ihre Freude suchen. „Sie wollen nämlich gern viel Gutes thun, immer voll„kommener, und Gott, dem Inbegriff aller Vollkommen„heit, immer ähnlicher werden. Oft werden sie hier auf „Erden an der Ausführung ihrer guten Vorsätze gehin„dert. Dort aber hindert sie nichts mehr. Nun erfah„ren sie, was ihre guten Handlungen für gute Früchte „gebracht haben. Da kommt dieser und jener, denen „sie durch gutes Beispiel, Rath oder That halfen, dankt „ihnen und liebt sie. Nun wird auch ihre Liebe zu „Gott immer reiner und stärker; und mit jeder neuen „Erkenntniß und Ueberzeugung, daß Gott sie stets ge„liebet, und mit lauter Güte sie zu sich gezogen habe, „wächset ihre Glückseligkeit. Sie sehen nun auch die „weisen Absichten Gottes besser ein, erkennen seine Güte „und Allmacht immer mehr, und loben Gott mit allen „Engeln und seligen Geistern. Und so wird ihre Freude „stets währen, weil sie von keiner Noth und Angst un„terbrochen wird.“

„Ach Vater!“ rief Ludwig, „ich will auch selig „werden.“ „Dann mußt du jetzt schon,“ antwortete der Vater, „deine Glückseligkeit darin finden, daß du „Gott über alles liebst, seinen Willen dir fleißig bekannt „machst, und ihn gern und willig befolgest. Du mußt „schon hier auf Erden trachten, andern Menschen nütz„lich zu werden, damit Gott und alle gute Menschen „Wohlgefallen an dir haben können.“

165. Das Examen.

Hans bat einst seinen Nachbar Wilhelm zum Essen, und nach Tische wollte Hans seinem Gaste von der Fähigkeit und Erkenntniss seines ältesten Sohnes, Klaus, eine Probe geben. „Komm her, „Klaus," rief der Vater, „sage geschwind auf, was „du gelernt hast!" Der Sohn schlich unwillig heran, und nun plapperte er zuerst ein langes Lied, darauf ein Hauptstück aus dem Katechismuss, dann das Vaterunser, und endlich einen schweren Psalm, aber ohne alles Gefühl des Inhalts, in dem widrigsten Tone so schnell daher, dass, weil er die Unterscheidungszeichen nicht beobachtete, der Athem ihm oft stehen blieb, und man deutlich sah, dass er sich keines Gedankens dabei bewusst war. „Seht ihr, Gevatter Wilhelm," sprach Hans, als Klaus nun endlich schwieg, „wie unsre Kinder „hier gut lernen! So viel konnte ich lange „nicht, als ich wie Klaus war!" Wilhelm, der wohl wusste, dass derjenige, der so etwas — gut lernen — heisst, und dergleichen Unterricht zu loben fähig ist, fast unverbesserlich sey, schwieg betrübt still, und dankte bloss in seinem Herzen Gott, dass seine Kinder einen bessern Unterricht erhielten. Als er nun gar nichts sprach, da wurde Hans empfindlich, und fragte ihn, warum er denn das Kind auch ganz und gar nicht lobte? „Lieber Gevatter Hans," antwortete Wilhelm, „wir „würden ja doch nicht eins werden, wenn ich „euch auch alles das sagte, was mir jetzt auf dem „Herzen liegt. Ueberdies ist es schon spät, und „wenn man von wichtigen Sachen einmal anfängt „zu reden, so muss man auch Zeit haben, mit „solchem Gespräch fertig werden zu können. Ein „andermal will ich euch über diese Sache meine „Gedanken wohl sagen. Jetzt wünsche ich euch „eine gute Nacht."

Wer nur viel Worte, aber ihren Sinn nicht weiss, der ist vielleicht schlimmer daran, als der ganz Unwissende. — Denn jener kann in den

thörigten Stolz verfallen, sich schon für unterwiesen, und blossen Wortkram überhaupt für hinlängliche Erkenntniss zu halten. —

166. Erhebt euch nicht durch eure Kleidung über euren Stand.

Ein gewisses Dienstmädchen war sehr eitel; suchte sein höchstes Vergnügen in äußerm Putz, um Personen höheren Standes es darin nachzuthun. — Eines Sonntags war dessen Herrschaft zu einer Gesellschaft eingeladen. Dem Mädchen konnte nichts erfreulicher seyn, als dies. denn es hatte sich gerade einen ganz neuen Anzug angeschafft, schöner und modiger, als je, und nun konnte es heute ausgehen und darin glänzen! Diese Vorstellung erfüllte die ganze Seele desselben mit solchem Entzücken, daß es seine Geschäfte in lauter Zerstreuung verrichtete, wie es in der Folge, als es in sehr ärmliche Umstände gerieth, und zur Erkenntniß seines vormaligen unwürdigen Betragens kam, selbst gestand. — Nachmittags legte es seinen neuen Putz an, und ging aus. Der Weg führte das Mädchen an dem Hause vorbei, in welchem die Herrschaft sich jetzt an der Mittagstafel befand. Indem kam eilig ein Bedienter von einer andern Herrschaft, erkannte das geputzte Mädchen, gab ihm einen Brief, und sagte: „gebe sie diesen Brief so„gleich an die Herrschaft; es hat große Eile!" — und somit entfernte er sich schnell. — So wenig gelegen es dem Mädchen kam, gerade jetzt an die Herrschaft eine Bestellung zu machen und sich ihr zu zeigen: so blieb ihm doch nichts anders übrig, als in das Haus zu gehen, vor dem es jetzt stand. In demselben Augenblicke kam der Herr des Hauses, bei welchem die Gesellschaft war, aus dem Speisezimmer; er glaubte, in diesem Dienstmädchen ein vornehmes Frauenzimmer zu erblicken, fragte, was zu Befehl sey, und kaum hörte er, es habe sogleich einen Brief abzugeben, wobei es den Namen seiner Herrschaft nannte: so führte es der Herr, alles Sträubens ungeachtet, in das Speisezimmer. Beim Eintritt in dasselbe erhoben sich alle Gäste, selbst die Herrschaft dieses Mädchens, und verbeugten

sich gegen dies vermeintlich vornehme Frauenzimmer. — Wie ward aber diesem geputzten Mädchen zu Muthe, als man es erkannte! Eine wohlverdiente Beschämung erfolgte, — es hätte in die Erde sinken mögen — weil es sich durch seine Kleidung über seinen Stand erhoben hatte.

Etwas Aehnliches geschahe vor einiger Zeit. Eine Frau vornehmen Standes, war im Begriff, in den Laden eines Kaufmanns zu treten. Zu gleicher Zeit wollte dies ein junges, sehr schön gekleidetes Frauenzimmer. Jene nöthigte, aus Höflichkeit, dasselbe, voranzugehen. Mit einer sehr vornehmen Miene nahm das geputzte Frauenzimmer auch diesen angebotenen Vorzug an; aber wie sehr wurde es dafür gedemüthigt, — kaum erblickte der Kaufmann jene Frau, so empfing er sie sehr ehrerbietig, und fragte nach ihrem Begehren, und da das geputzte Frauenzimmer sich unbescheiden vordrängte, und gleich abgefertigt zu werden verlangte, so sagte der Kaufmann, der dasselbe wohl kannte: „Sie wird so gut „seyn, Jungfer, ein wenig zu warten.“ Und so erfuhr denn auch diese Frau, die das Mädchen seiner Kleidung wegen für eine Person vornehmen Standes gehalten hatte, zu ihrem großen Erstaunen, daß es ein Dienstmädchen war.

Röm. 12, 3. Niemand halte weiter von sich, denn sichs gebühret zu halten.

Sir. 3, 30. Hochmuth thut nimmer gut, und kann nichts, denn Arges daraus erwachsen.

Sir. 10, 15. Hoffart treibt zu allen Sünden, und wer darin steckt, der richtet viel Gräuel an.

Tob. 4, 14. Hoffart laß weder in deinem Herzen, noch in deinen Worten herrschen, denn sie ist ein Anfang alles Verderbens.

Spr. Sal. 16, 5. 18. Ein stolz Herz ist dem Herrn ein Gräuel. — Wer zu Grunde gehen soll, der wird zuvor stolz; und stolzer Muth kommt vor dem Falle.

Sir. 21, 5. Wer unrecht thut, muß zuletzt zum Bettler werden; und wer stolz ist, kommt zuletzt von Haus und Hof.

Dan. 4, 34. Wer stolz ist, den kann er demüthigen.

167. Das Alten-Theil.

Als Wilhelm alt wurde, übergab er dem Geschicktesten unter seinen Söhnen, mit Genehmhaltung der Obrigkeit, sein Ackergut. Er hatte für sich und seine Frau ein hinlängliches Auskommen ausbedungen, welches ihnen seine Kinder auch gern gaben, weil sie erkannten, dass sie doch alles Gute, was sie genossen, der guten Erziehung und dem Fleisse ihrer Aeltern zu verdanken hätten, die selbst noch im Alter ihren Kindern nützlich waren. Denn sie gingen ihnen freiwillig bei Erziehung der Kinder, oder in ihrer Wirthschaft, so viel sie konnten, zur Hand, und halfen ihnen wenigstens als sie schwach wurden, das Ihrige im Hause treulich behüten. Ein solches liebreiches Betragen brachte nun den Kindern in der That mehr Vortheil, als die Abgabe an die Aeltern werth war; denn sie konnten, auch abwesend, sich so gewiss auf ihre alten erfahrnen Aeltern, als auf sich selbst, verlassen. Dagegen aber bezeigten die jungen Leute sich denn auch allemal herzlich dankbar, und es war eine Freude, zu sehen, wie einträglich und friedlich es in diesem Hause zuging.

Wie oft fehlt es in diesem Stücke bei Alten und bei Jungen! Sir. 3, 1-18.

168. Stoff zum Unterricht in kurzen Sätzen.

1. Die allgemeine Regel der Natur ist: nichts voraus zu bezahlen. So ist erst Mühe, dann Lohn; erst Ackerarbeit, dann Aerntefreude; erst Lernen, dann Können.
2. Einen Menschen erziehen, heißt: ihn gewöhnen, nach guten Grundsätzen zu handeln.
3. Menschliche Fähigkeit kann durch Uebung unglaubliche Vollkommenheit erlangen.
4. Die oberste Stufe der Erkenntniß und der Tugend, zu welcher wir auf Erden gelangt sind, bestimmt

den Grad und die Stufe der Glückseligkeit, die wir bei dem Eintritt in das zukünftige Leben zu genießen haben. 2 Cor. 9, 9. Gal. 6, 7.

5. Der Himmel oder die Seligkeit ist die Gesellschaft lauter guter Menschen. Matth. 25, 32. ꝛc.

6. Es ist ein merkwürdiger Unterschied zwischen guten und bösen Handlungen. Denn die größeste Mühe bei guten Handlungen ist bald vergessen; aber der Nutzen und das Wohlgefallen daran bleibt. Hingegen die süßeste Freude bei Befriedigung böser Absichten und Lüste ist auch bald vergessen; aber der Schaden und die Reue bleibt.

7. Herrlich lohnt die Tugend, denn sie macht uns theilhaftig der göttlichen Natur. 2 Petri 1, 4.

8. Schrecklich ist das Ende der Lasterhaften. Sie müssen sich selbst Thoren nennen, die des rechten Weges verfehlt haben. Weish. 5, 1-16.

9. Gott fordert die Tugend, und verbietet das Laster, nicht um sein selbst willen, sondern darum, weil erstere den, der sie liebt und übt, der göttlichen Wohlthaten empfänglich macht, letzteres aber den, der es liebt und übt, am Empfang und Genuß dieser Wohlthaten hindert.

10. Je mehr Anlagen und Gelegenheiten ein Mensch gehabt, gut zu werden, je mehr Pflicht hat er dazu, und wenn er das verachtet, so hat er desto mehr Verantwortung. Luc. 12, 48.

11. Wer betet, der bittet oder dankt; beides thue er einfältig und von ganzem Herzen, aber nicht nach einer bestimmten Form und in auswendig gelernten Worten.

12. Es hat viel zu thun, daß ein Mensch im Glück Gott lobet; noch schwerer ist es, im Unglück mit David zu sagen: wann du mich demüthigst, machst du mich groß. 2 Sam. 22, 36.

13. Wer nicht strebt, die Menschen, die um ihn sind, so viel an ihm ist, glücklich zu machen, der liebt seinen Nächsten nicht, und wer seinen Nächsten nicht liebt, der handelt nicht im Geist Jesu Christi.

14. Nächstenliebe ist Vorübung des himmlischen Lebens, Nachahmung des alliebenden Vaters im Himmel.

15. Jesus Christus hat uns die Liebe des Nächsten dringend empfohlen, — er hat sich der Armen, Kranken

und Schwachen erbarmt. Lasset uns, die wir zu seiner Gemeine gehören, seinem Beispiele folgen!

10. Wahre Weisheit ist das beste Gut und die beste Gabe. Sie ist allen Menschen in allen Ständen nützlich. Kein Mensch hat noch je gelebt, den ihr Besitz nicht glücklich gemacht hätte. Spr. 8, 17. 18. 19. Sir. 6, 18. 37. Cap. 14, 22. 23.

169. Der Abschied.

Ein Lehrer musste den Ort verlassen, woselbst er lange gelehrt hatte. Da weinten bei seinem Abschiede die Kleinen und die Grossen. Die Kinder sagten: „Ach," „unser guter Lehrer verlässt uns, „wer wird uns nun lehren?" Die Grossen sprachen: „Wenn wir wenigstens doch noch Zeit ge„habt hätten, ihm Freude genug zu machen! „Wenn er uns doch als Dienstboten, Eheleute, „Aeltern und Hauswirthe gesehen hätte, und wie „wir durch Gehorsam gegen seine guten Lehren „dann glücklich lebten!" Der Lehrer selbst war ganz bewegt; aber er fasste sich, und redete bei seinem Abschiede diese merkwürdigen Worte:

„Liebe Freunde, grosse und kleine! Ich „danke euch allen, dass ihr mich gern gehöret „habt. Euer Gehorsam, weil ich bei euch war, „und die Liebe, die ihr mir stets bewiesen, ver„sichern mich dessen. Aber es ist euch nützlich, „dass ich euch verlasse. Als ich bei euch war, da „dachtet ihr nicht genug selbst. Ihr verliesst „euch darauf, ich würde schon für euch mit„denken. Und ihr saht überhaupt mehr auf den „Lehrer, als auf die Lehre. Nun ich euch aber „verlasse, nun müsst ihr selbst denken und „überlegen: dieses aber hilft euch am allermeisten. „Denn ob ich euch gleich jetzt verlasse, so bleibt „doch meine Lehre bei euch, und diese wird euch „noch nützlicher werden, als meine persönliche „Gegenwart, wenn ihr sie durch öfteres Nachden„ken und Wiederholen recht zu verstehen und „anzuwenden sucht." Joh. 16, 7.

170. Die Jahreszeiten.

1) Der Winter.

Der Winter fängt den 21. December an — an diesem Tage ist der Tag am kürzesten, die Nacht am längsten.

Der Bogen, den die Sonne am Himmel beschreibt, ist dann am kleinsten.

In den folgenden Tagen des Winters wird dieser Bogen allmälig größer — die Tage werden länger, die Nächte kürzer — bis zu dem Tage, wo Tag und Nacht gleich lang sind (da denn der Winter endet, der Frühling beginnt,) dem 21. März.

Im Winter fallen die Sonnenstrahlen in einer mehr schiefen Richtung auf den Theil der Oberfläche der Erde, den wir bewohnen — je schiefer die Richtung ist, in der die Strahlen der Sonne auffallen: desto weniger erwärmen sie die Oberfläche der Erde; daher ist es im Winter kalt.

Im Winter, bei strenger Kälte gefriert das Wasser in den Seen, Flüssen und Bächen; es verwandelt sich in Eis.

Wann es so kalt ist, daß das Wasser zu Eis gefrieret, dann sagen wir: es ist sehr kalt, — es ist eiskalt, die Kälte ist sehr strenge oder heftig.

Bei strenger Kälte gefriert das Wasser zu Eis. Anfangs bedeckt sich nur die Oberfläche des Wassers mit einer Eisrinde; ist aber die strenge Kälte lange anhaltend, so frieren Seen und Flüsse zu, oder sie werden mit einer sehr dicken Eis-Rinde bedeckt oder ganz in Eis verwandelt.

Auch das Wasser der Wolken gefriert in der Luft und fällt in Gestalt der Schneeflocken herunter; tiefer Schnee bedeckt Berge und Thäler, Wiesen und Felder. Die junge Saat, das Gras der Wiesen ist unsichtbar.

Alles in der Natur scheint zu trauren. Wir sehen nur wenige Vögel; viele von ihnen und unter ihnen fast alle Sing-Vögel sind, schon vor dem Eintritte des Winters, gegen Süden, in wärmere Gegenden gezogen; daher sehen wir im Winter keine Drosseln, Krammetsvögel, Staare, Nachtigallen und Grasmücken, keine Wachteln und Schwalben, keine Kraniche und Störche. Andere Thiere verkriechen sich in Löcher und Höhlen, in

Klüfte und hohle Baumstämme. So verkriechen sich die Bären, die Murmelthiere, die Siebenschläfer in Höhlen und verschlafen den Winter; die Kälte erstarrt sie.

Wieder andere Thiere verkriechen sich in Sümpfe und unter die Wurzeln der Bäume. Dieses thun die Frösche, die Kröten, die Eidechsen und Schlangen; noch andere verkriechen sich unter das Moos, das die Bäume bedeckt, in die Spalten der Rinde, in das dürre, abgefallene Laub der Bäume.

So finden wir im Winter unter dem Moose der Bäume Käfer, Raupen, Schmetterlinge, Hummeln und Wanzen. Sie sind erstarret, gefühllos und ohne Bewegung. Erwärmt man sie in der Hand, mit dem Hauche des Mundes oder in einem geheizten Zimmer, so leben sie auf, bewegen ein Glied nach dem andern, und laufen oder fliegen zuletzt davon.

Die Schnecken verschließen ihr Haus mit einer harten Decke und verschlafen den Winter.

Auch die Bäume und Sträucher und fast alle Pflanzen erstarren; der Umlauf ihrer Säfte stockt; sie treiben keine Blätter und Blüten. Die meisten haben ihre Blätter schon im Herbst verloren und stehen nun blätterlos da; nur die Tannen und Kiefern behalten ihre Nadeln; der Epheu, die Stechpalme, das Immergrün behalten ihre Blätter. Viele Moose, die Haselnüsse, die Nieswurz und einige andere Kräuter, Stauden und Bäume blühen im Winter.

Ruhig stehen die Ochsen und Kühe im Stalle; die Pferde werden vor den Wagen oder vor den Schlitten gespannt, um Holz herbeizuführen. Dicht in einander gedrängt liegen die Schafe im Stalle und schützen sich gegenseitig vor der Strenge des Frostes. Enten, Gänse, Hühner und Tauben, alles bleibt daheim, fürchtend die Strenge des Winters.

Aber die Kinder freuen sich des Winters; auf kleinen Schlitten fährt eines das andere scherzend über den blendend weißen Schnee hinweg; ein anderes setzt sich allein auf sein Schlittchen und gleitet auf ihm den Hügel herab in die Ebene — immer schneller gleitet der Schlitten mit dem glücklichen Knaben, je näher er der Ebene kommt. Wieder andere Knaben legen ihre Schlittschuhe an und gleiten schnell, wie ein Reh, über das

spiegelglatte Eis dahin. Einige machen mit geschäftiger Hand einen Mann von Schnee; jubelnd tanzen sie um ihn her, und um die Wette werfen sie ihn mit Schnee-Bällen wieder ein.

Bei heitrem Wetter geht dann der Vater mit den Kindern ins Freie und zeigt ihnen die weite, herrliche Natur im Winterkleide. Wo im Sommer grüne Matten und wallende Kornfelder waren, da erblicken sie jetzt nur eine weiße Fläche. Wo sonst dickbelaubte Wälder und grünende Hecken das Auge erquickten, da sehen sie jetzt nichts, als nackte, blätterlose Aeste und Reiser. Nur das unvergängliche Grün der Tanne, des Epheus, der Stechpalme bleibt auch unter Eis und Schnee unverändert, und sticht auffallend ab gegen das blendende Weiß der Felder.

Auch in den Wohnungen der Menschen ist es im Winter kalt. Darum bringen die Menschen Oefen und Kamine in ihren Wohnungen an. Sie heizen die Oefen und Kamine im Winter mit Holz, mit Torf und Steinkohlen, und erwärmen sie dadurch.

Die langen Winter-Nächte sind oft sehr finster. Zuweilen werden sie durch das Licht des Mondes erleuchtet; sehr selten nur durch das Nordlicht. Die Straßen in den Städten werden durch Laternen erleuchtet, die Zimmer durch Lichter oder Lampen. See-Hafen erleuchtet man durch brennendes Pech, die Landstraßen durch Fackeln.

In den langen Winter-Abenden setzen sich Vater und Mutter dann oft mit den Kindern im Kreis um den Kamin oder um den Tisch herum.

Der Vater erzählt den Kindern die Geschichte seiner Jugend-Jahre oder andere Geschichten, aus denen die Kinder etwas Nützliches und Gutes lernen können. Aufmerksam hören sie ihm zu, und jeden Tag freuen sie sich auf den kommenden Abend.

Oder er liest ein Kapitel aus der Bibel — auch stimmen wohl alle ein Lied aus dem Gesangbuch,

und so gehen alle froh und mit guten, frommen Gedanken zu Bett.

2) Der Frühling.

Wann der Bogen, den die Sonne an unserm Horizonte beschreibt, so gross wird, dass Tag und Nacht sich gleich werden, so tritt der Frühling ein; die Wärme nimmt dann wieder zu, es wird wärmer; die Luft, welche vorher kalt und rauh war, wird milder. Das Eis, das die Flüsse und Seen bedeckt, schmilzt. Auch der Schnee, in welchen Berge und Thäler eingehüllt waren, schmilzt und verwandelt sich in Wasser. Die Bäche, Flüsse, und Ströme schwellen an. Das Wasser in ihnen steigt zuweilen höher, als ihre Ufer — sie treten aus ihren Ufern — sie überschwemmen Wiesen und Felder, Dörfer und Städte — mächtig rauschen die gewaltigen Fluthen daher und reissen unaufhaltsam alles mit sich fort, Steine und Bäume, Hütten und Häuser, Menschen und Vieh; die Gegend gleicht einem unabsehbaren See; schon in weiter Ferne hört man das Toben der Alles verheerenden Wasserfluthen. — Jetzt erhebt sich ein heftiger Wind — er zerstreut die Regenwolken, er trocknet die Felder und Wiesen — das Wasser verläuft sich und kehrt in das Bette der Bäche, der Flüsse und Ströme zurück.

Die grünende Saat, das frische Grün der Wiesen erquickt wiederum das Auge, das durch ihr blendend-weisses Winter-Gewand gelitten hatte.

Jetzt treibt der Hirt die Rinder und Ziegen auf die Weide, der Schäfer seine Heerde — das Brüllen der Ochsen, das Muhen der Kühe, das Meckern der Ziegen, das Blöken der Schafe verkündet ihre Freude über die lang entbehrte Kost frischer, erquickender Frühlings-Kräuter, über den Genuss der Freiheit.

Auch die Gänse und Enten eilen schnatternd dem Wasser zu, das nun wieder von seiner Eisdecke befreit ist. — Das Girren der Tauben, das Gackern der Hühner, das muntere Krähen des Hahnes stimmen ein in die allgemeine Freude.

Die Kraniche und Störche, die Nachtigallen und Grasmücken, die Staare und Drosseln, die Wachteln und Schwalben, und alle die Vögel, die im Herbst nach wärmeren Ländern gezogen waren, kehren jetzt heim.

Sie erscheinen wieder in den Städten und Dörfern, in Wäldern, auf Wiesen und Feldern. Die Störche und Schwalben suchen ihre alten Nester wieder auf an der friedlichen Hütte, die sie sonst beherbergt hatte; die Nachtigallen und Grasmücken, die Krammets-Vögel und Drosseln tragen sorgsam Zweige und Moos zusammen, Nester zu bauen für ihre Jungen in den Hecken und auf den Bäumen. Sie legen Eier und erwärmen sie mit ihrem Leibe — sie brüten Tag und Nacht, bis die Jungen die harte Schale des Eies zerbrechen; dann holen sie reife Körner, Mücken und allerlei zartes Futter, und stecken es den hungrigen Jungen in die weit geöffneten Schnäbel. Der Storch steht auf seinem hohen Neste und bringt seinen Jungen Schlangen und Frösche, ihren Hunger zu stillen; fern hören wir das Klappern seines Schnabels.

Die Nachtigall erfreut uns durch ihren bezaubernden Gesang; trillernd steigt die Lerche hoch in die Lüfte und schwebt über ihrem Neste auf der niedrigen Erde.

Aus ihrem langen Winterschlafe erwachen die Murmelthiere und Dachse, die Maulwürfe und Siebenschläfer, die Frösche und Kröten, die Schlangen und Eidechsen, die Käfer und Schmetterlinge, die Bienen und Hummeln — sie kommen hervor aus ihren Höhlen, Löchern und Schlupfwinkeln. Die Schnecke öffnet wieder die harte Decke, womit sie ihr Haus verschlossen hatte.

Neues Leben erwacht auch in den Bäumen und Sträuchern, der Saft tritt in den Stamm, in die Aeste und Zweige — sie treiben Blätter-Knospen und Blüten-Knospen; beide brechen auf. Die Blüten erfreuen das Auge mit ihren herrlichen Farben; sie duften Wohlgerüche aus, und verbreiten sie weit um sich her.

Zu den lieblichen Frühlingsblumen, zu dem Duft der Blüten eilen die summenden Hummeln und die geschäftigen Bienen, Honig und Wachs zu sammeln für die junge Brut; zu ihnen eilt der buntgeflügelte Schmetterling, der glänzende Käfer.

In die Blüten, auf die kaum aufgebrochenen Blätter, die ihrer jungen Brut am angenehmsten sind, legen sie ihre Eier.

So finden die ausschlafenden Raupen und Larven sogleich die Nahrung, welche die weite Natur ihnen angewiesen hat.

Jetzt erwärmt die wohlthätige Sonne auch wieder die Palläste, die Häuser und Hütten — der Ofen, der Kamin wird nicht mehr geheizt; die natürliche Wärme macht die künstliche Wärme entbehrlich.

Auch die Kinder freuen sich des allesbelebenden Frühlings; froh eilen sie in den Garten und in den Wald, auf Wiesen und Felder. An der Hand der liebenden Mutter freuen sie sich doppelt der herrlichen Natur, die überall sie umgiebt. Schlitten und Schlittschuhe werden für den Winter verwahrt. Mit geschäftiger Hand binden sie Stäbe zusammen, beziehen sie mit Papier und befestigen daran einen Schweif von bunten Papier-Schnitzeln; freundlich reicht ihnen der Vater eine lange, lange Schnur; jubelnd eilt das kleine Heer, mit dem leichten Drachen an der Hand, ins Freie; ein frischer Wind trägt ihn hoch in die Lüfte; frohlockend ziehen sie im schnellen Lauf ihn mit sich fort.

Mit Schachteln und Netzen versehen, folgen sie dem Vater auf die Berge und in die Thäler. Auf Eichen und Birken, auf Dornen und Disteln, auf Nesseln und Gras, auf der Wolfsmilch und auf der Königskerze suchen sie Raupen und Käfer; sorgsam pflücken sie Blätter ab zum Futter für ihre Raupen. Mit den grünen Netzen haschen sie buntgeflügelte Schmetterlinge und zirpende Heuschrecken.

Jetzt sind sie auf dem höchsten Gipfel des Berges. Weit und breit athmet alles Leben und Freude. Aus dem Thale herauf ertönt das Geläute der Glo-

cken, aus dem Walde erschallen die Glocken der Kühe, das Rufen des Kuckkucks, das Picken des Spechts; aus den Büschen der Gesang der Vögel, die lockende Stimme der Nachtigall.

Das weisse Gewand der Erde ist verschwunden — mit frischem erquickendem Grün prangen die Wiesen und Felder aufs Neue. Tausendfältige Blumen erfreuen unser Auge mit ihren bunten Farben, Primeln und Aurikeln, Maiblumen und Veilchen, Hyacinthen und Narcissen erfüllen die Luft mit lieblichen Wohlgerüchen. Der Bach rieselt sanft murmelnd durch Wiesen und zwischen Blumen zu unsern Füfsen dahin. In der Ferne stürzt donnernd der Wasserfall herab, in milchweifsen Schaum aufgelöst; stürzt rauschend der wilde Waldstrom aus dunklen Tannen in das liebliche Thal, durch lachende Wiesen fliefst er ruhig dem nahen See zu. Weit hin, bis zu den blauen Bergen, die unser Auge kaum vom Himmel unterscheidet, reicht die krystallhelle Fläche des Sees.

Zu beiden Seiten des Sees, so weit unser Auge reicht, erheben sich frisch belaubte Rebhügel — über ihnen steigen Berge, mit dunkeln Wäldern empor; höher noch entdeckt unser Auge Sennen mit ihren Hütten. Hoch über diesen Bergen erheben sich die majestätischen Alpen — in ewigen Schnee eingehüllt, stehen ihre glänzend-weissen Gipfel fest und unwandelbar da.

Ueber den See hin eilt ein Schiff mit weifsen, schwellenden Segeln. Kleine Fischer-Boote mit plättschernden Rudern gleiten über die silberblauen Wellen dahin. Jetzt nähert sich die Sonne dem Ende des Horizonts im Westen — länger und länger werden die Schatten. Es freuen sich die Knaben ihres riesenmäfsigen Schattens. Die Strahlen der Sonne färben sich roth und röther — die Wolken am Himmel, das Wasser des Sees röthen sich mehr und mehr. Das glänzende Weifs der hoch erhobenen Alpen verwandelt sich in das liebliche Roth der Rosen, es geht über zu dem schönsten Purpur. Die höch-

sten Gipfel glühen noch immer, wann längst schon tiefer Schatten die niedrigen Thäler bedeckt.

Vom herzerhebenden Anblick der untergehenden Sonne, von der Herrlichkeit der Natur, von dem Reichthum der Schöpfung, die uns umgiebt, ergriffen und innig bewegt, erhebt der Vater die gefalteten Hände zu Gott, ihm zu danken für alle die Freude, für den seligen Genuss der Schönheiten seiner Schöpfung; der Vater betet — mit ihm beten die Kinder — das Herz voll Dank und voll Liebe, kehren sie heim zu ihrer friedlichen Hütte, ehe die Nacht einbricht.

3) Der Sommer.

Immer größer wird der Bogen, den die Sonne am Horizonte beschreibt; immer länger werden die Tage, immer kürzer die Nächte; immer mehr nimmt die Wärme zu. Wann die Sonne den größten Bogen am Horizonte beschreibt, dann ist der längste Tag, die kürzeste Nacht; — dann endet der Frühling; es nimmt der Sommer seinen Anfang.

Im Sommer ist die Luft unsrer Atmosphäre am wärmsten. Um die Mittagszeit steigt die Wärme der Luft oft zu einem Grade, den wir Hitze nennen.

Durch lange anhaltende Hitze welken das Gras auf den Wiesen, die Gemüse, die Pflanzen und Blumen in den Gärten; viele Quellen versiegen; Bäche und Flüsse, die vorher tief waren, werden seichter; der Erdboden bekommt Risse; Menschen und Thiere schmachten nach erfrischendem Wasser und nach kühlender Luft.

Aber durch die Hitze des Sommers reifen die erquickenden Früchte: die Erdbeeren, die Kirschen, die Pflaumen und Pfirsiche, die Aprikosen, die Aepfel, die Birnen, die Maulbeeren, die Himbeeren und die Trauben. Es reift das Getreide: der Roggen, der Weizen, der Hafer, der Mais, die Gerste und die Hirse, der Buchweizen, die Kartoffeln und die Gemüse.

Oft ist die Hitze des Sommers drückend und schwül. Dann sehnt sich alles nach einem Gewitter, das die Luft abkühlt und einen erquickenden Regen auf die versengten Felder und Wiesen herabgießt.

Am Ende des Horizonts steigen weißliche Wolken auf — erst nur wenige — dann immer mehrere — sie thür-

thürmen sich wie Berge über einander — ihre Farbe wird dunkler und immer dunkler — sie steigen höher am Horizonte — jetzt verbergen sie die Sonne und entziehen uns den Glanz ihrer Strahlen; die Vögel verstummen, und suchen ängstlich einen Zufluchtsort; das Wild verbirgt sich — selbst die Schmetterlinge verkriechen sich — alles schweigt, und sieht mit banger Erwartung dem Ausbruch des nahenden Gewitters entgegen. Jetzt erhebt sich der Wind, und rauscht in den Wipfeln der Bäume — ein ferner Blitz erleuchtet die dunklen Gewitterwolken; später rollt in der Ferne ein schwacher Donner. Doch stärker erhebt sich der Wind, schneller ziehen die Gewitterwolken heran — heller leuchtet der Blitz — stärker rollt der Donner, den nur noch ein kurzer Zeitraum von dem Blitze trennt.

Alles flieht und sucht Schutz und ein Obdach.

Ein fernes Sausen verkündet den alles verheerenden Hagel. Prasselnd stürzt er herab, und zerstört in wenigen Augenblicken die Aernte des Landmanns, die Frucht seines anhaltenden Fleißes. Traurend und wehklagend sieht er seine Hoffnung vernichtet.

Jetzt stehen die Gewitterwolken über uns. Der zackige Blitz fährt aus ihnen zur Erde nieder — alles scheint in Flammen zu stehen — unmittelbar folgt ihm ein Donnerschlag, der alles betäubt. Der Blitz hat getroffen — eine hohe, herrliche Eiche, die hoch über alle Bäume des Waldes emporragt, steht in Flammen — todt hingestreckt liegt neben ihr der unvorsichtige Hirt, der unter ihrem Laube Schutz gegen den gewaltig herabströmenden Regen suchte.

Der Regen schwellt die Bäche in den Gebirgen — sie treten aus ihren Ufern — sie überschwemmen Wiesen und Felder und reißen gewaltsam alles mit sich fort, was sie auf ihrem Wege finden; Häuser und Ställe, Menschen und Vieh.

Der Wirbelwind wüthet; mit ungeheurer Gewalt ergreift er hundertjährige Eichen, und reißt sie mit der weit verbreiteten Wurzel aus.

Die Gewitterwolken ziehen weiter — ferner nur leuchtet der Blitz, schwächer rollt der Donner — der Wind hört auf zu toben — der Regen wird schwächer — die Wolken senken sich am Horizonte — der blaue

Himmel wird wieder sichtbar; die Sonne scheinet aufs Neue — ihre Strahlen brechen sich an den Tropfen, die an den Zweigen der Bäume, an den Grashalmen hängen — sie spielen die schönen Farben des Regenbogens, der am Himmel glänzt.

Die welken Blumen und Gräser erheben sich wieder; die Blätter der Bäume sind mit einem frischen Grün bekleidet — die Vögel kommen aus ihren Schlupfwinkeln hervor — sie freuen sich der erquickenden Kühle — ihr Gesang verkündiget ihre Freude. Die Schmetterlinge flattern wieder zu den neu belebten Blumen. Alles ist erquickt, erfrischt, neu belebt — alles wächst und gedeihet.

Munter eilt der Landmann mit der Sichel auf die buntfarbigen Wiesen. Mit geschäftiger Hand mäht er das Gras und die duftenden Blumen ab; schnell trocknet sie die Sonnenwärme; mit dem Rechen kehrt er das abgemähete Gras um, damit auch die untere, noch feuchte Seite des Grases von den Sonnenstrahlen getrocknet werde. Am andern Tage kehrt er wieder, und bringt das halb getrocknete Gras erst in kleine, dann in größere Haufen. Schon von ferne riechen wir dann das angenehm duftende Heu. Bald kehrt er zum drittenmale wieder, auf Wagen, mit Ochsen bespannt, alle, Vater, Mutter und Kinder, Knechte und Mägde laden jetzt mit Heugabeln die großen Heu-Haufen auf den Wagen; sie thürmen es hoch in die Höhe; — fröhlich und singend fahren sie, auf weichem Heu gelagert, heim, und füllen die Scheunen mit reichem Vorrath für den langen unfruchtbaren Winter.

Späterhin eilt alles zu den reichen Kornfeldern; von der Last der goldenen Aehren beugen sich die Halme zur Erde; mit der frisch geschärften Sichel schneiden sie die Halme ab, und binden sie in Garben. Auch zu den Garben kehren sie wieder, sie zu wenden, damit sie auf allen Seiten von der Sonne getrocknet werden. Jetzt beladen sie den Aernte-Wagen mit den schweren Garben, dem Lohne ihres Fleißes. Es freuet sich der fleißige Landmann der gesegneten Aernte. Kaum reichen die Scheunen hin, den ganzen Reichthum zu fassen.

Täglich besucht der Winzer seinen Weinberg; sorgfältig unterstützt er die schwerbeladenen Reben: er schnei-

bet die Blätter ab, die den Trauben die Strahlen der Sonne entziehen, mit ausdauerndem Fleiß reinigt er den Boden vom Unkraute, und verscheucht die naschhaften Vögel.

Auf hohe Alpen treibt der Hirt sein Vieh, das ihm willig folgt, nach den balsamischen Alpenkräutern verlangend und nach der reinen erfrischenden Bergluft.

Doch der Bogen, den die Sonne am Himmel beschreibt, wird kleiner — es nahet der Herbst.

Der 104te Psalm.

1. Lobe den Herrn, meine Seele. Herr, mein Gott, du bist sehr herrlich!

2. Licht ist dein Kleid, das du an hast: du breitest aus den Himmel wie einen Teppich.

3. Du wölbest es oben mit Wasser. Du fährest auf den Wolken, wie auf einem Wagen; und gehest auf den Fittigen des Windes.

4. Der du machest deine Engel zu Winden, und deine Diener zu Feuerflammen.

5. Der du das Erdreich gründest auf seinen Boden, daß es bleibet immer und ewiglich.

6. Mit der Tiefe deckest du es, wie mit einem Kleide, und Wasser stehen über den Bergen.

7. Aber vor deinem Schelten fliehen sie, vor deinem Donner fahren sie dahin.

8. Die Berge gehen hoch hervor, und die Thäler öffnen sich an dem Orte, den du ihnen gegründet hast.

9. Du hast eine Grenze gesetzt den Gewässern, darüber kommen sie nicht: und müssen nicht wiederum das Erdreich bedecken.

10. Du lässest Brunnen hervorquellen in den Gründen, daß die Wasser zwischen den Bergen hinfließen:

11. Daß alle Thiere auf dem Felde trinken, und das Wild seinen Durst lösche.

12. An denselben sitzen die Vögel des Himmels, und singen unter den Zweigen.

13. Du feuchtest die Berge von oben her: du machest das Land voll Früchte, die du schaffest.

14. Du lässest Gras wachsen für das Vieh, und Saat zum Nutz dem Menschen:

15. Und machest, daß der Wein erfreue des Menschen Herz, und daß das Brod des Menschen Herz stärke.

16. Daß die Bäume des Herrn voll Safts stehen; die Cedern auf Libanon, die er gepflanzet hat.

17. Daselbst nisten die Vögel, und die Reiher wohnen auf den Tannen.

18. Die hohen Berge sind der Gemsen Zuflucht, und die Steinklüfte der Kaninchen.

19. Du machest den Mond, das Jahr darnach zu theilen: die Sonne weiß ihren Niedergang.

20. Du machest Finsterniß, daß es Nacht wird: da regen sich alle wilde Thiere.

21. Die jungen Löwen, die da brüllen nach dem Raube, und ihre Speise suchen von Gott.

22. Wann aber die Sonne aufgehet, heben sie sich davon, und legen sich in ihre Höhlen.

23. So gehet denn der Mensch aus an seine Arbeit, und an sein Ackerwerk, bis an den Abend.

24. Herr, wie sind deine Werke so groß und viel! du hast sie alle weislich geordnet, und die Erde ist voll deiner Güter.

25. Das Meer, das so groß und weit ist, da wimmelts ohne Zahl, beide groß und kleine Thiere.

26. Daselbst gehen die Schiffe: da sind Wallfische, die du gemacht hast, daß sie darinnen scherzen.

27. Es wartet alles auf dich, daß du ihnen Speise gebest zu seiner Zeit.

28. Wenn du ihnen giebst, so sammeln sie: wenn du deine Hand aufthuest, so werden sie mit Gut gesättigt.

29. Verbirgst du dein Angesicht, so erschrecken sie: du nimmst weg ihren Odem, so vergehen sie, und werden wieder zu Staub.

30. Du lässest aus deinen Odem, so werden sie geschaffen: und es erneuert sich die Gestalt der Erde.

31. Die Ehre des Herrn ist ewig: der Herr hat Wohlgefallen an seinen Werken.

32. Er schauet die Erde an, so bebet sie: er rühret die Berge an, so rauchen sie.

33. Ich will dem Herrn singen mein Leben lang; und meinen Gott loben, so lange ich bin.

34. Meine Rede müsse ihm wohlgefallen. Ich freue mich des Herrn. Halleluja!

Der 65ste Psalm.

Vers 6. Erhöre uns nach der wunderlichen Gerechtigkeit, Gott, unser Heil: der du bist die Zuversicht aller auf Erden und ferne am Meer.

7. Der du die Berge festsetzest in deiner Kraft, und gerüstet bist mit Macht.

8. Der du stillest das Rauschen des Meeres, das Brausen seiner Wellen, und das Toben des Sturmes.

9. Du machest fröhlich, was da lebet, beide des Morgens und des Abends.

10. Du suchest das Land heim, und wässerst es, und machest es sehr reich. Gottes Brünnlein hat Wassers die Fülle: du lässest das Getreide wohl gerathen, denn also baust du das Land.

11. Du tränkest seine Furchen, und feuchtest sein Gepflügtes: mit Regen machst du es weich, und segnest sein Gewächse.

12. Du krönest das Jahr mit deinem Gut, und deine Fußstapfen triefen von Fett.

13. Die Anger sind voll Schafe, und die Auen stehen dicke mit Korn, daß man jauchzet und singet.

4) Der Herbst.

Wiederum sind Tag und Nacht gleich (am 21. September) es beginnt der Herbst; immer kleiner wird der Bogen, den die Sonne am Himmel beschreibt, immer schräger fallen ihre Strahlen auf die Erde — die Wärme nimmt ab; kalte Winde treten ein — allmählig auch wohl schon Nachtfröste — endlich selbst Eis und Schnee.

Die spätern Früchte reifen; die Weinlese beginnt — in den Gegenden, wo viel Wein gebaut wird, ist dann alles in froher Thätigkeit — wer nur gesunde Hände hat, ist mit dem Abschneiden und Einsammeln der Weintrauben beschäftigt — in grossen Körben werden sie nach der Kelter getragen, dann wird der süsse Saft ausgepresst, und aus dem Most entwickelt sich durch Gährung der köstliche

Wein, dessen Gewinnung Millionen Menschen ihren Unterhalt gewährt, und vielen Tausenden Stärkung und Gesundheit verleiht — der aber, unmässig genossen, den Menschen zum Thiere erniedrigt.

Die Blätter der Eichen und Buchen, der Linden und Birken verlieren ihre grüne Farbe, und nehmen eine gelbe oder rothe Farbe an — die reifen Eicheln und Bucheckern fallen zur Erde; allmählig fallen die Blätter ab von den Bäumen, und diese stehen kahl und traurig da. Die Schmetterlinge sterben — die Raupen verpuppen sich, um den herannahenden Winter hindurch, wo sie kein Futter finden würden, in Puppen-Gestalt zu ruhen — im Frühling aber, als Schmetterlinge, mit bunten Flügeln geschmückt, zu erwachen. Auch die Bienen und Wespen, die Ameisen und Käfer verkriechen sich. Vögel, die von Insecten leben und von den Erzeugnissen der Gewässer, ziehen nach Süden, um in wärmeren Gegenden, wo die Natur nicht erstarrt, wo die Gewässer nicht zufrieren, wie im Norden, ihre Nahrung zu suchen.

Die Störche verlassen, mit ihren heranwachsenden Jungen, die Nester auf Dächern und Thürmen — versammeln sich in grosser Anzahl, und treten ihre Wanderung nach dem Süden an. Eben so die Schwalben, die Dompfaffen, Zeisige, Bachstelzen, Wachteln, Nachtigallen und Grasmücken, der Seidenschwanz, der Krammetsvogel, die Drosseln u. s. w. Nur die Krähen, Spechte, Trappen und Rebhühner, die Sperlinge, Lerchen und einige andere bleiben bei uns.

Der Hamster, der Siebenschläfer, das Murmelthier verkriechen sich in ihre Höhlen, rollen sich zusammen gleich einer Kugel, und verschlafen den Spätherbst und Winter.

Aber der stets thätige Mensch arbeitet rastlos fort, damit er seinen und seiner Familie Unterhalt erwerbe. Die Mutter, die Tochter und die Mägde spinnen und stricken. An den langen Abenden bleibt der gute Hausvater im Hause, bei seiner Frau und seinen Kindern, und findet in der Unterhaltung mit

ihnen seine Erholung und seine Freude. Am Abend kommt dann wohl der gute Nachbar mit den Seinen, und beiden Familien ist es wohl und behaglich, und jeder weilt gern bei ihnen.

Nur der Schlemmer und der Verbildete sucht sein Vergnügen im Kaffeehause, am Spieltisch, in der Bier- und Branntweinschenke. Dann härmet sich wohl die gute Hausfrau, die mit allem Fleiss und aller Sparsamkeit nicht so viel erwerben und erhalten kann, als der gewissenlose Familien-Vater ausser dem Hause verprasst. Dann kommt wohl der Familien-Vater, spät in der Nacht, mürrisch und verstimmt nach Hause — die Kinder sehen kein gutes Beispiel — sie fürchten wohl den Vater, aber sie lieben ihn nicht so, wie gute Kinder einen frommen Vater lieben würden — die Kinderzucht gedeiht nicht — es ist im Hause nicht Herzlichkeit, nicht Ruhe und Heiterkeit, und wer da kommt, ist nicht willkommen, und Niemand bleibt gern in dem verstörten Hause.

Der 66ste Psalm.

1. Jauchzet Gott, alle Lande!
2. Lobsinget zu Ehren seinem Namen; rühmet ihn herrlich.
3. Sprechet zu Gott: Wie wunderbar sind deine Werke!
4. Alles Land bete dich an und lobsinge dir — lobsinge deinem Namen!

171.

Aus „Lienhard und Gertrud,"

einem Buche für das Volk.

„Zieht den Hut ab, Kinder, und faltet die Hände!" — — Es folgt ein Todtenbett. —

Rudi war bei seinen vier Kindern. Seine Frau war ihm vor drei Monaten gestorben. Seine Mutter lag sterbend auf einem Strohsacke, — sagte aber zu Rudi: „suche doch zu Mittag etwas Laub in meine Decke — „mich friert. —"

„O Mutter! ich will gern jetzt gehen, sobald das „Feuer im Ofen verlöscht seyn wird," sagte Rudeli. —

Die Mutter. Hast du auch noch Holz, Rudi — hast du auch noch Holz? Du kannst jetzt nicht mehr in den Wald, von mir und den Kindern weg — o Rudi, auch ich bin dir zur Last —

Rudi. O Mutter, Mutter! sage doch das nicht — du bist mir nicht zur Last — mein Gott, mein Gott! Könnte ich dir nur auch Das, was du nöthig hast, geben. — Dich dürstet, dich hungert und friert! und du klagst nicht! Das geht mir an's Herz, Mutter!

Mutter. Grämе dich nicht, Rudi! — Meine Schmerzen sind, Gottlob! nicht groß, und Gott wird bald helfen — und mein Segen wird dir lohnen, was du mir thust. —

Rudi. O Mutter, Mutter! ich habe ja nichts — und du trägst meinen Mangel — o Mutter, o Mutter!

Mutter. Rudi, wann man seinem Ende nah' ist, so braucht man wenig mehr auf der Erde — und was man braucht, giebt der Vater im Himmel. Ich danke ihm, Rudi; er stärket mich bei meiner nahen Stunde.

Rudi (in Thränen.) Meinest du denn, Mutter, du erholest dich nicht wieder?

Mutter. Nein, Rudi, gewiß nicht. —

Rudi. O mein Gott!

Mutter. Tröste dich, Rudi; ich gehe in's bessere Leben.

Rudi (schluchzend.) O Gott!

Mutter. Tröste dich, Rudi; du warst die Freude meiner Jugend, und jetzt bist du der Trost meines Alters; und nun dank' ich Gott — deine Hände werden bald meine Augen schließen. Dann werde ich zu Gott kommen und für dich beten; Gott wird helfen; er wird mich erhören, und es wird dir wohlgehen ewiglich. — Denk' an mich, Rudi. —

Rudi. O Mutter, liebe Mutter!

Mutter. Aber jetzt noch eins, Rudi!

Rudi. Was doch, Mutter!

Mutter. Ich will dir's sagen, Rudi. Ich muß dir's sagen; es liegt mir seit gestern wie ein Stein auf dem Herzen.

Rudi. Was denn, o Mutter!

Mutter. Ich sah gestern, daß sich der Rudeli hinter mein Bett versteckte, und aus seiner Tasche gebratene Erdäpfel aß. — Er gab auch seinen Geschwistern; und auch die aßen's verstohlen. — Rudi, diese Erdäpfel sind nicht unser, sonst hätte sie der Junge auf den Tisch geworfen, und hätte seinen Geschwistern laut gerufen — ach! er hätte auch mir einen zugebracht, wie er's tausendmal machte. — Es ging mir allemal an's Herz, wann er mit etwas in den Händen zu mir sprang, und so herzlich zu mir sagte: Großmutter, iß auch! O Rudi, wenn dieser Herzensjunge ein Dieb werden sollte! O Rudi, wie dieser Gedanke mir seit gestern so schwer auf dem Herzen liegt! Wo er ist — bring mir ihn, ich will mit ihm reden.

Rudi. O ich Elender! (er läuft geschwind, sucht den Rudeli, und bringt ihn der Mutter an's Bett.) —

Die Mutter setzt sich mühselig und zum letztenmale auf, kehrt sich gegen den Knaben, nimmt ihn in ihre Arme, drückt ihn an ihr Herz, senkt das schwache sterbende Haupt hinab auf den Knaben; — der Kleine weint laut:

„Großmutter, was willst du? Du stirbst doch nicht? „Ach stirb doch nicht, Großmutter!" so sagte der Kleine — sie antwortete gebrochen!

„Ja, Rudeli, ich sterbe gewiß bald."

„Jesus! ach mein Gott! stirb doch nicht, Groß„mutter!" (Sie muß sich wieder legen.)

Der Knabe und sein Vater zerflossen fast in Thränen. Sie erholte sich aber bald wieder, und sagte: „es „ist mir schon wieder besser, da ich jetzt liege."

Rudeli. Du stirbst doch jetzt nicht mehr, Großmutter?

Mutter. Thue nicht so, du Lieber! Ich sterbe ja gern, und ich werde ja dann zu einem lieben Vater kommen, bei dem es mir wohl seyn wird — bald, bald, Rudeli, werde ich zu ihm kommen.

Rudeli. O wenn du stirbst, ich will mit dir sterben.

Mutter. Nein, Rudeli, du wirst nicht mit mir sterben, du wirst, will's Gott, noch lange leben und brav werden, und wann einst dein Vater alt und schwach seyn wird, seine Hülfe und sein Trost seyn — Gelt, Rudeli, du willst ihm dann gern thun, was du kannst,

und was ihm Freude macht? Er thut mir jetzt auch, was er kann — versprich's mir!

Rudeli. Ja gewiß, Großmutter; ich will recht thun — und folgen.

Mutter. Aber, mein Kind! Gott im Himmel, zu dem ich jetzt bald kommen werde, sieht alles, was wir thun.

Rudeli. Ich weiß wohl, Großmutter.

Mutter. Warum hast du denn gestern hinter meinem Bette verstohlen Erdäpfel gegessen?

Rudeli. Ich will's nicht mehr thun, Großmutter! ich will's nicht mehr thun. Verzeih mir doch, Großmutter! Verzeih mir, o mein Gott! Großmutter!

Mutter. Hast du sie genommen, die Erdäpfel?

Rudeli (schluchzend.) J — j — j ja! Großmutter!

Mutter. Wem hast du sie gestohlen?

Rudeli (schluchzend.) Dem, dem Mau — Maurer.

Mutter. Du mußt jetzt zum Maurer, und ihn bitten, daß er dir verzeihe.

Rudeli. Großmutter, um Gotteswillen! ich darf nicht, ich darf nicht.

Mutter. Du mußt — daß du's ein andermal nicht mehr thust. Um Gotteswillen, mein Lieber, wenn dich schon hungert, nimm nichts mehr! Gott verläßt Niemand; er giebt allemal wieder. O Rudeli, wenn du schon nichts hast, und nichts zu erwerben weißt, trau auf den lieben Gott.

Rudeli. O Großmutter, gewiß, gewiß will ich nicht mehr stehlen.

Mutter. Nun so segne dich denn dein und mein Gott, auf den ich hoffe — er bewahre dich, du Lieber! (sie drückt ihn an ihr Herz, weint und sagt dann weiter:) Du mußt jetzt zum Maurer; sag ihm, daß auch ich ihn um Verzeihung bitte. Rudi! geh mit dem Kleinen, sag, es sey mir leid, daß ich ihm die Erdäpfel nicht zurückgeben könne; sag ihm: ich wolle Gott bitten, daß er ihnen ihr Uebriges segne; und du, Rudi, du wirst ihm einmal einen Tag dafür arbeiten, damit er das Seine wieder erhalte.

Eben da sie redete, klopfte der Vogt an's Fenster.

* * *

Die kranke Mutter erkannte den Vogt an seinem Husten, und sagte: „O Gott, Rudi — es ist der Vogt — gewiß ist das Brod und die Butter, woraus du mir die letzte Suppe gekocht hast, nicht bezahlt!

Rudi. Um Gotteswillen, es ist nichts daran gelegen, ich will ihm arbeiten, in der Aernte schneiden.

Mutter. Ja, wenn er wartet.

Rudi geht aus der Stube zum Vogt, und die Kranke seufzt tief, redet bei sich selber, und sagt: seit unserm Handel *), — Gott verzeihe ihm, dem armen geblendeten Tropf, ist mir immer ein Stich in's Herz gegangen, wann ich ihn sah; o Gott! und in meiner nahen Stunde muß er noch an mein Fenster kommen und husten! Es ist Gottes Hand, — daß ich ihm verzeihe, daß ich den letzten Groll überwinde, daß ich für seine Seele bete. Ich will es thun: verzeih ihm, Vater im Himmel! verzeih ihm!

Sie hörte jetzt den Voigt laut reden —

O Gott! er ist zornig. O du armer Rudi — um meinetwillen kommst du unter seine Hände — sie sinkt in Ohnmacht.

Rudeli springt aus der Stube zum Vater. „O Va„ter, die Großmutter ist todt!"

Rudi. Herr Jesus! Vogt, ich muß gehen.

Vogt. Ja, es thut Noth! Es ist kein Unglück, wenn die Alte einmal todt ist.

Rudi hörte nicht, was er sagte, und war schnell in der Stube. Seine Mutter erholte sich bald wieder; und wie sie die Augen öffnete, fragte sie: „War er „zornig? Er will dir gewiß nicht warten?"

Und Rudi antwortete: „es ist nichts wenigeres, „was du meinest; es ist etwas Gutes."

Die Mutter sieht ihn ernstlich an, und sagt wehmüthig: „redest du die Wahrheit, Rudi? oder willst du „mich nur sonst so trösten? Was ist es?"

Rudi. Der Junker hat mich zum Taglöhner im Kirchbau bestellt; ich habe des Tages 25 Kreuzer und auf ein Jahr Arbeit.

---

*) Er hatte durch seine Ungerechtigkeit dem Rudi um ein Stück Landes gebracht.

Mutter. Ist's auch gewiß?

Rudi. Ja, Mutter, ganz gewiß.

Mutter. Nun, ich sterbe leichter, Rudi! daß du siehst deiner Kinder Brod. Mein Ende ist mir jetzt so leicht! Du bist gut, mein lieber Gott — sey bis an ihr Ende auch ihr guter Gott. Glaub nur, Rudi, ewig fest: „Je größre Noth, je näher Gott."

Rudi. Wie sollt' ich's vergessen, Mutter? Ich will jetzt gehen und dir das Laub in die Decke holen.

Mutter. Das hat nicht Eil. Es ist, Gottlob! wieder wärmer. Geh jetzt mit dem Kleinen zu Lienhard.

Rudi winkt dem Betli aus der Stube; sagt ihm: „Betli, gieb auf die Großmutter Acht. Wenn ihr etwas „begegnet, so schicke Nendli mir nach. Ich bin bei dem „Maurer."

Da nahm er den Kleinen an die Hand und ging mit ihm in die Hütte Leonors.

Er war noch bei seiner Arbeit, und Gertrud allein zu Haus, als sie kamen. Diese sah bald, daß der Vater und der Knabe Thränen in den Augen hatten.

Was willst du, Nachbar Rudi, warum weinst du? „warum weint der Kleine?" fragte sie liebreich, und bot dem Kleinen die Hand.

„O Gertrud! ich bin in einem Unglück. Aber du „verzeihst mir. Der Rudeli hat schon etlichemal aus „Hunger von euren Erdäpfeln genommen. Endlich hat's „die Großmutter gemerkt, und er hat's ihr bekannt; sie „schickt uns gleich, dich um Verzeihung zu bitten. Ger„trud! sie ist auf dem Todbette, und bittet dich, daß „du uns verzeihest. O Gott! wir können sie dir nicht „wieder zurückgeben; aber ich will euch gern dafür ar„beiten; verzeih uns!"

Gertrud. Schweig hiervon, Rudi! Komm, du lieber Kleiner! versprich mir, daß du Niemand mehr etwas nehmen willst. (Sie umarmt ihn.) Du hast eine brave Großmutter.

Rudeli. Verzeihe mir, Frau! ich will, weiß Gott, nicht mehr stehlen.

Gertrud. Mein Kind, thue das nicht mehr. Du weißt jetzt noch nicht, wie elend und unglücklich alle Diebe werden. Thu's nimmer, Kind! auch wenn dich

hungert, nicht. Komm lieber zu mir, und wenn ich kann, will ich dir gern etwas geben.

Rudi. Will's Gott, soll ihn der Hunger nimmer treiben, Frau! Ich habe jetzt bei der Kirche zu verdienen.

Gertrud. Ich hab's gehört, und es hat mich von Herzen gefreut.

Rudi. Sag doch deinem Manne: ich wollte ihm treu und ehrlich arbeiten, früh und spät seyn, und daß ich mir gern die Erdäpfel am Lohn abziehn lassen wollte.

Gertrud. Rede nicht von dem, Rudi! Mein Mann hat, Gottlob! jetzt auch für ein Jahr Verdienst, und freut sich gewiß, wenn's euch nur wohl geht. Aber ich muß mit dir zur alten Mutter, wenn sie so übel ist.

Sie steckt dem Kleinen dürres Obst in seine Tasche und sagt ihm noch einmal: „O Lieber! nimm doch kei„nem etwas mehr;" und geht dann mit Rudi heim.

Dieser nimmt noch etwas Laub unter einem Nußbaume, das er auf dem Ofen trocknen und dann damit seiner Mutter die Decke füllen will.

Gertrud wartet auf ihn ein wenig unter dem Baume, und von da gehen sie geschwind zur kranken Mutter.

Gertrud grüßt sie, nimmt ihr die Hand, und weint. Die Kranke sieht sie weinen.

„Du weinst, Gertrud! Wir sollten weinen. Hast „du uns verziehen?"

Gertrud. Du gute Kathri! Gott wird die Deinigen für dein gutes Herz belohnen, und für die Sorge, die du für sie trägst.

Kathri. Hast du uns verziehen, Gertrud?

Gertrud. Schweig hievon. Könnte ich deine Leiden erleichtern, ich würde es gern thun.

Kathri. Du bist gut, Gertrud! Ich danke dir, Gott wird bald helfen. Rudeli! hast du sie um Vergebung gebeten? Hat sie dir verziehen?

Rudeli. Ja, Großmutter, schau, wie gut sie ist! (Er zeigt ihr die Tasche voll dürren Obstes.)

„Wie ich schlummere," sagte die Großmutter; „hast „du auch recht um Verzeihung gebeten?"

Rudeli. Ja, Großmutter!

Kathri. Und es ist dir Ernst?

Rudeli. Gewiß, gewiß Großmutter!

Kathri. Wie mich ein Schlummer übernimmt! Es dunkelt vor meinen Augen — (Sie wendet sich hierauf zu Gertrud:) ich muß eilen . . . Ich kann fast nicht mehr . . . wann ich todt seyn werde . . . Ger . . trud . . o gönne diesen Kindern, . dann . . diesen verlassenen Kindern, dann . . . und wann auch ein gut Wort . . . sie sind so verlassen. (Sie streckt die Hand aus, die Augen brechen) — Rudeli! folg ihr — Gertrud, darf ichs hoffen? . . . (Sie entschlummerte, und sie ist nicht mehr aus diesem Schlummer erwacht.)

Gertrud vermuthete, daß es der Tod sey, und sagte es Rudi — Wie er jetzt, wie der Kleine die Hände zusammenschlagen, und ohne Trost . . . hinsinken; das bin ich nicht im Stande zu schreiben.

Gertrud tröstete den armen Rudi, und sagte ihm den letzten Wunsch, den die edle Mutter geäußert, und den er in seinem Jammer nicht gehört hatte. —

Treuherzig nimmt er ihre Hand — „o Gertrud! „wie mich die Mutter reuet; wie sie so gut war! daß sie „noch an das dachte — willst du auch ihre Bitte erfüllen, Gertrud?"

Gertrud. Ja, Rudi, so viel ich kann, will ich daran denken.

Rudi. Gott wird dir's lohnen.

Gertrud wandte sich um, sah gen Himmel — „o „Gott! laß mich die Bitte dieser Frau nie vergessen," sagte sie still bei sich selbst; nimmt hierauf den Rudeli und alle seine Geschwister; küßt sie mit warmen Thränen; besorgt die Todte, und geht dann wieder in ihre Hütte. —

* * *

Lienhard und Gertrud waren jetzt wieder in ihrer Hütte, und die Kinder liefen dem Vater und der Mutter entgegen, baten und riefen: „wir wollen doch ge„schwind unsere Lection wiederholen! Mutter, komm doch „geschwind, daß wir bald fertig werden."

Gertrud. Warum so eifrig heute, ihr Lieben? Thut es Noth?

Kinder. Ja, wir dürfen dann, Mutter, wenn wir es können — mit dem Abendbrod — gelt Mutter, wir dürfen? — Du hast's uns gestern versprochen.

Mutter. Ich will gern sehen, wie ihr die Lection brav könnet.

Kinder. Aber wir dürfen dann, Mutter?

Mutter. Ja, wann ihr fertig seyn werdet.

Die Kinder freuten sich herzlich, und wiederholten, was sie in der Woche gelernt hatten, geschwind und gut.

Da gab die Mutter ihnen ihr Abendbrod, und zwei Schälchen Milch — sie nahm den Rahm nicht ab davon, denn es war ein Festtag.

Und da die Kinder jetzt aßen, nahm sie auch das Gritteli an ihre Brust.

Jetzt, während des Essens, ist es eine Herzensfreude der Kinder, sich zu erzählen, wem ein jedes sein Brod geben wolle — ich dem Rudeli, sagt das eine, ich dem Heinli, das andere, ich der armen Liese — ein drittes.

Keines ißt einen Mund voll von seinem Brode, keines thut einen Brocken davon in seine Milch — sie essen alle die Milch ohne Brod — jetzt sind sie fertig. —

Noch liegt das Brod und das Messer neben der Mutter auf dem Tische; und Niklas schleicht sich vom Tische zu ihr hin: „Du giebst mir doch noch einen „Mund voll Brod, Mutter!"

Sie antwortet: „Du hast schon, Niklas!"

Niklas. Ich muß es ja dem Rudeli geben.

Mutter. Ich hab' dir's nicht befohlen. Du darfst es essen, wenn du willst.

Niklas. Nein, ich will's nicht essen. Aber du giebst mir doch einen Mund voll?

Mutter. Nein, gewiß nicht.

Niklas. Ei — warum nicht?

Mutter. Damit du nicht meinst, man müsse nur, wann man den Leib voll hat, und nichts mehr mag, erst dann an die Armen denken. — Man muß, wenn man recht brav seyn will, selbst Hunger und Mangel leiden können, wo es Noth thut, dem Armen an die Hand zu gehen.

Niklas. Ja, Mutter; ist's darum?

Mutter. Ja, Kind — Aber giebst du es ihm jetzt doch ganz?

Niklas. Ja, Mutter, gewiß, gewiß! Ich weiß, ihn hungert entsetzlich, und ich mag es wohl aushalten, bis um sechs Uhr, dann essen wir zur Nacht.

Mutter. Ja, Niklas — und ich denke, er hat dann auch nichts.

Niklas. Ja, weiß Gott! er hat dann gewiß nichts zu Nacht.

Mutter. Siehst du, Niklas, ob es nicht der Mühe werth sey, sich zu überwinden und an seinem eigenen Munde etwas zu ersparen, damit man auch dann und wann dem Armen seine große Noth und sein Elend leichter machen könne? — Thränen sind dem Niklas in den Augen.

Mutter. Und du, Liese, giebst du deines auch ganz weg?

Liese. Ja gewiß, Mutter.

Mutter. Und du, Eve, giebst du auch deines so weg?

Eve. Ja freilich, Mutter!

Mutter. Und du, Jones?

Jones. Das denk' ich, Mutter!

Mutter. Nun, das ist brav, Kinder! Aber wie wollt ihr es auch jetzt anstellen? Es hat alles so seine Ordnung, und wenn man es noch so recht meint, so kann man eine Sache doch ganz unrecht anstellen.

Niklas. Ich will laufen, was ich vermag, und ihn rufen; ich will's nur nicht in die Tasche stecken. Mutter, daß er's geschwind hat, laß mich doch jetzt gehen, Mutter!

Mutter. Wart noch ein wenig, Niklas! — Du, Liese, wie willst du es machen?

Liese. Ich will es nicht so machen, wie Niklas. Ich winke den Beteli in eine Ecke, und verstecke das Brod unter mein Tuch, und geb's ihm, daß es Niemand sieht, nicht einmal sein Vater.

Mutter. Und du, Eve, wie willst du es machen?

Eve. Weiß ich's — wie ich den Heinli antreffen werde? Ich werd's ihm geben, wie's mir dann kommen wird.

Mut-

Mutter. Und du, Jones, du kleiner Schelm! Du lachst? Du hast Tücke im Sinn; wie willst du es machen?

Jones. — In's Maul steck' ich's ihm, mein Brod, Mutter! wie du mir's machst, wenn du lustig bist. — Er muß mir die Augen zuthun und das Maul auf — dann lege ich's ihm zwischen die Zähne. — Er wird lachen, Mutter; gelt! er wird lachen?

Mutter Das ist alles recht, Kinder! Aber ich muß euch doch etwas sagen: ihr müßt das Brod den Kindern still und allein geben, daß es Niemand sehe, und man nicht meine, ihr wolltet nach Ruhm haschen; denn das würde gar unartig seyn.

Niklas. Potz tausend, Mutter! so muß ich mein Brod auch in die Tasche stecken.

Mutter. Es versteht sich, Niklas!

Lise. Ich habe mir das wohl eingebildet, Mutter! und sagte es vorher — ich wollte es so machen.

Mutter. Du bist immer die allerwitzigste, Lise; ich habe nur vergessen, dich dafür zu rühmen — du thust also wohl, wenn du mich darum mahnst.

Lise erröthete und schwieg. — Da sagte die Mutter: „Ihr könnt jetzt gehn, Kinder! Aber denkt an das, was ich euch sagte.“ Da gingen die Kinder.

Niklas läuft und springt, was er vermag, die Straße hinunter zu des Rudelis Hause. Er trifft ihn nicht auf der Gasse an, hustet, räuspert sich, ruft ihm — aber er kommt nicht an's Fenster.

Niklas sagt zu sich selber: was soll ich jetzt machen? Soll ich in die Stube? Aber ich soll's ihm allein geben; ich will doch gehn und ihm nur sagen, daß er heraus auf die Gasse komme.

Der Rudeli saß eben mit seinen Geschwistern neben dem offenen Sarge der lieben gestorbenen Großmutter; der Vater und die Kinder redeten alle mit Thränen von der großen Treue und Liebe, die ihnen die Mutter in ihrem Leben erzeigt hätte — und der Vater und der Rudeli weinten ob dem letzten Kummer der guten Frau, wegen der Erdäpfel, und versprachen vor dem offenen Sarge der Großmutter ihrem lieben Gott im Himmel, in keiner Noth, auch wenn sie noch so sehr hungern

würde, irgend einem Menschen mehr etwas zu stehlen. —

Niklas öffnet eben die Thür, sieht die Gestorbene, erschrickt, und läuft wieder aus der Stube. Rudi aber, der ihn sah, dachte: Lienhard wolle ihm etwas sagen lassen; läuft dem Knaben nach und fragt ihn, was er wolle?

„Nichts, nichts," antwortete Niklas, „nur mich „mit dem Rudeli lustig machen, hätte ich wollen — aber er betet jetzt." —

Rudi. Das macht nichts, er ist bald fertig, wenn du zu ihm willst.

Niklas. Laß ihn doch auf die Gasse.

Rudi. Es ist ja so kalt auf der Gasse; komm zu ihm in die Stube.

Niklas. Ich mag nicht, Rudi; laß ihn nur auf einen Augenblick hinunter.

Rudi. Ich mag's wohl leiden.

Niklas ging jetzt mit dem Rudi bis an die Stubenthür, und rief dem Rudeli: „komm doch einen Au„genblick mit mir auf die Gasse!"

Rudeli. Ich mag jetzt nicht. Man nimmt mir sie ja fort; dann komme ich nicht mehr zu ihr in meinem Leben.

Niklas. Nur einen Augenblick!

Rudi. Gehe doch einen Augenblick, und sieh, was er will.

Der Rudeli geht zu ihm hinaus. Niklas steckt ihm das Brod in die Tasche und läuft fort.

Der Rudeli ruft ihm nach: „danke doch deinem „Vater und deiner Mutter!"

Niklas kehrt sich um und sagt: „schweig doch, es „muß Niemand wissen;" und läuft wie ein Pfeil um die Hausecke herum.

* * *

Lise ging indessen allgemach in ihrem Schritte in's obere Dorf zu des Marxen Beteli — er stand eben am Fenster.

Lise winkt ihm, und er schleicht still aus der Stube zu ihr hinunter. —

Lise. Du, ich hab' dir da Brod.

Beteli (streckt zitternd die Hand danach.) Du bist gut, Lise! es hungert mich — aber warum bringst du mir jetzt Brod?

Lise. Weil du mir lieb bist, Beteli! Wir haben jetzt genug Brod! mein Vater muß die Kirche bauen.

Beteli. Meiner auch.

Lise. Ja, aber deiner ist nur Handlanger.

Beteli. Das ist gleichviel, wenn's nur Brod giebt.

Lise. Habt ihr großen Hunger leiden müssen?

Beteli. Ach! wenn's nur jetzt besser wird.

Lise. Was habt ihr zu Mittage gehabt?

Beteli. Ich darf's nicht sagen.

Lise. Warum nicht?

Beteli. Wenn's der Vater vernähme, es würde mir —

Lise. Ich würde es ihm dann gerade auch sagen; du Närrchen!

Beteli nimmt ein Stück ungekochte rohe Rübe aus der Tasche, und sagt: sieh da, Lise!"

Lise. Herr Jesus! sonst nichts?

Beteli. Nein, weiß Gott! jetzt schon zwei Tage.

Lise. Und du darfst das Niemand sagen, und von Niemand etwas fordern?

Beteli. Ach Gott! wenn er wüßte, was ich dir jetzt gesagt, wie würde es mir gehen!

Lise. Aber warum sollst du es denn nicht sagen?

Beteli. Weil das so aussehen würde, als wenn wir betteln wollten, und das sollen wir nicht.

Lise. Nun, so iß doch das Brod, eh' du wieder hinein mußt.

Beteli. Ja, ich muß bald gehn, sonst fehlt's —

Er ißt das Brod, und eben öffnet der Marx die Thür.

Beteli schluckt erschrocken den ungekäueten Bissen hinunter, und die Lise läuft geschwind davon.

Eve trifft den Heinli unter seiner Hausthüre an und sagt ihm: „willst du Brod?"

Heinli. Ja, wenn du welches hast.

Eve giebt's ihm, er dankt, und Eve geht wieder fort. Der Jones aber schleicht um Michels Haus her-

um, bis das Bäbeli ihn sieht und herabkommt. „Was „machst du da, Jones?“ sagt Bäbeli!

Jones. Ich möchte etwas Lustiges machen, Bäbeli!

Bäbeli. Ich will mit dir etwas Lustiges machen.

Jones. Wenn du thust, was ich will, so geht es gewiß lustig.

Bäbeli. Was denn?

Jones. Thu's Maul auf und die Augen zu!

Bäbeli. Ja, du thust mir etwas Garstiges in's Maul.

Jones. Nein, das thue ich nicht, Bäbeli, gewiß nicht!

Bäbeli. Ja, aber wenn du ein Schelm bist!

Es thut die Augen ganz zu; flugs schiebt ihm Jones das Brod in den Mund, und läuft fort.

Das Bäbeli nimmt das Brod aus dem Munde und sagt: „das war lustig;“ sitzt nieder und ißt's.

* * *

Nun waren Lienhards Kinder alle wieder heim.

Sie erzählten dem Vater und der Mutter, wie es ihnen gegangen wäre, und waren sehr munter; Lise allein erzählte wenig, und war nicht munter.

Und nun betete Gertrud mit ihren Kindern; gab ihnen ihr Nachtessen, und begleitete sie zur Ruh. —

Gertrud und Lienhard lasen noch eine Stunde in der Bibel und im Gebetbuche — und es war ihnen wohl am Abend des heiligen Festes.

172. Morgenlied.

Mein erst Gefühl sey Preis und Dank!
erhebe Gott, o Seele!
Der Herr hört deinen Lobgesang,
Lobsing' ihm meine Seele!

Mich selbst zu schützen, ohne Macht,
Lag ich, und schlief in Frieden.
Wer schafft die Sicherheit der Nacht,
Und Ruhe für die Müden?

Wer wacht, wann ich von mir nichts weiß,
Mein Leben zu bewahren?
Wer stärkt mein Blut in seinem Fleiß,
Und schützt mich vor Gefahren?

Wer lehrt das Auge seine Pflicht,
Sich sicher zu bedecken?
Wer ruft dem Tag und seinem Licht,
Uns wieder aufzuwecken?

Du bist es, Gott und Herr der Welt,
Und dein ist unser Leben.
Du bist es, der es uns erhält,
Und mir's jetzt neu gegeben.

Gelobet seyst du, Gott der Macht,
Gelobt sey deine Treue,
Daß ich, nach einer sanften Nacht,
Mich dieses Tag's erfreue.

Laß deinen Segen auf mir ruhn,
Mich deine Wege wallen,
Und lehre du mich selber thun
Nach deinem Wohlgefallen.

173. Morgengebet

Mel. Von Gott will ich nicht lassen.

Allmächtiger! ich hebe
Mein Aug' empor zu dir.
Preis dir, durch den ich lebe,
Und neuer Dank dafür!
Herr, deine Huld ist gross,
Und niemals hat das Lallen
Des Dankes dir missfallen,
Das aus dem Herzen floss.

Dass nicht im tiefen Schlummer
Des Lebens Licht verlischt,
Und dass mich, frei von Kummer,
Ein sanfter Schlaf erfrischt:
Dies dank' ich deiner Macht,
Und deiner Vatertreue.
Durch sie bin ich auf's Neue
Mit heiterm Muth erwacht.

Beschützer unsrer Seelen,
Ich traue stets auf dich!
Was soll ich für mich wählen?

O wähle du für mich!
Gieb, was mir nützlich ist.
Gott, dem ich alles danke.
Mich stärke der Gedanke:
Dass du stets um mich bist.

174. Abendgebet.

Mel. Nun ruhen alle Wälder.

Herr, der du mir das Leben
Bis diesen Tag gegeben,
Dich bet' ich dankbar an,
Ich bin viel zu geringe
Der Huld, die ich besinge,
Und die du, Herr, an mir gethan.

Allgütiger, ich handle
Noch unrecht oft, und wandle
Nicht immer fromm und rein;
Vernimm daher mein Flehen:
Vergieb mir mein Vergehen;
Ich werde morgen besser seyn.

Bedeckt mit deinem Segen
Eil' ich der Ruh' entgegen,
Die mir dein Schutz verheißt.
Dir ist mein Lebensende
Bekannt; in deine Hände
Befehl' ich, Vater, meinen Geist.

175. Nach geendigter Arbeit.

Mel. Loht Gott, ihr Christen etc.

Vollbracht ist unser Tagewerk;
Nun lasst uns fröhlich seyn!
Die Freude giebt zur Arbeit Stärk',
Und unserm Leib Gedeih'n.

Von unsern jugendlichen Reih'n
Sey Lärm und Muthwill' fern.
Vernünftig soll die Freude seyn,
Und angenehm dem Herrn.

Wie gut ist unser Gott, wie gut!
Er giebt gesunden Leib,
Ein frohes Herz und frischen Muth,
Und so viel Zeitvertreib.

Lasst uns ihm dankbar seyn! Die Lust
Beim frohen Jugendspiel
Ersticke nie in unsrer Brust
Der Gottesfurcht Gefühl.

Mit Gnade blickt er dann herab,
Sieht uns're Freuden gern,
Die Freuden, die er selbst uns gab;
O Kinder, lobt den Herrn!

176. Tischlied.

Gesund und frohen Muthes
Genießen wir des Gutes,
Das uns der große Vater schenkt.
O preis't ihn, Brüder, preiset,
Den Vater, der uns speiset,
Und uns mit Freud und Labsal tränkt.

Er ruft herab: es werde!
Und Segen schwellt die Erde,
Und Feld und Hain und Wiese sprießt.
Es lebt und webt in Triften;
In Wassern und in Lüften,
Und Milch und Wein und Honig fließt.

Gott aber schaut vom Himmel
Ihr freudiges Gewimmel
Vom Aufgang bis zum Niedergang;
Denn seiner Kinder Sammeln
Und ihr vereintes Stammeln
Tönt ihm in tausend Sprachen Dank.

Lobsinget seinen Namen!
Und strebt ihm nachzuahmen,
Ihm, dessen Gnad ihr nie ermeßt,
Der alle Welten segnet,
Auf Gut und Böse regnet,
Und seine Sonne scheinen läßt.

Mit herzlichem Erbarmen
Reicht eure Hand den Armen,
Wes Volks und Glaubens sie auch seyn!
Wir sind nicht mehr nicht minder,
Sind Alle Gottes Kinder,
und sollen uns wie Brüder freun.

177. Lobgesang.

Lobt den Herrn! die Morgensonne
Weckt die Flur aus ihrer Ruh,
Und der ganzen Schöpfung Wonne
Strömt verjüngt uns wieder zu.

Lobt den Herrn, in frühen Düften;
Lobet ihn der Blumenflor:
Auf den Wipfeln, in den Lüften
Singet ihm der Vögelchor.

Lobt den Herrn! aus seiner Höhle
Brüllt das Wild ihm seinen Dank;
O vor allen, meine Seele,
Tön' ihm früh dein Lobgesang.

178. Allgemeiner Lobgesang.

Alles, was Odem hat, lobe den Herrn!
Andacht und heilige Wonne durchdringe
Unser Aller Seelen ganz!

Schmecket und sehet, wie freundlich er ist!
Lieb' und Erbarmung, und Wahrheit und Gnade
Walten ewig über uns!

Alles, was lieben kann, liebe den Herrn!
Seraphim, Cherubim, Engel und Geister,
Lieb' ist eure Seligkeit.

Dürsten doch unsere Seelen, wie ihr,
Selig und heilig und ewig zu lieben
Den, der uns aus Liebe schuf.

Aber wir lieben ihn dennoch, der Staub
Liebt den Erbarmer mit Thränen der Sehnsucht,
Die er selbst einst trocknen wird.

179. Gebet der Kinder.

Du, aller Wesen Vater!
Hörst deiner Kinder Flehn.
Durch Tugend wie durch Lieder
Lass uns dein Lob erhöhn.

Venimm uns, deine Gnade
Füll' unser junges Herz,
Und leit' uns durch das Leben,
Und heb' es himmelwärts.

180. Bitte eines Schulkindes.

Segne, Vater, meinen Fleiss!
Und beglücke mein Bestreben,
Mir zum Heil und dir zum Preis,
Weise und gerecht zu leben.

Flöss' in meine zarte Brust
Weisheit, Sittsamkeit und Tugend,
Dass ich sey der Lehrer Lust,
Und die Krone frommer Jugend.

Jungen Blümchen sey ich gleich,
Anmuthsvoll in meiner Blüthe,
Einstens auch an Früchten reich,
Reich an Segen und an Güte.

181. Die zukünftige Seligkeit.

Auferstehn, ja auferstehn wirst du
Mein Staub, nach kurzer Ruh.
Unsterblich's Leben
Wird, der dich schuf, dir geben.
Halleluja!

Wieder aufzublühn werd' ich gesä't;
Der Herr der Aernte geht
Und sammlet Garben,
Uns ein, die wir hier starben.
Halleluja!

Tag des Danks, der Freudenthränen Tag!
Du meines Gottes Tag!
Wann ich im Grabe
Genug geschlummert habe,
Erweckst du mich!

Wie den Träumenden wird's dann mir seyn;
Mit Jesu geh' ich ein
Zu seinen Freuden.
Der müden Pilger Leiden
Sind dann nicht mehr!

Ach, in's Allerheiligste führt mich
Mein Mittler, dann leb' ich
Im Heiligthume,
Zu seines Namens Ruhme!
Halleluja!

182. Flüchtigkeit der Zeit.

Mel. Jesus meine ꝛc.

Gott, wie flügelschnell entfliehn
Unsre Tage, unsre Stunden!
Eh' wir's denken, sind sie hin,
Schneller, als ein Blitz verschwunden.
Wäre doch von unsrer Zeit
Jede Stunde dir geweiht!

Lehr' uns, daß die kurze Frist,
Die du uns hast zugemessen,
Wie ein Strom vorüberfließt,
Niemals laß es uns vergessen,
Hier sey Vorbereitungszeit
Für die nahe Ewigkeit.

183. Morgengesang im Frühling.

Vater! also leb' ich wieder,
Seh' die Schöpfung, preise dich?
Sank noch zu dem Staub nicht nieder,
Freue meines Lebens mich?
O erheb' ihn laut mein Dank,
Werde süsser Lobgesang!

Werde Lobgesang und töne
In die Stimmen der Natur;
Zu der Vögel Stimmen töne,
Zu dem Säuseln auf der Flur.
Lob' ihn früh, der uns gemacht,
Der uns schützt in dunkler Nacht.

Grosser Vater! ja, ich preise
Voll Bewund'rung preis' ich dich.
Mächtig bist du, gütig, weise,
Und liebst mich so väterlich:
Denn von dir, o Gott, bedeckt,
Hat kein Unfall mich geschreckt.

Schöpfer! Vater! o wie nennen
Deine Menschen würdig dich?
Lass mich besser dich erkennen,
Lass mich reiner lieben dich.

All' mein Thun sey Lobgesang,
Und mein ganzes Leben Dank.

Und so lange ich noch lebe
Dieses Prüfungsleben hier,
Dass sich meine Seel' erhebe
Aus dem Staube, Gott! zu dir:
So bewahr' mir dies Gefühl
Deiner Güte bis zum Ziel.

Lass mich nie den Morgen sehen,
Deine Sonne sehen nie,
Ohn' anbetend dazustehen,
Voll Entzücken über sie;
Einst, o Vater! einst werd' ich
Würdiger noch preisen dich.

184. Die Sonne.

Der lieben Sonne schönes Licht
Grüß' ich mit frohem Angesicht;
Wohin sie lenkt den Segenslauf,
Da blühet neues Leben auf.

Wie jene Sonne, warm und rein,
So soll auch meine Seele seyn:
Von warmer Menschenlieb' entbrannt,
Von aller Bosheit abgewandt.

Sie ist mit Klarheit angethan,
Und nie verläßt sie ihre Bahn;
Wohl mir, wenn ich, gleich ihr, im Licht
Der Wahrheit geh', und strauchle nicht!

Sie darf auf ihrer Bahn nicht ruhn,
Kommt immer wieder, wohlzuthun;
Ob hoch der Stand, ob klein das Glück,
Für alle strahlt ihr Lebensblick.

Du edles Bild von Lieb' und Macht!
Ein Bild von Ihm, der dich gemacht!
Ich bin sein Ebenbild, wie du,
Wenn ich, gleich dir, nur Gutes thu'.

O würd' ich von dir allezeit
Befunden wacker und bereit;
Dann dürft' ich deinen hellen Strahl
Willkommen heißen allemal.

Dann dürft' ich nie zur Erde sehn,
Und weg von deinem Lichte gehn;

Denn deiner unwerth ist die That,
Die sich des Lichts zu scheuen hat.

185. Sommerlied.

(Nach Paul Gerhard)

Geh' aus, mein Herz, und suche Freud'
In dieser lieben Sommerzeit,
An deines Gottes Gaben.
Schau' an der schönen Gärten Zier,
Und siehe, wie sie mir und dir
Sich ausgeschmücket haben.

Die Bäume prangen, dicht von Laub;
Das Erdreich decket seinen Staub
Mit einem grünen Kleide;
Narzissen, Liljen, Tulipan,
Sie ziehen sich viel schöner an,
Als Salomo in Seide.

Die Lerche schwingt sich in die Luft;
Das Täublein fleucht aus seiner Kluft,
Und girrt von Gottes Güte;
Die hochbegabte Nachtigall
Ergötzt und rührt mit süssem Schall,
Und Alles lauscht dem Liede.

Die Henne führt ihr Völklein aus;
Der Storch bewohnt sein hohes Haus;
Das Schwälblein speist die Jungen.
Der schnelle Hirsch, das leichte Reh,
Kommt durstig von des Berges Höh'
In's Quellenthal gesprungen.

Das Bächlein rauschet überm Sand
Und kühlet sich am Silberrand
Mit schattenreichen Büschen.
Es tränkt die Trift, wo Vögelsang
Und muntrer Hirten Flötenklang
Zu süssem Schall sich mischen.

Der unverdrossnen Bienen Schaar
Schwirrt hin und her, und bringet dar
Des Honigs milde Speise;
Des edlen Weinstocks starke Kraft
Bereitet heimlich süssen Saft
Im schwachen Rebenreise.

Es sprosst der Halmen dichter Wald,
Und drüber jauchzet Jung und Alt,

Und rühmt die grosse Treue
Des Gottes, der so reichlich labt,
Und mit so manchem Gut begabt,
Dass unser Herz sich freue.

Mich lässt der Dank nicht fühllos ruhn;
Des grossen Gottes grosses Thun
Weckt alle meine Sinnen.
Ich singe mit, wann Alles singt;
Das Lob, das meinem Schöpfer klingt,
Muss aus dem Herzen rinnen.

Ach, denk' ich, bist du hier so schön,
Und lässt du's uns so wohl ergehn
Im Pilgerland auf Erden;
Was will's doch einst, nach dieser Zeit,
In einer frohen Ewigkeit,
Dort in der Heimath werden!

Welch' hohe Lust, welch' heller Schein
Wird in des Himmels Garten seyn!
Wie muss es dort erklingen,
Wo, angethan mit Herrlichkeit,
Von keiner Schwachheit mehr entweiht,
Wir dann das „Heilig" singen!

O wär' ich da, und stände schon,
Du grosser Gott, an deinem Thron,
Und brächte meine Palmen:
So wollt' ich, wie der Engel singt,
Der dir das Halleluja bringt,
Auch singen meine Psalmen!

Nun, bin ich schwach, so will ich doch, —
Wenn auch gedrückt vom Erdenjoch, —
Nicht gänzlich stille schweigen;
Es soll mein Herz sich immerfort
An diesem und an jedem Ort
Zu deiner Liebe neigen.

Mach' in mir deinem Geiste Raum,
Dass ich dir bleib' ein guter Baum,
Und lass mich fest bekleiben.
Zum Heile mir, und dir zum Ruhm
Will ich, des Erdengartens Blum',
In Demuth blühend bleiben;

Und wann des grossen Gärtners Hand
Mich einst verpflanzt in's bessre Land,
Dort herrlicher zu grünen,
So will ich dir und deiner Ehr'

Allein, und Keinem, Keinem mehr,
In ew'ger Treue dienen!

(Merke auch das herrliche Lied von Gellert: „Wenn ich, o Schöpfer, deine Macht.")

186. Aerntelied.

Mel. Lobt Gott, ihr Christen ꝛc.

Gott sorgt für uns! O singt ihm Dank,
Ihr Christen, singt ihm gern;
Vom Aufgang bis zum Niedergang
Trägt uns die Huld des Herrn.

Vom Menschen bis zum kleinsten Wurm
Reicht seine Güt' und Macht,
Er ist im Sonnenschein und Sturm
Auf unser Heil bedacht.

Wo jetzt die Frucht dem Schnitter winkt,
Bringt Dank und Preis ihm dar;
Die Aehre, die vom Segen sinkt,
Macht reich durch ihn das Jahr.

Ja, Höchster, wir verehren Dich
Mit kindlich frohem Dank;
Du nährest uns, giebst väterlich
Uns mehr, als Speis' und Trank.

Gesundheit, Frieden und Gedeihn
Zu unsrer Hände Fleiß,
Auch das giebst du, und dir allein
Gebühret Dank und Preis.

Laß deines Segens Ueberfluß
Uns nun auch nützlich seyn,
Und hilf uns, daß wir beim Genuß
Mit Mäßigkeit uns freun.

Vermehr' in uns die Zuversicht,
Dir immer zu vertraun,
Bis wir einst dort, im schönern Licht,
Des Glaubens Aernte schaun.

187. Der Herbst.

Bunt sind schon die Wälder,
Gelb die Stoppelfelder,
Und der Herbst beginnt.
Rothe Blätter fallen,

Graue Nebel wallen,
Kühler weht der Wind.

Wie die volle Traube
Aus dem Rebenlaube
Purpurfarbig strahlt!
Am Geländer reifen
Pfirsiche mit Streifen,
Roth und weiss gemalt.

Sieh', wie hier die Dirne
Emsig Pflaum und Birne
In ihr Körbchen legt:
Dort mit leichten Schritten
Jene goldnen Quitten
In den Landhof trägt!

Flinke Träger springen,
Und die Mädchen singen,
Alles jubelt froh!
Bunte Bänder schweben
Zwischen hohen Reben
Auf dem Hut von Stroh.

Geige tönt und Flöte
Bei der Abendröthe.
Und im Mondenglanz!
Junge Winzerinnen
Singen, und beginnen
Deutschen Ringeltanz.

188. Der Winter.

Mel. Lobt Gott, ihr Christen ꝛc.

Seht jetzt die lieben Bäume an,
Wie sie so herrlich stehn,
Auf allen Zweigen angethan
Mit Reif so wunderschön!

Von unten an bis oben aus,
Auf allen Zweigelein
Hängt's weiß und zierlich, zart und kraus,
Und kann nicht schöner seyn.

Und alle Bäume rund umher,
Und alle weit und breit,
Stehn da, geschmückt mit gleicher Ehr'
In gleicher Herrlichkeit.

Wie schön, wie schön ist unser Wald!
Dort Nebel überall,
Hier eine weiße Baumgestalt
Im vollen Sonnenstrahl.

Lichthell, still, edel, rein und frei
Und über alles fein;
O, aller Menschen Seele sey
So lichthell und so rein!

189. Der Strom.

Bald durch enge Felsen-Klausen,
In des Waldes grüner Nacht,
Hörst du seiner Wogen Brausen,
Die sich schäumend Raum gemacht;
Bald durch lachende Gefilde,
Majestätisch, sanft und milde,
Geht er seine lange Bahn
Schweigend fort zum Ocean.

Millionen Wesen leben
Froh in seines Bettes Raum,
Millionen froh umschweben
Seiner Wellen leichten Schaum;
Beider Ufer reiche Fluren
Tragen seines Segens Spuren;
Dörfer, Städte blühen auf,
Durch des Stroms wohlthät'gen Lauf.

Nur von seinem Arm gezogen
Hat das Mühlrad Riesenkraft:
Schneller wird auf seinen Wogen
Fremdes Gut herbeigeschafft.
Auch des Wasser-Reiches Schätze
Liefert in der Fischer Netze
Gern der segensvolle Fluss
Unsern Fleiss zum Fest-Genuss.

Doch die Frühlings-Sonne schmelzet
Schneegebirge, Regen fällt:
Dann er seine Fluthen wälzet
Ueber Dorf und Stadt und Feld.
Reisst mit unzwingbarer Stärke,
Nieder uns'res Fleisses Werke;
Raubet wieder, was er gab:
Tausenden wird er zum Grab.

Falle nieder, Mensch von Erde!
Vor der unsichtbaren Macht.
Die durch ihr allmächtig Werde!
Solche Kraft hervorgebracht.
Dich setzt, durch Verstand und Hände,
Sie zum Herrn der Elemente:
Brauche nur mit Dankbarkeit
Weislich, was sie dir verleiht!

190. Zufriedenheit.

Was frag' ich viel nach Geld und Gut,
Wenn ich zufrieden bin?
Giebt Gott mir nur gesundes Blut,
So hab' ich frohen Sinn.
Und sing' aus dankbarem Gemüth
Mein Morgen- und mein Abendlied.

So mancher schwimmt im Ueberfluß,
Hat Haus und Hof und Geld,
Und ist doch immer voll Verdruß,
Und freut sich nicht der Welt.
Je mehr er hat, je mehr er will;
Nie schweigen seine Klagen still.

Er schilt die Welt ein Jammerthal,
Und doch ist sie so schön,
Hat Freuden ohne Maaß und Zahl,
Läßt keinen leer ausgehn;
Der Käfer und das Vögelein
Soll sich ja auch des Lebens freu'n.

Und uns zur Freude schmücken ja
Sich Wiese, Berg' und Wald,
Und Vögel singen fern und nah,
Das Alles wiederhallt,
Bei Arbeit singt die Lerch' uns zu,
Die Nachtigall bei süßer Ruh.

Und wann die goldne Sonn' aufgeht,
Und golden wird die Welt;
Wann alles in der Blüte steht,
Und Aehren trägt das Feld,
Dann denk' ich: alle diese Pracht
Hat Gott zu meiner Lust gemacht.

Dann preis' ich freudig meinen Gott,
Und habe guten Muth,
Und denk' er ist ein lieber Gott,
Er meint es mit uns gut.
Drum will ich ewig dankbar seyn,
Und mich der Liebe Gottes freu'n.

191. Ermunterung zur Redlichkeit.

Ueb' immer Treu' und Redlichkeit
Bis an dein stilles Grab,
Und weiche keinen Finger breit
Von Gottes Wegen ab.

Dann wirst du, wie auf grünen Au'n,
Durch's Erdenleben gehn;
Dann kannst du, ohne Furcht und Grau'n,
Dem Tod' in's Auge sehn.

Dem Bösewicht wird alles schwer,
Er thue, was er thu';
Das Laster treibt ihn hin und her,
Und lässt ihm keine Ruh'.

Der schöne Frühling lacht ihm nicht,
Ihm lacht kein Aehrenfeld,
Er ist auf List und Trug erpicht,
Und wünscht sich nichts als Geld.

Der Wind im Hain, das Laub am Baum
Saust ihm Entsetzen zu,
Er findet, nach des Lebens Traum,
Im Grabe keine Ruh'.

Drum übe Treu' und Redlichkeit
Bis an dein stilles Grab,
Und weiche keinen Finger breit
Von Gottes Wegen ab.

Dann segnen Enkel deine Gruft,
Und weinen Thränen drauf,
Und Sommerblumen, voll von Duft,
Blüh'n aus den Thränen auf.

192. Der Lehrer Würde.

Mel. Herr Gott dich loben alle wir.

Wie freut ein treuer Lehrer sich,
Wenn er erleuchtet, Gott! durch dich,
Den Jüngern Jesu gleichgesinnt,
Viel Seelen für dein Reich gewinnt!

Wohl uns, wenn du auch uns so liebst,
Daß du uns treue Führer giebst,
Die weise sind und tugendhaft,
In Lehr' und That, in Geist und Kraft!

Das junge Herz der Liebe weihn,
Dankbare, fromme Schüler seyn,
Führt mit den Lehrern uns zugleich
In Gottes sel'ges Himmelreich.

193. Jesu Wundermacht.

Mel. Nun sich der Tag ꝛc.

Wer ist der Mann voll Rath und That,
Voll wunderbarer Kraft,
Der jedem, der sich hülflos naht,
So liebreich Hülfe schafft.

Wie drängt um ihn die Menge sich
Voll Glaubens nah und fern!
Und alles ruft: Erbarme dich!
Und allen hilft er gern.

Den Kranken, der um Heilung fleht,
Heilt sein gewalt'ges Wort;
Der Lahme trägt sein Bett und geht,
Verjüngt an Kräften, fort.

Dem Tauben öffnet er das Ohr;
Die stumme Zunge spricht;
Es sinkt der Augen schwarzer Flor;
Des Blinden Nacht wird Licht.

Von neuem strahlet, wann er ruft,
Der ausgelöschte Blick.
Es giebt den Raub die dunkle Gruft,
Wann Er's befiehlt, zurück.

Wer ist der Mann voll Gotteskraft,
Der solche Thaten thut,
Der jedem Dulder Hülfe schafft,
Und nimmer säumt und ruht?

Das ist der Herr, den Gott geweiht,
Als seinen Sohn bewährt,
Und mit des Himmels Herrlichkeit
Auf Erden schon verklärt.

Von dir, o Jesu! nur von dir,
Kommt ew'ger Wahrheit Licht;
Drum wollen deinem Worte wir
Vertraun mit Zuversicht.

Wir glauben und bekennen nun:
Daß du der Heiland bist;
Denn was du thust, kann Niemand thun,
Wenn Gott nicht mit ihm ist.

194. Wunder überall.

Ja, des Herren Wundermacht
Hat des Grossen viel vollbracht;
Doch es wirkt das Lebenswort
Heute noch, wie immer, fort.

Suche seiner Allmacht Spur
In den Werken der Natur.
Heimlich wirkt des Wortes Kraft,
Das die Welt und dich erschafft.

Weisst du, was die Wolken theilt?
Weisst du, wie das Kräutlein heilt,
Das, von ihrem Thau benetzt,
Dir dein krankes Herz ergetzt?

Weisst du, was die Sonne trägt,
Und die Sternenwelt bewegt?
Weisst du, wie mit Farbenpracht
Dir die Blume duftend lacht?

Oeffnet nicht der Lenz das Grab,
Wann das Leben steigt herab,
Dass die Todten auferstehn
Nach des Winters kaltem Wehn?

Ueberall, vom Geist geweiht,
Wundervolle Herrlichkeit!
Unbegreiflich, wie sein Rath,
Ist des Herren Wort und That!

Zweifle nicht! Es wirkt der Sohn
Mit dem Vater auf dem Thron.
Geistig Blinde werden sehn,
Wenn sie Jesu Wort verstehn.

195. Der Jüngling zu Nain.

Seht, ein Todter wird hinausgetragen
Zu des Grabes letzter tiefer Ruh.
Trostlos weinend, und mit bittern Klagen
Wankt ein Weib dem offnen Grabe zu.
Schon ist nah der Herr;
Liebreich fraget er:
„Armes Weib, sprich, warum weinest du?"

„Hätt' ich, — ruft sie, — Thränen g'nug zum Weinen!
Sieh, da tragen sie zur Gruft hinab
Meinen Sohn; — ich hatte nur den Einen,
Und ihn raubet mir das dunkle Grab!

Ach! er ist dahin!
Und ich Arme bin
Einsam ohne Stütze, ohne Stab!"

„Wenn ich auch mit Worten dir es sage,
Dennoch bleibt mein Elend unbekannt.
Jenes Leid, das ich im Herzen trage,
Wird gefühlt allein, doch nicht genannt.
Einer Mutter Schmerz,
O! den theilt kein Herz,
Als nur das, das Mutterlieb' empfand."

„Mutterlieb'," sprach Jesus, „zeigt den Funken
Jener Liebe, die der Vater hegt.
Dem das Herz für Menschen, — tiefgesunken, —
Voll Erbarmen ewig hülfreich schlägt.
Arme! Zage nicht:
Hülf' und Huld verspricht
Gott dem Frommen, der sein Leiden trägt."

„Herr, wie sollte Hülfe mir geschehen,
Da mein Alles ich in ihm verlor?" —
Und der Heiland hieß die Träger stehen,
Trat zur schwarzen Bahre dann hervor;
Der Gewalt'ge sprach:
„Jüngling werde wach!"
Und der Todte richtet sich empor!

Jesus führt ihn in der Mutter Arme.
„Gott allein herrscht über Grab und Tod!
Daß er ewig eurer sich erbarme,
Ruft ihn gläubig an in jeder Noth.
Ihm allein vertraut!" —
Und das Volk rief laut:
„Ehre, Lob und Preis sey unserm Gott!"

196. Jesus, der Kinderfreund.

Mel. Mir nach, spricht Christus etc.

Heil uns! des Vaters Ebenbild,
Der dort im Himmel thronet,
Hat hier auf Erden lieb und mild,
Gewandelt und gewohnet;
Und seine Huld und Herrlichkeit
Umhüllt ein schlichtes Pilgerkleid.

Er kam hernieder wunderbar,
Die Menschen zu erlösen,
Und göttlichgut und freundlich war
Sein Wort, sein Blick und Wesen.

Ein Abglanz von des Vaters Licht
Umfloss des Sohnes Angesicht.

Er zog im Land' umher: sein Herz,
Voll Mitleid und Erbarmen,
Nahm menschlich Theil an jedem Schmerz,
Und tröstete die Armen:
Und was mir auch so lieblich scheint:
Er war ein treuer Kinderfreund.

Oft, wann er gross und herrlich stand,
Und half und heilt' und lehrte:
Wann jeder Trost und Hülfe fand,
Der Hülf' und Trost begehrte:
Da ward der frommen Kindlein Schaar
Den Hochgeliebten bald gewahr.

Sie drängten schweigend sich heran
Und harrten voll Verlangen:
Da blickt' er sie so liebreich an,
Und streichelt' ihre Wangen,
Hob sie empor auf Arm und Knie
Und segnete und herzte sie.

O hätt' auch damals ich gelebt,
Als er auf Erden wallte, —
Wie hätte dieses Herz gebebt,
Wann Preis und Dank ihm schallte!
Ihn hätt' ich immer angeblickt
Und ihm die Segenshand gedrückt!

Doch schauet er nicht, ungesehn,
Voll Huld auf uns hernieder?
Und einst von jenen Himmelshöh'n
Erscheint er herrlich wieder:
Und führet, — sind wir Kindern gleich, —
Uns ein in seines Vaters Reich.

197. Jesus, als Lehrer.

Mel. Herzlich thut mich verlangen etc.

Wie soll ich recht dich loben,
Wie würdig danken dir?
Du brachtest Licht von oben
Und ew'ges Leben mir.
Wer hat, o Herr, vernommen,
Was dir allein bekannt?
Du bist von Gott gekommen,
Zu unserm Heil gesandt.

Von Ihm ist ausgegangen
Vom Anfang her das Wort;
Und wie wir es empfangen,
So wirkt es ewig fort.
Nun kenn' ich den Getreuen.
Der Leben mir verlieh;
Darf sein mich immer freuen,
Denn er verlässt mich nie.

Nun kenn' ich seine Liebe;
Er liebt mich väterlich.
Damit ich treu verbliebe,
Belehrt und führt er mich.
Ich kenne seinen Willen,
Verehr' ihn demuthsvoll,
Und streb' ihn zu erfüllen,
Wie ich nur kann und soll.

Ich gehe meine Wege
Selbst in Gefahren still;
Ich traue seiner Pflege,
Weil er mein Bestes will.
Und gläubig kann ich beten
Und hoffen stets auf ihn:
Ich darf aus allen Nöthen
Ihm in die Arme fliehn.

Ja, wann ich einst soll scheiden,
So fass' ich seine Hand.
Zu heben mich mit Freuden
In's bessre Vaterland.
Bleib' ich getreu dem Worte,
Das mir mein Lehrer gab,
So wird zur Lebenspforte
Mein enges, dunkles Grab.

Das glaub' ich deiner Lehre,
Mein Heiland, Jesus Christ!
Der du zu Gottes Ehre
Der Wahrheit Bote bist.
Du brachtest Licht von oben
Und neue Hoffnung mir:
Dich will ich ewig loben
Und ewig danken dir!

198. Millionen Gäste an Gottes Tafel.

Mel. Nun ruhen alle Wälder.

Gesund, mit frohem Muthe
Genießen wir das Gute,

Das Gott so reichlich schenkt.
Beglückte Menschen, preiset
Den Vater, der uns speiset,
Und aller Kinder liebreich denkt.

Er spricht zum Feld: Es werde!
Und Segen schwellt die Erde;
Viel ist's, was er uns giebt!
Singt, Menschen, Freudenlieder,
Und liebt den Vater wieder,
Der Euch mit ew'ger Treue liebt.

Unzählig sind die Gäste,
Die kommen zu dem Feste,
Wo Gottes Liebe wacht.
In tausend, tausend Jahren,
Die kommen und die waren,
Speis't seine reiche Wundermacht.

Mit fröhlichem Gemüthe
Strebt ihm für seine Güte
Durch Thaten Dank zu weihn.
Mit herzlichem Erbarmen
Reicht eure Hand den Armen;
Sucht eure Brüder zu erfreu'n!

199. Wahres Christenthum.

Mel. O Gott du frommer Gott ꝛc.

Nur dann, wenn Herz und Sinn
Und alle deine Triebe
Dem Herrn geheiligt sind
In unverfälschter Liebe,
Wenn du, wie Christus war,
Voll stiller Sanftmuth bist;
Voll Demuth und Geduld;
Dann sprich: du seyst ein Christ.

O Gott, vor dem umsonst
Sich falsche Tugend schminket,
Erleuchte jeden, der
Sich gut und weise dünket;
Gieb daß mein Christenthum
Von schnöder Heuchelei
Und Selbstbetrug entfernt,
Stets wahr und thätig sey.

200. Treu und Glauben.

Mel. Was mein Gott will etc.

Betrug und List und Heuchelei
Hilf mir sorgfältig fliehen;
Nie will ich mich durch Gleisnerei
Um Menschengunst bemühen.
Lass Ja und Nein
Mir heilig seyn,
Lass mich nicht lieblos richten,
Und Zank und Streit
Mit Freundlichkeit,
Mit Lieb' und Sanftmuth schlichten.

Ach, gieb mir deinen guten Geist,
Der selbst mein Herz regiere,
Und mich, so wie dein Wort verheisst,
Auf rechtem Wege führe:
Dann wird mein Herz
In Freud' und Schmerz
Dir zu gefallen streben;
Und du wirst mir,
Gott, einst bei dir
Den Lohn der Treue geben.

201. Anbetung im Geiste und in der Wahrheit.

Bet' oft in Einfalt deiner Seelen;
Gott sieht auf's Herz; Gott ist ein Geist.
Wie können dir die Worte fehlen,
Wofern dein Herz dich beten heißt?
Nicht Töne sind's, die Gott gefallen,
Nicht Worte, wie die Kunst gebeut.
Gott ist kein Mensch; ein kindlich Lallen
Das ist vor Ihm Beredtsamkeit.

202. Jesus, der Armen Trost.

Mel. Wer nur den lieben Gott ꝛc.

Du hattest nicht dein Haupt zu legen,
Hast im Gebet so manche Nacht
Auf Bergeshöhen unsertwegen
Fern von der Heimath hingebracht.
Sollt' ich mich grämen, arm zu seyn?
Hab' ich es doch mit Dir gemein!

Bewohnern armer Fischerhütten
Gesellteſt du dich liebreich bei;
Sahſt nicht auf weltlichfeine Sitten,
Nur auf ein Herz voll wahrer Treu.
Wär' ich, — wenn ich's an Armuth bin,
Doch jenen gleich an treuem Sinn!

Mein Reichthum ſey dies Herz voll Treue,
Das, wenn du winkſt, den Leidenspfad
Dir nachzuwandeln ſich nicht ſcheue,
Zufrieden, wenn es Dich nur hat,
Der Reichen Gut verzehrt die Zeit;
Mir folgt mein Schatz zur Ewigkeit.

203. Gestärkte Hoffnung.

Mag auch der Glaube zagen;
Es kommt der Trost des Herrn.
Schon winkt sein Morgenstern!
Nach Dämmrung muss es tagen.

Mag auch die Liebe weinen
An treuer Freunde Grab;
Gott wischt die Thränen ab
Dort, wo wir uns vereinen.

Mag Hoffnung auch erschrecken;
Mag dräuen Grab und Tod:
Es muss ein Morgenroth
Die Schlummernden einst wecken!

204. Seliger Glaube.

Wenn ich Jesum habe,
Wenn er bei mir ist,
Wenn ihm bis zum Grabe
Nie mein Herz vergisst,
Weiss ich nichts von bangem Leide,
Jesu Wort giebt Trost und Freude.

Wenn ich Ihn nur habe,
Lass' ich alles gern,
Wall' am Pilgerstabe
Treu mit meinem Herrn.
Mögen immer dann die Andern
Auf der breiten Strasse wandern!

Wenn ich Ihn nur habe,
Schlaf ich ruhig ein;
Sey es auch zum Grabe;
Er wird bei mir seyn!
Auferstehung und das Leben
Wird der Auferstandne geben.

Wo ich Jesum habe,
Ist mein Vaterland.
Lauter Himmelsgabe
Beut mir seine Hand.
Alle hingeschiedne Brüder
Find' ich endlich bei ihm wieder.

205. Das erste Abendmahl junger Christen.

Mel. Wer nur den lieben Gott ꝛc.

Gesegnet sey die heil'ge Stunde,
Die mich zu jenem Mahle führt,
Wo uns im neugeschloss'nen Bunde
Des Stifters hohe Liebe rührt.
Empfange, Herr, den jungen Gast,
Den du so mild geladen hast!

Wir sind im Geiste dort zugegen,
Wo deiner treuen Jünger Schaar
Bei ihres Meisters letztem Segen
Voll Traurigkeit versammelt war.
Wir sehn dich in der bangen Nacht,
Die du mit ihnen durchgewacht.

Dir war die Arglist nicht verborgen,
Die endlich nun ihr Opfer fand;
Und schon der nächste dunkle Morgen
Giebt dich in deiner Feinde Hand;
Da weihest du durch Brod und Wein
Das Bundesmahl der Liebe ein.

Wie Speis' und Trank den Leib ernähret,
So hast du, milder Seelenfreund,
Die Nahrung jedem Geist gewähret,
Der gläubig sich mit dir vereint.
Den Leib gabst du zum Opfer hin,
Den Geist zu seligem Gewinn.

Wie will ich liebend dein gedenken,
Wann mir der Kelch des Bundes winkt!
Wie wirst du süßen Frieden schenken,
Wann du uns rufst: „Nehmt hin und trinkt!“

Den Frieden, den die Welt nicht giebt,
Den keiner kennt, als wer dich liebt!

Nimm hin mein Herz, mein ganzes Leben,
Bei Glück und Noth im Pilgerthal,
Sey Dir zu eigen hingegeben,
Wie jetzt, beim ersten Abendmahl.
Was du mich lehrst durch Wort und That,
Sey Licht und Trost auf meinem Pfad!

Und hab' ich einst den Lauf vollendet
Mit Dank und Preis in Lieb' und Pflicht,
Dann sey der Heimath zugewendet
Das Auge, das im Tode bricht.
Zum letzten Schritt durchs dunkle Thal
Stärkt mich mein letztes Abendmahl.

206. Das Grab.

Mel. Der lieben Sonne Licht und Pracht etc.

Legt in die kühle Felsengruft
Den heil'gen Leichnam nieder.
Der Specereien Balsamduft
Umwall' die starren Glieder.
Verschliess das Grab mit Fleiss,
Bis, Gott! auf dein Geheiss
Der Fels zerspringt, und neu belebt
Der Herr des Lebens sich erhebt.

Geheiligt ist mir nun der Ort,
Wo unsre Todten schlafen.
Das dunkle Grab ist mir hinfort
Der Ruhe sichrer Hafen.
Wie, frei von allem Weh,
Ich Jesum schlummern seh,
So liegt der Fromme hier beschirmt,
Wenn Noth und Trübsal ausgestürmt.

Nun trifft kein Schauder mehr mein Herz,
Wenn ich auf Gräbern stehe;
Voll Glaubens blick' ich himmelwärts,
Wo ich den Retter sehe,
Der Tod und Grab bezwang,
Sich auf zum Leben schwang.
Um allen Frommen, die hier ruhn,
Des Himmels Pforten aufzuthun.

207. Der Säemann.

Wenn zu der schönen Frühlingszeit
Der Sä'mann guten Saamen streut,
Ist doch zur Aernte manches Korn
Vermodert unter Stein und Dorn;

Und manches fiel auf harten Pfad,
Wo es der Fuß zertreten hat;
Zum Raub der Vögel Vieles lag;
Und And'res starb, weil Saft gebrach.

Der Saame ist des Herren Wort.
Er sä't es sorgsam fort und fort,
Und seufzet, wenn am Aerntetag
So manches todt und nutzlos lag.

Der Saame thut es nicht allein:
Es muß das Land auch fruchtbar seyn.
Umsonst ist guter Unterricht,
Wenn er zu bösen Herzen spricht.

Drum meide, was dein Herz verdirbt,
Daß nicht das Wort in dir erstirbt!
Gedenke stets der Aerntezeit,
Und bringe Frucht, die Gott erfreut.

208. Eile zur Pflicht.

Mel. Wer nur den lieben Gott ꝛc.

Verschiebe niemals deine Pflichten!
Was du zu thun jetzt schuldig bist,
Das eile, heute zu verrichten;
Wer weiß, ob's morgen möglich ist!
Vielleicht ist nur ein Tag noch dein;
Der kommende wird's nicht mehr seyn.

Vielleicht nach wenig Augenblicken
Rückt schon des Lebens Ziel heran,
Wo ich nicht Andre mehr beglücken,
Nicht an mir selbst mehr bessern kann.
In leiser Stille kommt die Nacht,
Die meinem Thun ein Ende macht.

Es ist zu spät, zu spät am Grabe
Gen Himmel erst um Rettung schrein.
Wie ich allhier gelebet habe,
So wird dereinst mein Sterben seyn.
Wie ich benutzt die Erdenzeit,
So lohnet mir die Ewigkeit.

209. Der gute Hirt.

Du treuer Hirte deiner Heerde!
Noch hat kein Schäflein sich verirrt,
Das nicht von dir gerufen werde,
Und, — so es hört, — zurückgeführt.

Du bist vom Himmel hergekommen,
Des besten Vaters liebstes Kind.
Die ganze Welt hat es vernommen,
Wie viel durch dich gerettet sind.

Es hat das Mitleid dich gerühret,
Für uns zu leben in der Zeit,
Wo du dein Hirtenamt geführet
So treu in stiller Niedrigkeit!

Nimm du mich hin, du Held der Liebe,
Du bist mein Leben, meine Welt.
Wenn nichts vom Irdischen mir bliebe,
So weiss ich, wer mich schadlos hält.

Du giebst mir Alles, Alles wieder;
Du bleibst in Ewigkeit mir treu.
Es sinken Engel vor dir nieder,
Und doch stehst du mir Armen bei!

210. Froher Muth.

(Nach Paul Gerhard.)

Mel. Liebster Vater, ich dein Kind ꝛc.

Froher Muth, gesundes Blut
Giebt ein heitres Leben.
Wem geschenkt ist dieses Gut,
Dem ward viel gegeben
Hier in dieser armen Welt!
Denn die schönsten Gaben
Sollen erst im Himmelszelt
Unsre Seele laben.

Wer sich seines Reichthums freut
Oder eitler Ehren,
Kann damit zur bösen Zeit
Nicht den Schmerzen wehren.
Armer Mann, der siech und schwach,
Muß sein Bette drücken!
Wird in solchem Ungemach
Dich dein Gold erquicken? —

Hätt' ich aller Ehren Pracht,
Säß' im höchsten Stande;
Wär' ich mächtig aller Macht
Und ein Herr im Lande,
Und der Krankheit schweres Joch
Beugte mich zur Erden;
Wär' ich nicht ein Sclave doch
Irdischer Beschwerden?

Auch ein trocknes Stücklein Brod
Schmeckt bei rothen Wangen.
Ist das Herz der Freude todt,
Was hilft äußres Prangen!
Lieber will ich fröhlich gehn
Im geringen Kleide,
Als mit tausend Aengsten stehn
In der schönsten Seide.

Sollt' ich stumm und fühllos seyn,
Lahm an meinen Füßen,
Sollt' ich nicht der Sonne Schein
Schauen und genießen;
Müßt' ich sitzen spät und früh
Mit verschloßnen Ohren,
Wollt' ich lieber, daß ich nie
Wär' ein Mensch geboren!

Lebt' ich tief in Geistesnacht
Am Verstand verwirret;
Hätte in des Wahnes Macht
Sich mein Herz verirret;
Wäre mir mein Muth und Sinn
Niemals guter Dinge:
Wär's wohl besser, daß ich hin,
Wo ich her bin, ginge!

Aber nun gebricht mir nichts,
Was mich kann beglücken.
Ich erfreu' mich an des Lichts
Hellen Sonnenblicken.
Dieses Aug', — es schaut umher;
Dieses Ohr, — es höret,
Wie der Vöglein frohes Heer
Gott, den Schöpfer, ehret.

Ist es Tag, so üb' ich treu
Das, was mir gebühret;
Kommt die stille Nacht herbei,
Die zum Schlummer führet,
Ruh' in Gott ich unbewegt,
Bis die Augenlieder
Neu die Morgensonne regt,
Dann erwach' ich wieder.

Habe Dank, du milde Hand,
Die du von dem Throne
Deines Himmels mir gesandt
Diese schöne Krone!
Froher Muth, gesundes Blut,
Das giebt heit'res Leben!
Wem du schenkest dieses Gut,
Dem ward viel gegeben!

211. Vergebet, so wird euch vergeben.

Mel. Mach's mit mir Gott etc.

Du schenkst mir täglich so viel Schuld,
Du, Herr von meinen Tagen,
Und ich, — ich sollte nicht Geduld
Mit meinen Brüdern tragen?
Dem nicht verzeihn, den du vergiebst,
Und den nicht lieben, den du liebst?

Was ich den Frommen hier gethan,
Den Kleinsten auch von diesen,
Das siehst du, mein Erlöser, an,
Als hätt' ich's Dir erwiesen.
Wie könnt' ich dein Bekenner seyn,
Und dich in Brüdern nicht erfreun?

Ein unbarmherziges Gericht
Wird über den ergehen,
Der nicht barmherzig ist, der nicht
Die rettet, die da flehen.
O gieb mir, Gott, durch deinen Geist
Ein Herz, das dich durch Liebe preist!

212. Gebet, so wird euch gegeben.

Mel. Herr, ich habe mißgehandelt ꝛc.

Wohlzuthun und mitzutheilen,
Christen, das vergesset nicht!
Mitleidsvoll und willig eilen,
Armen beizustehn, ist Pflicht;
Pflicht, so die Vernunft uns lehret,
Pflicht, die Gott von uns begehret!

Lohnt es doch mit süßen Freuden,
Der Verlaßnen Helfer seyn!
Linderts doch die eignen Leiden,
Sich bei Andrer Glück zu freun!
Ein betrübtes Herz erquicken,
Kann ein edles Herz beglücken.

Laßt uns eilen, unsre Gaben,
Weil es Zeit ist, auszustreu'n!
Was wir hier gesäet haben,
Aernten dort wir fröhlich ein.
Seyd barmherzig, helft den Armen:
Gott wird Eurer sich erbarmen.

213. Die Wittwe bei dem Gotteskasten.

Am Gotteskasten in des Tempels Raum
Sass Jesus, wo der Reichen viel erschienen,
Mit ihren Opfergaben Gott zu dienen.
Den Gottessohn bemerkt die Menge kaum,
Still sass er, nur umgeben von den Seinen,
Und sah bald Stolz, bald Demuth dort erscheinen.

Es nahten Reiche sich mit voller Hand;
Laut legten sie die milden Gaben nieder,
Und kehrten in den Schooss des Reichthums wieder,
Beglückt durch vieles Gut und hohen Stand.
Was sie dem Gotteskasten dort verliehen,
Das brauchten sie sich selbst nicht zu entziehen.

Da trat, der Menge folgend, noch hinzu
Ein armes Weib in einem schlechten Kleide;
Doch strahlt aus ihrem frommen Blick die Freude
Von Gottergebenheit und Seelenruh:
Und leise legt sie zu der Tempelgabe
Zwei Scherflein nieder, — ihre ganze Habe.

Darauf der Herr zu seinen Jüngern spricht:
„Wisst, diese dürft'ge Wittwe hat so eben
Von Allen hier am reichlichsten gegeben.
Den Andern mangelt, was sie schenkten, nicht;
Sie aber, — wissend, dass ihr nichts mehr bliebe —
Gab alles, was sie hatte, hin mit Liebe."

214. Gedenke der Rechenschaft.

Mel. Herr Jesu Christ, du höchstes ꝛc.

Laß, Herr, mich stets gewissenhaft
Mein zeitlich Gut verwalten,
Gieb du mir Weisheit, gieb mir Kraft,
Damit wohl hauszuhalten;
Auf daß ich, im Geringen treu,
Durch deine Gnade fähig sey
Dereinst zu höhern Gütern.

Ist doch ein jedes Erdengut
Vergänglich, wie die Erde.

Hilf, daß ich nie zum Uebermuth
Dadurch verleitet werde.
Nie reiß' ein irdischer Gewinn
Mein Herz so weit zum Eitlen hin,
Daß ich mein Heil vergesse.

Was nützte mir die ganze Welt
Mit allen ihren Schätzen,
Verblendete mich Gut und Geld,
Die Pflichten zu verletzen,
Die Jesus Christus mich gelehrt!
Nur was ein ew'ges Glück gewährt
Sey meine höchste Sorge!

Es kommt ein Tag der Rechenschaft;
Das laß mich stets erwägen!
Dann brauch' ich auch gewissenhaft
Den mir vertrauten Segen,
Damit ich in der Ewigkeit
Nicht von den Gütern dieser Zeit
Fluch statt des Segens ärntet.

215. Der Fleiss.

Wenn der Träge schläfrig gähnt,
Und nach Zeitvertreib sich sehnt,
Ist der muntern Thätigkeit
Immer noch zu kurz die Zeit.
Fleiss erhält gesund und frisch;
Arbeit würzet unsern Tisch;
Was erquickt des Lebens Muth,
Schmeckt nur nach der Arbeit gut.
Wenn der Faule darben muss,
Hat der Fleiss'ge Ueberfluss.
Brave Menschen ehren ihn
Für sein redliches Bemühn.
Jeder schändlichen Begier
Oeffnet Müssiggang die Thür.
Nütze deine Jugendzeit,
Dass sie dich, als Greis, nicht reut.
Wer sein Tagwerk wohl vollbracht,
Sagt einst fröhlich: Gutenacht!

216. Warnung und Trost der Sterblichkeit.

Dich darf, o Christ, der Tod nicht schrecken;
Zur Weisheit soll er dich erwecken,
Dein Leben deinem Gott zu weihn.
An keiner Pflicht soll er dich hindern,

Die Seelenruhe niemals mindern;
Er führt dich ja zum Leben ein!

Ermattest du in Tugendpflichten,
So laß den Tod dich unterrichten,
Wie wenig deiner Tage sind.
Willst du, was Gott gebeut, verschieben,
So denke: meine Pflicht zu üben,
Ist kurz die Zeit und flieht geschwind.

Denk' an den Tod, wann böse Triebe,
Wann eitle Lust und Sündenliebe
Dich reizen, und ersticke sie.
Dein Leben wird dir schnell verrinnen;
Und könntest du die Welt gewinnen,
Begehe doch das Böse nie!

Denk' an den Tod, wenn deinem Leben
Das fehlt, wonach so viele streben;
Sprich: Bin ich hier, um reich zu seyn?
Heil mir, wenn ich als Christ einst sterbe,
Und Christi Sinn mir hier erwerbe,
Dann sind des Himmels Schätze mein!

217. Der Wahrheit Freund ist Gottes Freund.

Mel. Herr Jesu Christ, du höchstes etc.

Hinauf, hinauf zur Ewigkeit!
O blickt zum Himmel, Brüder!
Was unsre Sinne nur erfreut,
Vergeht, und kommt nicht wieder.
Die Tugend blühet ewig schön;
Drum lasset ihren Pfad uns gehn,
Geleitet von der Wahrheit.

O was sind Schätze, was ist Geld,
Und wären's Millionen!
Was sind die Reiche dieser Welt,
Was aller Reiche Kronen?
Wer gäbe für der Welt Gewinn
Des Herzens innern Frieden hin? —
Hinweg mit Trug und Lügen!

Ach alles, was die Welt verleiht,
Enteilt, als hätt' es Flügel!
Ein enger Sarg, ein Todtenkleid
Und ein begraster Hügel
Ist hier ja unser Aller Loos!
Fürwahr, drum ist der Geist zu gross,
Für Weltgewinn zu lügen!

Wir sind nicht bloss für diese Zeit
Gefährten, Freunde, Brüder.
Im Reiche der Vollkommenheit
Begegnen wir uns wieder.
Darum, bis Herz und Auge bricht,
Entweihet Recht und Treue nicht;
Hinweg mit Trug und Lügen!

Es winde sich der Treue Band
Um jedes Reich der Erde.
Die Treue schütze jedes Land,
Und wohn' an jedem Heerde.
O Menschen, Brüder, brechet nicht,
Was Wort und Hand und Schwur verspricht!
Seyd ewig feind der Lüge!

218. Vaterlandsliebe.

Sey mir gegrüßt, mein Vaterland!
Für dich bin ich geboren!
Dir sey mit hocherhabner Hand
Der theure Eid geschworen:
Dir will ich meine Kräfte weihn;
Dein Wohl soll meine Ehre seyn!!
Die niedre Selbstsucht sey verbannt;
Ich lebe dir, mein Vaterland!

Wem Liebe nicht im Herzen glüht
Für's Volk, dem er gehöret;
Wer sich der Bürgerpflicht entzieht,
Vom Eigennutz bethöret,
Der stößt, als Thor, sich selbst hinaus
Aus seinem alten Vaterhaus.
Nie hat ein redlich Herz verkannt
Die Pflicht für Volk und Vaterland.

Wer für des Landes Wohlfahrt lebt,
Dem lohnt des Landes Segen;
Und wie er liebend ringt und strebt,
Kommt liebend Dank entgegen.
Mein Geist und Sinn, mein Gut und Blut
Ist dir geweiht in Kraft und Muth,
Mein Fürst, mein Volk! — Hier ist die Hand
Zum ew'gen Bund für's Vaterland!

Nun, Freunde, Brüder, schlaget ein:
Wir Alle stehn für Einen!
Wo keiner lebt nur sich allein,
Wird kein Verlaßner weinen.
Stark ist die Treue! Keiner fällt,

Wenn jede Hand die andre hält.
So steht vereint, zu Gott gewandt,
Um Segen für das Vaterland!

219. Der beste Trost.

Besitz' ich nur ein ruhiges Gewissen,
So ist für mich, wenn Andre zagen müssen,
Nichts Schreckliches in der Natur.

Und diese Ruh', den besten Trost im Leben,
Sollt' ich dahin für eitle Lüste geben?
Das lasse Gottes Geist nicht zu!

Mag auch die Pflicht, mich selber zu besiegen,
Die grösste seyn; welch seliges Vergnügen
Wird sie nach der Vollbringung nicht!

Im Herzen rein hinauf zum Himmel schauen,
Und beten: Du, mein Gott, bist mein Vertrauen:
Welch Glück, o Mensch, kann grösser seyn?

Sieh! Alles weicht; bald wirst du sterben müssen,
Was kann des Todes Bitterkeit versüssen?
Ein gut Gewissen macht ihn leicht!

Lass einst die Welt, (so kann der Fromme sprechen,)
Lass unter mir den Bau der Erde brechen,
Gott ist es, dessen Hand mich hält!

220. Bei Versetzung und Aufnahme neuer Schüler.

Mel. Befiehl du deine Wege u.

Vereint zu deinem Preise,
Regierer deiner Welt,
Sind heute unserm Kreise
Auch diese zugesellt.
Nimm, Vater, nimm dies Flehen
Um Segen für sie an,
Und lehr' sie muthvoll gehen
Auf dieser neuen Bahn.

Es sey ihr erstes Streben
Von dir geliebt zu seyn,
Und durch ein frommes Leben
Sich deiner Huld zu freun.
Des Lasters falscher Schimmer
Bethöre nie ihr Herz.
Und ach, es fühle nimmer
Der bangen Reue Schmerz.

Laß sie die Weisheit lernen,
Die Christenseelen ziert,
Und sich von dem entfernen,
Was sie in's Elend führt.
Der guten Lehrer Stimme
Verschmähe nie ihr Ohr;
Und treu geleitet klimme
Ihr Fuß zum Ziel empor.

221. Beim Schluß des Schuljahres.

Mel. Was Gott thut, das ist ꝛc.

Vollendet ist auch diese Bahn!
Preis dir, der sie uns führte,
Der Großes auch an uns gethan',
Deß Weisheit uns regierte.
Du gabst uns Kraft,
Der Wissenschaft
Und unsrer Pflicht zu leben,
Und weiter fortzustreben!

Wohl uns, wenn des Gewissens Ruh
In unsern Herzen wohnet;
Sie strömt uns süße Freuden zu,
Ihr sanft Gefühl belohnet
Für Müh' und Schweiß,
Den treuen Fleiß,
Sie läßt uns mit Vertrauen
Die hellste Zukunft schauen.

Doch ach, wenn uns der Vorwurf quält,
Daß wir die Zeit verträumten;
Wenn uns, was Andern ward, nun fehlt,
Wir, wenn sie eilten, säumten:
Welch bitt'rer Schmerz
Faßt dann das Herz!
Auf ewig weggeschwunden
Sind ungenutzte Stunden.

Verzeih', wenn säumend unser Fuß
Nur träge Schritte wagte,
Der Mund voll Mißmuth und Verdruß
Oft über Lasten klagte
Hinfort soll nie
Der Arbeit Müh'
Uns schrecken, nicht Beschwerden,
Wir wollen besser werden!

222. Schlusslied.

Nimm des Sängers fromme Gabe
Auf im kindlichen Gemüthe;
Und es töne dir im Liede
Lebensweisheit, Gottesfriede!
Dass am Wort der Geist sich labe,
Präg' es jung dem Herzen ein:
Dann ist's auch im Alter dein!

Ach! der Jugend frohen Tagen
Folgen bald die ernsten Zeiten,
Wo du kämpfen sollst und leiden.
Mit dem Feind der Tugend streiten, —
Und des Lebens Lasten tragen. —
Wohl dem, der von früher Saat
Reiche Frucht gesammelt hat!

Sende, Vater, Deinen Segen,
Dass die Worte nicht verklingen,
Wann wir beten, wann wir singen.
Lass sie doch zum Herzen dringen,
Es zur Liebe zu bewegen,
Die sich auf gen Himmel schwingt
Und dein Lob mit Engeln singt!

Anhang.

Der würdige Hofrath Johannes Falk zu Weimar, der im Jahre 1813, nach der Völkerschlacht bei Leipzig eine Menge vater- und mutterloser, hülflos herumirrender Waisen aufnahm, sie kleidete, pflegte, für ihre Erziehung und ihren Unterricht sorgte, und sie nachher bei rechtschaffenen Meistern in die Lehre brachte, erzählt in seinem Büchlein, betitelt: „Das Vaterunser," folgende lehrreiche Geschichten.

„Dein Reich komme."

Es war im harten Winter des Jahres 1819, als ich, mit einigen meiner Kinder, zu Abend, in einem kleinen Gartenhause, saß. Wir hatten kurz zuvor einen Spaziergang ins Freie gemacht, und die muntern Knaben hatten sich, rechts und links, auf dem frischgefallenen Schnee, eins ausgetrabt. Im Kamin knisterte das Feuer, und auf dem Tische stand eine erwärmende Suppe aufgetragen. Eben gedachten wir, uns daran zu setzen, und eins von den Kindern schickte sich an, das uralte Tischgebet: „Komm, Herr Jesu, sey unser Gast," einfältig und kindlich herzusagen, als sein jüngerer Bruder die Frage aufwarf: „Sage mir doch, lieber Vater, wer „ist denn der Herr Christus, den du alle Tage so sorg„fältig zu Tische bittest? Wo wohnt er? Und warum „kommt er nicht? Wenn du mir sagst, wo er sich auf„hält, so will ich wohl hingehen und ihn abrufen!"

Vater. Du bist ein liebes Kind! Unser Gast kommt schon noch! Glaube ja nicht, daß er unsere Einladung verschmäht!

Kind. So wollen wir einen Stuhl für ihn leer lassen!

Vater. Thue das!

Kind. Es klopft vor der Thür.

Vater. Siehe zu, wer es ist.

Kind. Ein armer, reisender Handwerksbursch!

Vater. Komm näher, Freund! Woher des Weges, so spät über den Thüringer Wald, und in dieser rauhen Jahreszeit?

Wanderer. Erbarmen, lieber Herr! Ich habe meine beiden Füße erfroren! Der Abend ist vor der Thür, und es fehlt mir an Zehrgeld und einem Groschen zur Nachtherberge. Auch fühle ich mich ganz hinfällig. Seit drei Tagen ist kein warmer Bissen über meine Lippen gekommen!

Kind. Setze dich, fremder Mann! Du wirst müde seyn!

Vater. Du sollst eine warme Suppe essen.

Kind. Die meinige.

Vater. In einem warmen Bette schlafen.

Kind. O, daß das meinige zu klein ist!

Wanderer. Guter, lieber Engel!

Kind. Warum weinst du? friert dich etwa? Ich will nicht eher ruhen, bis die Mutter dir ein Paar warme Strümpfe für deine beiden nackten Füße geschenkt hat.

Wanderer. Ich weine vor Freude, daß ich hier, mitten im Thüringerwald, zu so guten und frommen Christenleuten gekommen bin!

Kind. Wie ist es Vater? Mir fällt etwas ein. Weil Christus nicht selbst kommt: hat er darum vielleicht diesen armen Mann an uns abgeschickt?

Vater. So recht, mein Kind! Christus ist die Liebe, das Erbarmen, die Nachsicht, die Sanftmuth selbst! Jeden Trunk Wasser, jeden Bissen Brod, jede Erquickung einem armen Kranken oder Gefangenen verabreicht, will er vergelten, als ob er Alles dieses selbst aus unsern Händen empfangen hätte. Denn so heißt es Matth. 25.: „Ich bin hungrig gewesen, und ihr habt mich gespeis't; ich bin durstig gewesen, und ihr habt mich getränkt; ich bin ein Gast gewesen, und ihr habt mich beherberget; ich bin gefangen gewesen, und

ihr seyd zu mir kommen. — Was ihr gethan habt Einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir gethan!" Darum ist denn auch das Reich, was Christus stiften wollte, kein Reich von dieser Welt. Denn, wie es in den Reichen dieser Welt hergehet, das hast du, armes Kind, nach den Schlachten von Lützen und Leipzig, als deine beiden Eltern am Nervenfieber dahin starben, zur Genüge erfahren.

Kind. Das war damals, als die wilden Soldaten aus den fremden Reichen unser armes Sachsenland von allen Seiten durchschwärmten!

Vater. Ist dir das wohl noch erinnerlich?

Kind. O ja, als ob es heute wäre! Die todten Menschen und die todten Pferde lagen unter- und übereinander auf den Straßen unseres Dorfes. Das Schießen, Hauen und Stechen nahm drei Tage hindurch vom frühsten Morgen bis spät in die sinkende Nacht kein Ende. Und obwohl es ein hoher Festtag war, so ging dennoch Niemand in die Kirche, sondern vor Furcht und Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, blieb Jedermann zu Hause.

Vater. Was meinst du, Kind? Der Krieg, wo es so wüst hergeht, sollte der wohl das Reich Gottes seyn, was wir so brünstig jeden Morgen und jeden Abend in dem Gebet, was uns Christus gelehrt hat, von unserm himmlischen Vater herabrufen?

Kind. Nein, lieber Vater, gewiß nicht! Es macht mich schon ganz traurig, wenn ich nur an jene Zeit denke!

Vater. Und das sollte, meinst du, das Reich Gottes nicht! Freilich wohl ist dieses Friede und Freude im heiligen Geist! Da ist kein Haß, kein Zorn und keine Zwietracht! Statt dessen erwacht in uns ein göttlicher Trieb, wohlzuthun, die Menschen zu lieben und selbst unsern Feinden zu vergeben. Ein gränzenloses Erbarmen, mit aller Kreatur und Natur, bemächtiget sich unserer verborgensten Neigungen und —

Kind. Es pickt etwas drinnen an unser Kammerfenster!

Vater. Sieh zu, was es ist!

Kind (kehrt freudig zurück.) Vater, ein halberfrornes Rothkehlchen!

Vater. Was meinst du, Kind; sollte das vielleicht auch eine Frage der Liebe und Barmherzigkeit seyn, die der himmlische Vater aus dem verschneieten Walde an uns zu bestellen hätte?

Kind. Ich will das Fenster öffnen! Ich will es hereinlassen und ihm Futter streuen!

Vater. Mir fällt dabei der schöne Spruch in der heiligen Schrift ein, den uns ebenfalls Christus gelehrt hat: „Sehet die Vögel unter dem Himmel an —"

Kind (hastig.) „Sie säen nicht, sie ärnten nicht; sie sammeln nicht in die Scheuern, und euer himmlischer Vater nähret sie doch!"

Vater. Wenn du diesen Spruch nur einigermaßen verstehst, liebes Kind, so wirst du auch bald einsehen lernen, daß es nicht blos ein Vater unser für Menschen, sondern auch ein Vater unser für Blumen und Vögel giebt. Wenn nämlich ihr Vater auch zugleich unser Vater ist; wenn jeder Arme, der an unsere Thür klopft, nach dem Evangelio, als von Christus gesandt, erscheint, so wird auch wohl das arme, halberfrorne Vöglein dort, das an unser Fenster pickt, den nämlichen Gruß der Liebe und Barmherzigkeit an uns zu bestellen haben!

Wanderer (der mit gefalteten Händen und entblößtem Haupt vom Tisch aufsteht.) „Deß walte Gott Vater, Sohn und heiliger Geist! Amen!"

Kind. Komm, fremder Mann, und laß dir nun deine Schlafstätte von mir anweisen!

Vater. Vorher wollen wir noch, mein liebes Kind — indeß dein Rothkehlchen die übrig gebliebenen Brosamen von dem weißen Tischtuch aufpickt — jenen schönen Abendgesang singen, der, so oft ich ihn höre, mir das Herz aufschließt, und mich vergessen macht, daß ich noch im Reich dieser Welt bin, wo der arme Mensch mit tausenderlei Dingen zu kämpfen hat, die dem Reiche Gottes, wenigstens nur sehr von weitem, angehören.

Gesang.

Mel. Heilge Liebe ꝛc.

Urquell sel'ger Himmelsfreuden,
Jesus, dem mein Herz entbrannt;
Dich zu speisen, dich zu kleiden,
Ist, mein Heiland, mir vergönnt:

Die ihr Brod dem Armen brechen,
Ihm eröffnen Herz und Thür,
Ja, zu Ihnen wirft du sprechen:
„Seyd gesegnet, kommt zu mir!"

Laßt, in Noth und Tod, uns schwören,
Jesus Christ, mit dir vereint,
Abzutrocknen Menschenzähren,
Wo ein Bruderauge weint!

Nachsicht, Langmuth, stilles Dulden,
Kehre täglich bei uns ein;
Daß dem Bruder seine Schulden
Wir von Herzen gern verzeihn!

Güte, Wohlthun, Herzensmilde,
Mitleid, das sich gern erbarmt,
Decke sanft mit deinem Schilde
Den, der auch den Feind umarmt!

Heil'ges Herz, an dem ich hange!
Stillberedter Liebeszug,
Stern, im Welten-Untergange,
Licht, im dunkeln Aschenkrug:

Wie ein Vöglein, das verschlagen,
Weint im stillen Ocean,
Komm, zur Heimath mich zu tragen!
Liebe, dir gehör' ich an!

Vor mir fliegt die weiße Taube,
Die vor keinem Sturm erbleicht,
Weil ich an die Heimath glaube,
Hab' ich sie auch schon erreicht.

Hab' ich deinen Wink verstanden,
Ist mein Hafen auch nicht weit:
Unten seh' ich Schiffe stranden;
Mich empfängt die Ewigkeit!

„Unser täglich Brod gieb uns heute."

Es war zur Zeit der grossen Theurung im Jahr 1816, an einem trüben November-Tage; es regnete, schneite und stürmte, was nur vom Himmel herunter wollte. Da tritt ein armer Knabe, blassen Ansehens, auf zwei Krücken, die verwundeten Hände und Füsse mit Lumpen umwickelt, mitten unter unsere Kinder in den Betsaal, wo wir so eben versammelt sind. „Lieber Herr," so hebt er mit einer Stimme an, die sich bald in ein lautes und anhaltendes Weinen verlor, „wollen sie mir nicht helfen und

„beistehen in meiner grossen Noth? Ich gehe nun „schon in das dritte Jahr an dem weissen Stecken im „Lande umher! Ich bin aus dem Schwarzburgischen! „Meine Aeltern haben zwölf Kinder, und kaum Brod „für Eins! Zu meinem grössten Unglück musste ich „mit einem schweren Salzbündel, unter Arnstadt, „auf einen faulen Eichenfleck gerathen. Da bin ich „denn, weil es so morsch war, eingesunken und „wäre ganz gewiss umgekommen, hätten mich „nicht noch, wie wohl ganz spät, Arnstädter Fuhr- „leute in dem sumpfigten Geländ, worin ich steckte „und nicht wieder heraus konnte, schreien und wim- „mern gehört. Es ging schon tief in den Herbst „hinein. Die Kälte und Feuchtigkeit mochten mir „geschadet haben, denn meine Beine brachen kurz „nachher mit sieben Löchern auf. Von Tage zu Ta- „ge wurde es gefährlicher mit mir, und meine Ael- „tern, da sie sahen, dass mir nicht zu helfen war, „gaben mir ein Paar Krücken und einen Sack und „schickten mich betteln. So holte ich mir drei Jahre „Brod, durch Sachsen-Meinungen, Coburg und „das ganze Thüringer Land. Weil der Regen im- „mer auf mich herab ging, so wollten auch meine „Wunden, die bereits an Knochenfrass grenzten, „nimmer zuheilen. Nun sind auch noch zu Grafen- „hain böse Hunde, welche die Bettelbuben nicht lei- „den können, über mich hergefallen, und haben „mich blutig gebissen! Das begegnet mir oft in den „Dörfern! Ich fürchte, weil ich so klein bin, wer- „den mich die grossen Bauer- und Jägerhunde am „Thüringer Wald wohl noch am Ende zerreissen! „O lieber Herr, ich bitte Sie, um Christi Wunden „willen, haben Sie Mitleid mit mir, bringen Sie „mich zur Ruhe! Setzen Sie mich in eine Werk- „stätte! Ich will ein Schneider werden, oder was „Sie sonst wollen.“ Hier schloss die Rede des Ludwig Minner, aus dem Schwarzburgischen, im Amte Gehren. Ich aber bedachte mich keinen Augenblick, sondern wandte mich getrost zu meinen Kindern, und sprach zu ihnen voll freudiger Zuversicht diese Worte: „Liebe Kinder, wir schweben

„jetzt zwar in grosser Noth und Drangsal, und ge-
„hen einer noch grösseren Heimsuchung in dieser
„harten Theurung entgegen. Obwohl nun das Pfund
„Brod bereits so viel als sonst ein Pfund Fleisch ko-
„stet, und ich menschlicher Weise kaum weiss, wo
„ich nur Brod, geschweige denn die andern Lebens-
„bedürfnisse, für euch alle in Zukunft hernehmen
„soll; so sey doch der allerbarmende Gott davor,
„dass ich auch nur Einen von euch desshalb un-
„barmherzig fortschicken, und dem grenzenlosen
„Elend an der Landstrasse, wovon ihr so eben aus
„dem Munde dieses Ludwig Minner, aus dem
„Schwarzburgischen, gehört habt, Preis geben soll-
„te! Sehet zu! Das Wasser des Trübsals ist hoch
„angewachsen, und die Wellen gehen uns fast über
„unserm Kopfe zusammen; aber ich achte dafür,
„weil diese Prüfung vom Herrn kommt, so wird
„auch die Hülfe dessen, der Himmel und Erde ge-
„macht hat, für dieses Mal nicht ausbleiben. Wir
„beten ja täglich zu ihm: „„Unser täglich
„„Brod gieb uns heute!““ Wie sollte wohl
„der ewige Vater, der die Lilien auf dem Felde klei-
„det, und die Vöglein unter dem Himmel nicht ver-
„gisst, so vieler armen Kinder in Thüringen verges-
„sen, die seinem Schutz, Schirm und gnadenrei-
„chen Beistand so dringend empfohlen sind! Nicht
„nur, liebe Kinder, will ich keins von euch in die-
„sen harten Zeitläuften fortschicken, sondern auch
„eure Anzahl noch mit diesem Ludwig Minner,
„in Gottes Namen, vermehren, der ein Fremder,
„ein Schwarzburg-Rudolstädter ist, und, wie
„die Welt sagt, uns nichts weiter als die Christen-
„heit angeht. Ich aber sage euch dieses Wort, und
„werde euch zu seiner Zeit an diese Stunde, worin
„ich es gesagt habe, wieder freudig erinnern: Segen
„und Heil wird aus der Aufnahme dieses Ludwig
„Minner reichlich auf unsre Anstalt fliessen, und
„Gott, der ihn über den Thüringer Wald, durch
„Schnee und Regen, wohl nicht vergeblich heute
„zu uns gesandt hat, wird auch für Brod, nicht
„nur für ihn, sondern auch für uns Alle sorgen.“

So geschah es denn auch in der That. Ein barmherziger Samariter, ein armer Schneider auf dem Lande, nahm den Ludwig Minner gegen ein mässiges Lehrgeld in seine Werkstatt auf. Seine Wunden wurden sämmtlich geheilt. Schon um Johannis des nämlichen Jahres ging er ohne Krücken. Um dieselbe Zeit begab es sich, dass die hochgesinnte Rudolstädtisch-Schwarzburgische Fürsten-Familie der Anstalt ein Geschenk von 500 Thalern verehrte, mit dem echt menschenfreundlichen Zusatz: wofern irgend ein verirrtes Schwarzburg-Rudolstädtisches Kind uns jetzt, oder in Zukunft begegnete, demselben liebend unsere Hand zu reichen. Also rechtfertigte der himmlische Vater abermals unser so unumschränkt in ihn gesetztes Vertrauen. Wir aber, in der Mitte unserer im Betsaal versammelten Kinder, erhoben freudig die Augen gen Himmel, und erinnerten sie sämmtlich an das Wort, was wir, an jenem merkwürdigen November-Nachmittage, zu ihnen gesprochen hatten. Sodann liessen wir, nicht ohne eine allgemeine und sichtbare Herzenserhebung ein

„Gloria sey dir gesungen,
„Mit Menschen- und mit Engelzungen“

von ihnen anstimmen. —

„Und vergieb uns unsere Schuld!“

Es ist ein großes Wort in der heiligen Schrift: „Die Liebe überwindet Alles.“ Davon kann auch Johann Wilhelm Stellenberg aus Wiegendorf bei Weimar einen schönen Beweis abgeben. Hätte sein strenger, aber sehr rechtschaffener Meister, der Leinenweber Büchner zu Weimar, nicht Nachsicht, Langmuth und Erbarmen mit diesem verirrten Knaben ausgeübt; wäre die Anstalt nicht eben so unermüdlich in ihren Nachforschungen gewesen, wo es galt, den Stellenberg wieder auf den rechten Weg, d. h. in seine Werkstätte zurück zu bringen: so ging dieser Knabe eben so gewiß verloren, wie einer seiner Brüder, der in seinem achten Jahre, als er in der Schule Schläge bekam, plötzlich verschwand, ohne daß seitdem irgend ein Mensch etwas weiter von ihm gehört hat. Die Acl-

tern zu Wiegendorf sind nämlich arme Leute, und kämpfen mit allen Nahrungssorgen, die mit der Erhaltung von zehn lebendigen Kindern verknüpft sind. Auch Wilhelm Stellenberg wurde früh in die umliegenden Dörfer ausgeschickt, um sich selber sein Brod zu holen. Dadurch war ihm die herumschweifende Lebensart in Wäldern, Wiesen und Bergen gleichsam zur andern Natur geworden. In keiner Werkstätte wollte es ihm behagen; eben so wenig in einem Herrendienst. Wann er im Frühling an seiner Arbeit oder an seinem Weberstuhl saß, so war es ihm, wie er mir selbst erzählte, als ob jedes Vögelein, das piepend an ihm vorüberflog, zu ihm sagte: „Wilhelm Stellenberg, wo bleibst du? Die „Kirschbäume zu Lützendorf blühen längst, warum kommst „du nicht? Der Sommer ist vor der Thür! Gedenke „der Obsthütten, und wie es schön im Grünen ist! Ich „pfeife auf einem Baum, und du kannst indeß auf einem „Blatt pfeifen!" Weinend gab er dann dieser Einladung Gehör. Die Sehnsucht nach Wald und Bergen befiel ihn so gewaltig, wie das Heimweh den Schweizer. — Er nahm sein Nachtlager nicht selten im Freien. Windmühlen und grüne Büsche waren sodann seine Schlafstätte. Wohin dies wilde Leben führt, welche gefährliche Verbindungen es die Jugend, besonders in unsern Waldgegenden, anknüpfen läßt, ist durch mehr als hundert Aktenstücke, die vor unsern Augen liegen, sattsam erwiesen. Geduld und Liebe besiegen aber doch endlich auch diesen tief eingewurzelten Trieb der Natur; man muß aber freilich nicht müde werden, den zum Zwanzigstenmale entlaufenen Knaben gütig wieder aufzunehmen!

Stellenberg ist dermalen ein sehr ordentlicher und arbeitsamer Webergesell, der die Vögel ihren Gesang pfeifen, und die Windmühlen ihren Gang gehen läßt, und Alles aus jener wilden Zeit vergessen hat, außer der ihm von seinem Meister erwiesenen großen Liebe und Treue, die noch, Gott sey Dank, wie das hier unten beigefügte Zeugniß beweis't, bei ihm im frischen Gedächtniß ist.

„Ich, Johann Wilhelm Stellenberg, bekenne hier„durch, wie mir Anfangs der Weg zum Guten so sauer „geworden, daß ich mir gar oft am Hackeklotz

„habe

„habe die Finger abhacken wollen, um nur kein „Leineweber werden zu dürfen: aber Gott und guten „Menschen sey es ewig gedankt, daß der Teufel, der „mich so schwer versucht, von mir hat weichen müssen. „Künftige Pfingsten habe ich, mit Gottes Hülfe, ausge„lernt, und will mich bestreben, Meister und Vorge„setzten, auch als Gesell Ehre und Freude zu machen, „darum ich dieses auch eigenhändig unterzeichne."

Johann Wilhelm Stellenberg.

„Und führe uns nicht in Versuchung."

Das ist ein wohl zu bedenkendes, Inhalt schweres Wort! Das ist ein Gebet, das jeder Mensch hundertmal des Tages, für sich im Stillen sprechen kann, ohne dass desselben je zu viel wird. Und wenn du dich in ein Kloster verschliessest; und wenn du vor jedes Astloch ein Auge stecktest; und wenn du vor jeden Blutstropfen eine Schildwache stelltest: der Versucher wird doch zu dir, wie zu Christus in der Wüste, seinen Zugang finden. Darum sey auf deiner Hut! „Wachet und betet, damit ihr nicht „in Anfechtung fallet!" Ja, wenn die Hölle gleich so im Anfang ihre Pforten angelbreit aufthäte, und mit Feuer und Schwefel rauchte, so würden wohl Manche aus Furcht davon laufen; aber so sollte man denken, wenn man sie zuerst erblickt, dass es weiter nichts als eine lustig bemalte Schenke wäre; auch der Geruch, der aus derselben herauskömmt, hat nicht das Geringste an sich, was ihn verdächtig machen könnte; zuweilen könnte man ihn sogar für Portorico halten! Wer in aller Welt sollte auch glauben, dass die Hölle zuweilen in einer Tabackspfeife glimmte, und dass der Versucher sich in ein Pfeifenrohr verkröche? Und doch, liebe Kinder, ist dem so! Hört zu; ich will euch eine Geschichte erzählen, die in unserer eigenen Mitte vorgefallen ist.

Ihr kennt alle den unglücklichen Burschen, neunzehn Jahr alt, der kürzlich einen Ochsen gestohlen hat, und nun gerechter Weise dafür zu W. im Zuchthause sitzt. Nun lasst uns doch ein wenig sehen,

wie es der Versucher anfing, ehe er denselben, wie die Spinne eine Fliege, so listig umspann, und in sein Garn brachte! Merkt wohl! Es ist kein falsches Wort in dem, was ich euch sage, und wenn ihr diese Geschichte, die ihr selbst erlebet, recht zu Herzen nehmt; so könnt ihr den Versucher daraus, von Kopf bis zu Fuss, kennen lernen, und euch vor seinen Versuchungen und seiner Arglist, weil es noch Zeit ist, in Acht nehmen.

Obengenannter Bursche nun war ein Schuhmacher, und lernte zu Weimar in einer Werkstätte. Das „Arbeite!“ hatte er wohl und tüchtig aufgefasst; nur, dass er von dem „Bete!“ wenig, oder gar nichts wissen wollte. Er folgte dabei seiner natürlichen Neigung, und liess sich das Beispiel solcher lustigen Gesellen zum Muster dienen, die lieber ihren Sonntag in den Schenken, als in den Kirchen, zubringen, und wenn zuletzt alle Stränge reissen, mit einem Strick, oder wie neulich der Schlosser S., mit einem Pistolenschuss, enden. Das sind die Früchte, die wir im Reiche dieser Welt ärnten; süss im Anfang, aber vom bittersten Nachgeschmack. Wie der Meister, dem man dient, so der Lohn! Was könnt ihr vom Teufel anders erwarten, als dass er euch zuletzt den Hals bricht! Von Gott kommt das nicht! Denn der euch nach seinem Ebenbilde geschaffen hat, wird sein eignes Werk nicht so grausam zu vernichten trachten. Wenn ihr dies bedenkt, so wisst ihr auch, wer solchen Leuten die Pistolen ladet. Glücklich alle Bursche, bei denen solche verkehrte Neigungen mit Gewalt heraus wollen, wenn sie noch zu rechter Zeit einen braven Meister finden, der sie in Zucht, Ordnung und Schranken hält! Salomo, oder Jesus Sirach sagt: „Gebrauche der Ruthe mit „deinem Kinde!“ Man kann aber auch dafür: „Ge„brauche des Knieriemens mit deinem Lehrburschen“ setzen. Zweihundert Bibeln und Gesangbücher auf der einen, und zweihundert Knieriemen auf der andern Seite, das ist eine uralte, feine, löbliche, ächtdeutsche, christliche Zucht, die eine Erfahrung von neun Jahren, mehr als hinlänglich in unsrer

Anstalt bestätigt hat. Wo die Meister dagegen schlaff und nachgiebig in diesem Punkte sind, und das junge Blut, wie manche sagen, das doch auch des Sonntags ein Vergnügen und eine Erholung geniessen will, anstatt es zu Kirchen und Schulen anzuhalten, ganz ohne Aufsicht in Schenken und auf Kegelbahnen, in der Irre umherlaufen und in Gährung übergehen lassen: da wird die Geschichte, die ich euch erzählen will, die mit einer Pfeife Tabak und dem Wirthshaus anfängt, und mit einem gestohlenen Ochsen und dem Zuchthaus aufhört, häufig genug wiederkommen.

Es war zu Johanni 1815. Die Maien grünten, und die Vögel sangen lustig in den Bäumen: da begegnete dem Andreas aus Umpferstedt, der eben in die Sonntagsschule nach Weimar gehen wollte, ein anderer Lehrbursche aus der Stadt, der nicht zu uns gehört, und fragte denselben: wohin er gedächte? Andreas gab ihm zur Antwort: In die Sonntagsschule! „Was lernt ihr da?“ „Schreiben, Rechnen; besonders aber Bibel und Gesangbuch.“ „Das hört man in der Kirche genug! Dafür geh' ich lieber in die Schenke! Rauchst du Taback?“ „Ich rauchte gern, aber ich habe keinen!“ „Und auch wohl keine Pfeife? Ich besitze deren zwei. Da, nimm eine davon und stopfe sie dir!“ Sie waren indess eine Strecke weiter und schon vor das Thor gekommen. „Ich dächte, du liessest heute Sonntagsschule Sonntagsschule seyn, sprach der Versucher, und gingst mit mir nach Lützendorf.“ Andreas war noch eine Weile unentschlossen. Wie der Versucher dies merkte, nahm er Feuer, ich weiss nicht recht, ob aus der Hölle, oder aus seiner Schwammdose; genug, nachdem er Feuer mit seinem Stahl angeschlagen hatte, gab er dem armen Schusterjungen ein Stück brennenden Schwammes, damit er seine Pfeife ebenfalls anzünden könnte. Andreas roch den Taback und zog den lieblichen Geruch recht begierig mit beiden Nasenlöchern in sich. „Das ist ein herrlicher Taback! Woher bekommst du den?“ befragte ihn Andreas. „Ja sieh“ — (antwortete der Versu-

cher, indem er, einmal über das andere, herzhafte Züge aus seinem Pfeifenkopf that), — „du musst es aber Niemand verrathen, es könnte mich sonst in Verdruss und Schaden bringen.“ Andreas versprach es ihm auf's Heiligste und mit einem Handschlage, und nun fuhr jener vertraulicher fort: „So „oft ich, siehst du, ein Paar Schuhe fort„trage, die 16 Gr. kosten, lasse ich mir „von den Kunden 18 oder 20 Gr. dafür ge„ben. Dem Meister geb' ich, was ihm „zukommt; das Uebrige ist mein; dafür „kaufe ich mir Taback.“ Andreas war bei diesen Worten ganz Ohr; der angenehme Geruch des Tabacks kitzelte die Nase des armen Schusterjungen, und es war, als ob ihm Jemand zu gleicher Zeit in's Ohr flüsterte: „Schuhmacher, so kannst du „es auch machen!“ Andreas merkte seinerseits das Unglücksfeuer nicht, das für ihn angeschürt in seinem kleinen Pfeifenkopf rauchte, und ging gutmüthig in die Schlinge. — Den Morgen darauf trug er ein Paar Schuhe fort, und 4 Gr. waren sein. Er verrauchte sie in Taback, und nächsten Sonntag war sein Tabacksbeutel so voll, wie der von seinem Kameraden. Die Bibel und Sonntagsschule ruhte nun gänzlich. Der Kaufmann wunderte sich, wo der Schusterjunge zu all' dem Taback, den er in seinem Kramladen holte, nur das Geld hernähme. Andreas fing nun auch an, Karten zu spielen. Einstmals wollte das Geld nicht zureichen. Da stahl er dem Meister ein Paar neue Sohlen, und auch diese wurden verspielt und in Taback verraucht. Um diese Zeit, wo sein Lehrmeister schon anfing, auf die Ehrlichkeit seines Lehrburschen einigen Verdacht zu werfen, traf es sich, dass gerade die Schwester des Meisters, die lange Zeit unter fremden Leuten diente, nach Weimar zu ihrem Bruder zum Besuch kam, und diese Person ihre Lade, worin 50 Thaler sauer verdienter Lohn lagen, auf dem Boden, nicht weit davon, wo der Lehrbursche schlief, in eine Ecke hinstellte.

Da war es, als ob die Stimme des bösen Gelüstens nach fremdem Gute zu ihm spräche:

Andreas! Was mag wohl in dieser Lade seyn? Da mögen wohl harte Thaler liegen — und Andreas dachte: Wer doch einen Schlüssel hätte! Aber das Gelüsten nach unrechtem Erwerb macht erfinderisch — habe ich keinen Schlüssel, dachte Andreas, so thut ein Nagel dieselben Dienste.

Alsbald suchte Andreas einen Nagel, und wie dieser gefunden war, sprang auch der Deckel der Lade in einem Hui auf. Die funfzig Thaler, woran die arme Dienstmagd 49 Jahr gesammelt hatte, lagen blank und baar vor seinen Augen. Andreas, ich weiss nicht, ob vor Angst oder freudiger Erwartung, zitterte am ganzen Leibe, wie er des Schatzes ansichtig wurde. Er schob das Geld gierig in seine Tasche, und dachte bei sich selbst; dass soll mir ein lustiger Sonntag werden! „Nun „brauche ich nicht bloss beim Kartenspielen und „Rauchen stehen zu bleiben, nun müssen auch „Kegel, Wein, Tanz, Mädchen, und mit der Zeit „auch wohl Billard und alle Arten von Bier und „Schnaps an die Reihe kommen.“

Andreas war schon von dem blossen Gedanken so berauscht, dass er sich in der Kammer mehrmals auf einem Bein herumdrehte. Seine Kameraden waren es zwar von jeher an ihm so gewohnt, dass Andreas, wie sie zu sagen pflegten, Geld wie Heu hatte; aber diesmal trieb er es denn doch gar zu arg. Es wusste Keiner recht, was er davon denken sollte. Es ging zu, wie um Fastnacht. Er liess sich nicht nur ein Stück nach dem andern aufspielen, sondern zog auch alle Mädchen auf den Dielen herum, klapperte mit Geld in allen Taschen; schrie, lärmte, juchhete, nannte alle ehrliche Bursche, die nichts auf den Musikteller legen konnten, Lumpenhunde, und schwur hoch und theuer: nächsten Sonntag wolle er die ganze Sonntagsschule zu Lützendorf frei in der Zeche halten. Aber die Woche ist lang — und ehe es noch wieder Sonntag war, ging seines Meisters Schwester zum Gericht, und gab ihn als

ihren Gelddieb an, weil man stark auf ihn muthmasste. Die Sache wurde näher untersucht, und Andreas musste dies Mal die Zeche allein bezahlen, und wurde sogar ein ganzes Vierteljahr hindurch mit Wasser und Brod, und wenn auch nicht mit allen Sorten von doppeltem Bier, doch mit allen Sorten von Prügeln doppelt und dreifach bedient und frei gehalten.

Wie ich dies hörte, dauerte mich der arme Bursche, und der Gedanke ging mir im Kopf herum: dass es doch schrecklich sey, dass ein junger Kerl, kaum 17 Jahr alt, schon so frühzeitig der Hölle in den offenen Rachen laufen sollte. Freilich eröffneten sich die Pforten derselben nun schon etwas weiter und breiter, wie damals, als ihr Feuer zum erstenmal unter seinem Pfeifendeckel aufglimmte, und dem armen Andreas mit dem süssen Tabacksgeruch zugleich die Besinnung nahm. Ich versuchte es daher, ihn von der Kette und vom Zuchthause bei der Regierung loszubitten. Man willfahrte liebreich meinem Gesuch, und Andreas musste öffentlich dem Handwerk eine Ehren-Erklärung thun, und somit war es gut! Aber auf wie lange?

Andreas konnte nun zwar als Schuhmacher richtig auslernen und Gesell werden; aber darum hatte ihn doch das böse Gelüsten noch nicht verlassen. Es dauerte kaum zwei Jahre, so wurde Andreas eines gestohlnen Ochsen wegen, den er bei Nacht und Nebel aus seinem Dorfe weggetrieben, verkauft, und das Geld dafür in einer Schenke vertrunken hatte, wieder eingebracht.

Jetzt sitzt er in W. im Zuchthause, und wollt ihr ihn besuchen, so kann er euch seine ganze Geschichte haarklein, wie sie anfing, von dem Pfeifendeckel, vom Taback, von den Sohlen, die er seinem Meister veruntreuete, und dafür Karte in der Schenke spielte, bis dahin, wo sie mit den 50 Thalern der Dienstmagd und dem gestohlenen Ochsen endete, der Länge nach wieder erzählen.

Daher hütet euch vor dem ersten Schritt zum Bösen, betet fleissig:

Herr! führe uns nicht in Versuchung! und wenn die Stunde der Versuchung kommt, so denket an ihn, den Allwissenden, der auch eure geheimsten Handlungen sieht, und auch jeden bösen Gedanken kennt, der in euch aufsteigt — und er wird euch stärken, dass ihr der Versuchung auch widersteht.

„Sondern erlöse uns vom Uebel."

So oft uns eine Noth oder ein Uebel betrifft, sollen wir fleißig beten, liebe Kinder, daß uns Gott von demselben erlösen möge. Aber es ist nicht genug, zu beten und dabei in Müßiggang zu verharren, oder die Hände feig und kleinmüthig in den Schooß zu legen; wir müssen auch selbst rüstig ans Werk gehen und, so viel an uns ist, dem Uebel zu steuern und alle Hindernisse aus dem Wege zu räumen suchen. Hört zu, sprach Johannes Falck zu Weimar, liebe Kinder, was ich euch bei dieser Gelegenheit von einem tüchtigen Schiffersmann, mit Namen Vanderschmissen, erzählen will. Die Geschichte schreibt sich noch aus meiner frühesten Jugend her. Um die Zeit der Aequinoctien 1778 gab es eines Tages bei Danzig einen argen Sturmwind. Die ältesten Schiffersleute an der Ostsee konnten sich kaum auf ein ähnliches Wetter an diesen Küsten besinnen. Ich wohnte damals mit meinen Aeltern nahe an den Schiffswerften. Früh Morgens sagte mein Vater zu mir: „Johannes, „komm an den Strand, es wird heute Unglücks die Menge „geben." Ich folgte ihm. — Nach einer Stunde erreichten wir die Danziger Münde, von da ging's weiter an das offene Meer. Es war ein kläglicher und herzzerreißender Anblick! Koffer, Trümmer von Schiffen, Tonnen, Ballen von Waaren trieben unter und durcheinander. Der alte Schiffsherr Petersen, der auch in unserer Nachbarschaft wohnte, begegnete uns hier und erzählte meinem Vater: „Vierzehn bemannte Fahrzeuge, „eins schmucker als das andere, Engländer, Dänen, „Schweden, seyen in dieser wilden und stürmischen Nacht „mit Mann und Maus untergegangen." Indem wir noch so mit einander sprachen, trieb mitten unter den Planken eines gescheiterten Schiffes, ein männlicher Leichnam

ans Ufer. Weinende Schifferweiber mit ihren Kindern umringten ihn sogleich, um zu sehen, ob es ein Bekannter, Vater, Freund oder Bruder von ihnen wäre, aber in den von Schaum, Moos und Meergras verstellten Gesichtszügen, hielt es schwer, eine Aehnlichkeit zu entdecken, oder die entdeckte weiter zu verfolgen. So traurig beschäftigt erscholl uns plötzlich ein Gesang aus dem Meer. Drei nackte Schiffsmänner saßen in einem Boot und ruderten mit beigelegtem Segel dem Ufer zu. Aus dem gräßlichen Tumult der vergangenen Nacht gerettet, brachten sie dem Herrn mitten unter Sturmwind, Blitzen und Leichen, ein fröhliches Lied zur Morgengabe. Hier ist es:

Altes Schiffslied von der Ostsee.

Nach dem Sturme fahren wir
Sicher durch die Wellen,
Lassen, großer Schöpfer, dir
Unser Lob erschallen.

Lobet ihn mit Herz und Mund,
Lobet ihn zu jeder Stund'!
Christ! Kyri—e!
Komm zu uns auf die See!

Einst in meiner letzten Noth
Laß mich nicht versinken,
Soll ich von dem bittern Tod
Well' auf Welle trinken,

Reich mir dann, Lieb' entbrannt,
Herr! dein' Glaubenshand.
Christ! Kyri—e!
Komm zu uns auf die See!

Die nähere Geschichte dieses Liedes ist folgende: Drei Matrosen, Peter aus dem Frischen Haff, Classen aus Amsterdam und Vanderschmissen aus Haarburg, verloren im Sturme der vergangenen Nacht, wie ihr Schiff, so ihre gesammten Habseligkeiten. Kaum noch, daß sie selbst ihr Leben in einem kleinen Boote nothdürftig davon brachten. Wie sie nun in demselben traurig dasaßen, begab es sich, daß der Wind immer heftiger strich, und das Boot sich ganz auf die eine Seite legte. Da erschraken sie alle; am meisten aber Peter aus dem Frischen Haff. Dieser nahm das Wort und sprach: „O Herr hilf! Nun werden wir wohl verloren seyn,

„wenn wir noch um einige Faden näher an die Brandung gerathen!“ Hierauf nahm er das Gesangbuch zur Hand, und wollte nicht weiter handthieren. Desselbengleichen auch Classen aus Amsterdam. Dieser versicherte: „Nun gehe ihm erst über den Spruch in der Bibel: „„Der du machest deine Engel zu Winden, und deine „„Diener zu Feuerflammen,““ das rechte Licht auf;“ von Steuer und Ruder wollte auch er nichts mehr wissen, sondern lieber ein andächtiges Vaterunser beten. Somit zog er seinen Hut ab, Classen und Vanderschmissen ebenfalls, und so beteten alle drei. Als sie aber an die Bitte kamen: „Sondern erlöse uns vom Uebel“ sagte Vanderschmissen: „Halt, Brüder, da fällt mir „was ein! Eins thun und das Andere nicht lassen. „Legt das Gesangbuch aus der Hand! Beten ist gut „Ding! Wir sollen aber nicht bloß in den Himmel, sondern auch in unsere eigenen Hände schauen, die Gott ja „nicht umsonst hier an unserm Leibe erschaffen hat! „Der Wind ist kontrair, aber was geht uns das an, „wenn uns nur unser Herr Gott seine Gunst schenkt! „Vor Feuer, Wasser und Luft fürchte ich mich gerade „nicht, sie sind ja auch sein Werk und sind ihm unterthan. So mächtig sie daher auch ihre Riesenfaust ballen „und auf unser kleines Schiff losschlagen, so sind das „doch Alles nur eitle Drohungen. Alle Haare auf unserm Haupte sind gezählt, und so können sie uns nichts „anhaben, wenn es nicht Gottes ausdrücklicher Wille „und Geheiß ist. Engel sind sie, das steht in der heiligen Schrift, und hat seine Richtigkeit; aber es giebt „auch böse Engel, und das ist auch wahr. Von welcher „Art diese sind, die in der vergangenen Nacht so garstig „mit uns und unserm Schiffe umsprangen, weiß ich nicht; „aber das weiß ich, daß der Mensch, wenn er auf guten „Wegen geht, sich auch vor bösen Geistern nicht zu „fürchten braucht. Darum gedenke ich auch, mit Gottes „Hülfe, mir diese trotzigen Kameraden, durch ein kleines „Stück ausgespannter Leinewand vom Halse zu schaffen „und so dienstbar zu machen, daß sie uns nach Danzig, „Pillau oder irgend einem andern Hafen der Ostsee, „wohin wir unsere Fahrt richten, tragen sollen.“ Als der allenthalben mannhafte und dennoch fromme Vanderschmissen dieses Wort gesagt hatte, zog er sein Wamms

aus und sein Hemde dazu, zerriß es, nahm eine Packnadel, und flickte sich daraus ein Segeltuch zusammen. Sogleich folgten auch die Andern seinem Beispiele, und in weniger als einer Viertelstunde flatterten drei Segel an ein Paar Stangen aufgezogen. Seht ihr, liebe Kinder, das waren die drei Schiffersleute von heute früh, die nackt im Boote dasaßen und ihr:

„Christ Kyrie,
„Komm zu uns auf die See! u. s. w."

auf dem offenen Meere erschallen ließen. Ja, edler und frommer Wanderschmissen, du hattest Recht! Die ewige Liebe und gränzenlose Barmherzigkeit unsers Gottes, die in der Menschensprache Jesus Christus genannt wird, will gewiß nicht, daß wir im Meere umkommen, oder ein Spiel des wilden Elementes werden sollen. Eben, indem sie uns Geist und Vernunft gab, hat sie uns auch zugleich die Mittel zu unserer eigenen Rettung, in die Hände gelegt.

„Erlöf' uns von dem Uebel,"

so hattest du den himmlischen Vater, mitten im Tumult des wilden Meeres, angerufen; aber dabei hattest du es nicht bewenden lassen, sondern auch selbst, um dich vom Uebel zu befreien, männlich Anstalt getroffen. Du hast nicht nur

„Christ Kyrie,
„Komm zu uns auf die See!"

auf dem wilden Meer gesungen; sondern als der Herr nun kam, um dir die Hand zu reichen, bist du ihm auch selbst muthig und mit Gottvertrauen entgegen geschritten.

Inhalt.

		Seite
	Biographie des Herrn v. Rochow	V
1.	Ein Gebet für kleine Kinder	1
2.	Tischgebet	1
3.	Frühlingslied	1
4.	Das aufrichtige Kind	2
5.	Das arme Kindermädchen	2
6.	Klaus und Fritz	3
7.	Die Apfelkerne	3
8.	Die kleine Lügnerinn	4
9.	Die Mutter und das Kind	5
10.	Wie gut ist es, wenn man etwas Nützliches gelernt hat	6
11.	Das Vogelnest	6
12.	Aerntelied	7
13.	Von Spielen und Vergnügungen	7
14.	Der kleine Dieb	8
15.	Die ungleichen Brüder	8
16.	Der Baumverderber	9
17.	Ursach und Wirkung	9
18.	Die Mausefalle	10
19.	Die verständige Mutter	10
20.	Die betrübten Mütter	10
21.	Aehnlich und unähnlich	11
22.	Vom Nutzen des Vertrauens auf Gott	12
23.	Die gute Magd	13
24.	Der gute Knecht	13
25.	Kinderlied	14
26.	Der Hirte	14

		Seite
27.	Das wohlthätige Kind	15
28.	Der dankbare Sohn	15
29.	Die neidische Nachbarinn	16
30.	Der Freund in der Noth	16
31.	Die Folgen des Unfriedens	17
32.	Der Vater und der Sohn	17
33.	Der Furchtsame	18
34.	Der Abergläubige	19
35.	Allzuviel ist ungesund	20
36.	Der böse Knecht	20
37.	Gute Gedanken	21
38.	Vom Nutzen des Lesens und Schreibens	21
39.	Die Besserung	22
40.	Der wohlthätige Arme	22
41.	Die Fremden	23
42.	Die Tagelöhner	23
43.	Der Hehler	24
44.	Die beiden Bauern	24
45.	Der Zweifler	25
46.	Die Canton-Revision	25
47.	Die Strafe	26
48.	Der Heuchler oder Augendiener	27
49.	Die gute Gewohnheit	27
50.	Das Leckermaul	27
51.	Vom Nutzen der wahren Frömmigkeit und von der Schädlichkeit des Lasters	28
52.	Der gute Landwirth	29
53.	Der Selbstbetrug	30
54.	Der ordentliche Kranke	30
55.	Der Ungeduldige	31
56.	Der Sanftmüthige	31
57.	Die bösen Bauern	32
58.	Der kluge Wirth bei der Theurung	32
59.	Das Glück des Tugendhaften schon hier auf Erden	33
60.	Das Testament	34
61.	Der sterbende Jüngling	34
62.	Verschiedene Folgen des ordentlichen und unordentlichen Lebens	35
63.	Es ist mehr Gutes als Böses in der Welt	35
64.	Endzwecke und Mittel	36
65.	Der gute Soldat	37
66.	Die rechtschaffene Frau	38
67.	Ein Lied	38
68.	Die guten Brautleute	39
69.	Briefe	39

Seite

70. Die kluge Wahl 41
71. Vom Nutzen der Obrigkeit . . 42
72. Das Gewitter 43
73. Von den Vorzügen des Landlebens . 43
74. Vom Wachsthum der Pflanzen . 45
75. Der Alte 47
76. Der Unverschämte . . . 48
77. Der Prediger und die Zuhörer . 49
78. Die Zugvögel . . . 49
79. Die beiden Schulkinder . . 51
80. Das Kind und der Vater. (Ein Gespräch.) 51
81. Die Tugend ist eine lange Gewohnheit 52
82. Der Geschickte . . . 54
83. Aergerniß 54
84. Nächstenliebe . . . 55
85. Der Menschenfreund . . . 55
86. Schicksal 56
87. Nachtheil der Unwissenheit . . 57
88. Vom Nutzen des richtigen Denkens bei dem Ackerbau 58
89. Vom Nutzen des richtigen Denkens bei der Viehzucht 59
90. Die gute Schwester . . . 60
91. Auch an die Nachkommen muß man denken 61
92. Die Kunst, ohne Reue fröhlich zu seyn 61
93. Frage eines Schulkindes an seinen Lehrer 63
94. Der Pachtlustige . . . 64
95. Die schlechte Hauswirthinn aus Unverstand 64
96. Der Abwendigmacher . . 65
97. Der Eigensinnige . . . 65
98. Der große Zank aus kleinen Ursachen . 66
99. Der Todtschläger . . . 66
100. Das übelangewandte Sprüchwort . 67
101. Ein magerer Vergleich ist besser, als ein fetter Prozeß . . . 67
102. Die Bienenzucht. (Ein Gespräch.) . 68
103. Verachtung des Gemeinbestens bringt oft eigenen Schaden . . . 69
104. Die bösen Scheundrescher . . 70
105. Der Verschwender . . . 71
106. Der Geizige, als der größte Thor . 71
107. Die schädliche Erbschaft . . 72
108. Unterschied zwischen Sparsamkeit und Geiz 73
109. Die Kleinigkeit . . . 74
110. Die schädliche Kur . . . 74

		Seite
111.	Der gute aber nicht geglaubte Rath	75
112.	Das thörichte Kind	76
113.	Gesundheit und Krankheit. (Ein Gespräch.)	76
114.	Bekanntmachung eines Mittels, die Blattern ohne große Gefahr zu bekommen. (ein Gespr.)	78
115.	Von den Mitteln, Todtscheinende zu retten	79
116.	Von den Kennzeichen des gewissen Todes	83
117.	Von den Nahrungsmitteln	83
118.	Von wahren und falschen Freunden	85
119.	Groß und klein	86
120.	Die Wahrheit	87
121.	Die Reisenden	87
122.	Der Taschenspieler und der Bauer	88
123.	Der neue Pflug	89
124.	Martin und sein Lehrer	89
125.	Die Aufhebung der Gemeinheiten. (Ein Gespr.)	92
126.	Die Stallfütterung des Rindviehes. (Ein Gespräch.)	93
127.	Der Halsstarrige oder Widerspenstige	95
128.	Der Höfliche und Bescheidene	95
129.	Das ordentliche Dorf	96
130.	Der Schulze	97
131.	Naher Vortheil bringt oft entfernten Schaden	98
132.	Der durch Unordnung verarmte Bauer	98
133.	Wodurch du sündigest, dadurch wirst du oft gestraft	99
134.	Fleiß bleibt selten unbelohnt	99
135.	Der Seidenbau. (Ein Gespräch.)	100
136.	Das Korn ist wohlfeil	101
137.	Von den Eigenschaften eines guten Hirten	102
138.	Die Aufhetzerinn	102
139.	Die Communicanten	103
140.	Die großmüthigen Soldaten	103
141.	Der Freund in der Noth	104
142.	Die Krieger	105
143.	Mäßigkeit. (Ein Gespräch.)	105
144.	Der gewissenlose Wittwer	107
145.	Die Stiefmutter	108
146.	Die schlimme Frau	109
147.	Die Lerche. (Eine Fabel.)	110
148.	Glückseligkeit	111
149.	Der zufriedene Hausvater	112
150.	Aberglauben	113
151.	—	114
152.	Das entdeckte Gespenst	115
153.	Der Bibelleser	116

Seite

154. Der Zuhörer, wie er seyn soll 117
155. Anton . . . 117
156. Die Wieder-Erstattung . . 118
157. Der Herr kommt . . . 119
158. Von glauben und nicht glauben. (Ein Gespräch.) 120
159. Vom Rechtthun. (Ein Gespräch.) . 122
160. Die traurigen Folgen der Neigung zum Trunk 125
161. Selbstprüfung. (Ein Gespräch.) . 126
162. Der Herr und der Gärtner, oder der Gebrauch der Bibel 129
163. Anwendung des Gelesenen in einem Gebet 129
164. Von der Seligkeit . . . 129
165. Das Examen 131
166. Erhebt euch nicht durch eure Kleidung über euern Stand . . . 132
167. Das Alten-Theil . . . 134
168. Stoff zum Unterricht in kurzen Sätzen . 134
169. Der Abschied . . . 136
170. Die Jahreszeiten . . . 137
171. Aus „Lienhard und Gertrud" einem Buche für das Volk . . . 151
172. Morgenlied . . . 164
173. Morgengebet . . . 165
174. Abendgebet . . . 166
175. Nach geendigter Arbeit . . 166
176. Tischlied 167
177. Lobgesang . . . 168
178. Allgemeiner Lobgesang . . 168
179. Gebet der Kinder . . . 168
180. Bitte eines Schulkindes . . 169
181. Die zukünftige Seligkeit . . 169
182. Flüchtigkeit der Zeit . . 170
183. Morgengesang im Frühling . 170
184. Die Sonne . . . 171
185. Sommerlied . . . 172
186. Aerntelied 174
187. Der Herbst 174
188. Der Winter . . . 175
189. Der Strom . . . 176
190. Zufriedenheit . . . 177
191. Ermunterung zur Redlichkeit . 177
192. Der Lehrer Würde . . . 178
193. Jesu Wundermacht . . . 179
194. Wunder überall . . . 180
195. Der Jüngling zu Nain . . 180
196. Jesus der Kinderfreund . . 181
197. Jesus der Lehrer . . . 182
198. Millionen Gäste an Gottes Tafel . 183

		Seite
199.	Wahres Christenthum	184
200.	Treu und Glauben	185
201.	Anbetung im Geiste und in der Wahrheit	185
202.	Jesus, der Armen Trost	185
203.	Gestärkte Hoffnung	186
204.	Seliger Glaube	186
205.	Das erste Abendmahl junger Christen	187
206.	Das Grab	188
207.	Der Säemann	189
208.	Eile zur Pflicht	189
209.	Der gute Hirt	190
210.	Froher Muth	190
211.	Vergebet, so wird euch vergeben	192
212.	Gebet, so wird euch gegeben	192
213.	Die Wittwe bei dem Gotteskasten	193
214.	Gedenke der Rechenschaft	193
215.	Der Fleiss	194
216.	Warnung und Trost der Sterblichkeit	194
217.	Der Wahrheit Freund ist Gottes Freund	195
218.	Vaterlandsliebe	196
219.	Der beste Trost	197
220.	Bei Versetzung und Aufnahme neuer Schüler	197
221.	Beim Schluß des Schuljahres	198
222.	Schlusslied	199
Anhang:		200

In meinem Verlage erschien 1828:

Aufgaben zum Tafelrechnen auf A. 140 Tafeln oder Vorlegeblätter, welche die im gewöhnlichen Leben vorkommenden Rechnungsarten ohne Brüche, und B. 120 Tafeln, welche die Rechnungsarten mit Brüchen enthalten. Ein Erleichterungsmittel beim Unterricht im Tafelrechnen für Stadt- und Landschulen. Bearbeitet von C. Deutsch, Lehrer an der höhern Töchterschule in Brandenburg, in 8. 39½ Bogen. Preis 1 thlr.

Diese Vorlegeblätter, von der Hand eines geübten practischen Schulmannes, empfehlen sich durch wirkliche Vorzüge vor allen vorhandenen älteren, indem sie sich über alle im gewöhnlichen Leben vorkommenden Rechnungsarten verbreiten, und auf den neuen Preuß. Münzfuß der Silbergroschen vorzüglich Rücksicht genommen ist, auch die Menge der Beispiele die stärksten Klassen befriedigen kann.

Brandenburg, den 2. März 1829. J. J. Wiesike.

3 0112 054157638